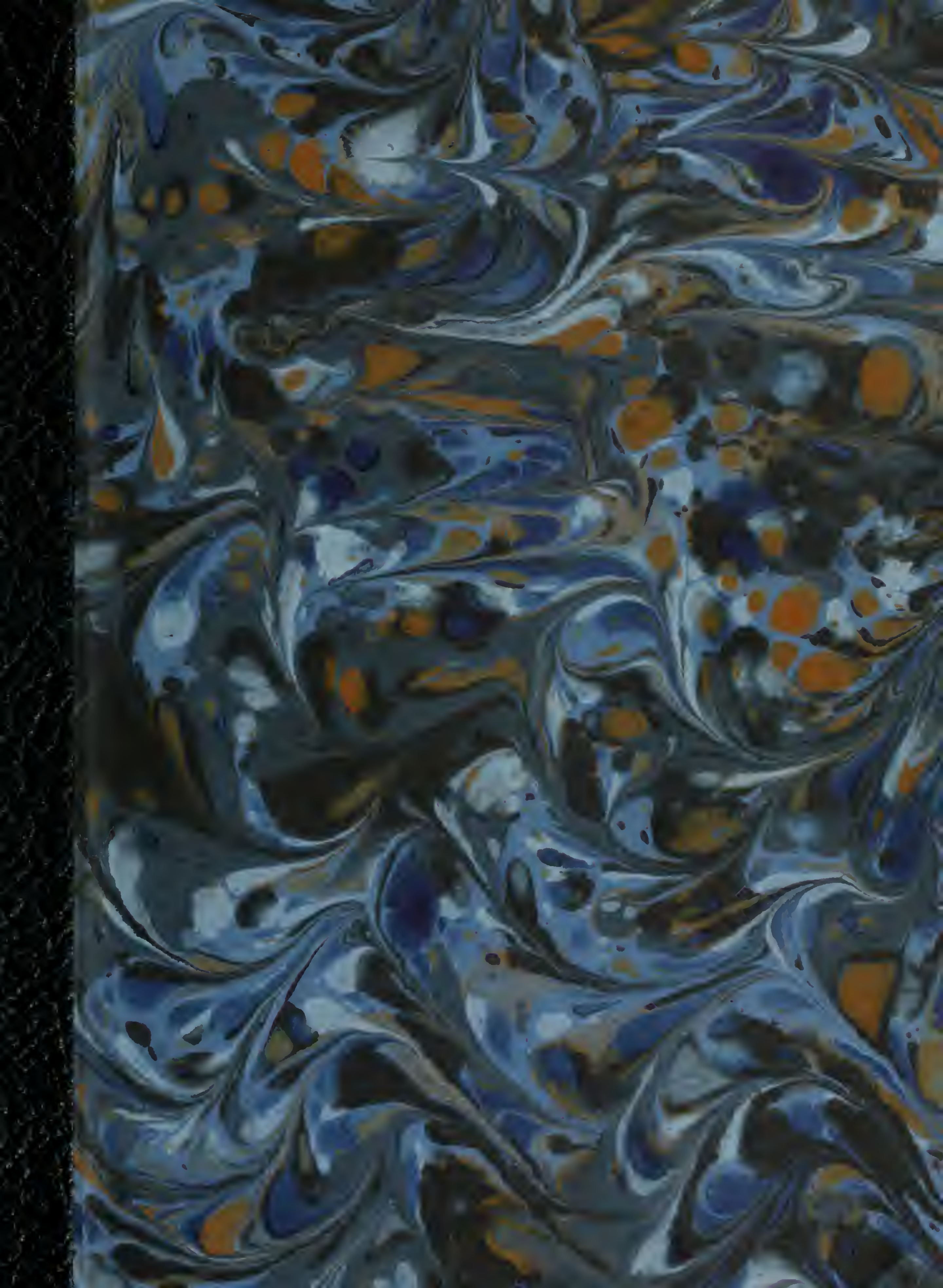


Veröffentlichungen

der

Grossherzoglich Badischen

Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde

in Karlsruhe

und des

Karlsruher Altertumsvereins.

Drittes Heft 1902.

Karlsruhe.

Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.

1902.



Der Marktbrunnen von Durlach.
(1862 abgebrochen).
Zeichnung von K. Weysser.

Veröffentlichungen

der

Grossherzoglich Badischen

Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde

in Karlsruhe

und des

Karlsruher Altertumsvereins.

Drittes Heft 1902.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei.
1902.

Dem vorliegenden Hefte unserer Veröffentlichungen wird der besondere Vorzug zuteil, dass seine Herausgabe dem Jahre angehört, in welchem dem Badischen Lande das erhebende Fest des *50-jährigen Regierungs-Jubiläums* seines in Ehrfurcht geliebten Landesherrn, Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Friedrich zu feiern beschieden war.

Wir wissen, welche gewaltige Förderung auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens seine segensreiche Regierung dem Lande und dem Volke gebracht hat. Zu welch reichen und schönen Zielen unter derselben auch die vaterländische Geschichtsforschung im wissenschaftlichen und patriotischen Sinne gedeihen durfte, möchten wir mit durch die Resultate unserer Arbeit bezeugen, mit welchen wir in ehrerbietiger Dankbarkeit unsere Huldigung darzubringen wünschen.



VERÖFFENTLICHUNGEN.

Das erste Heft der Veröffentlichungen (für die Mitglieder des Karlsruher Altertumsvereins als zwangloses Heft II) erschien zur Begrüssung der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Konstanz 1895 im selben Verlag. Es enthält neben der Chronik des Karlsruher Altertumsvereins folgende Abhandlungen:

1. Römische Gebäude von Wössingen, A. Bretten, von E. Wagner.
2. Die Turmbergruine bei Durlach, von demselben.
3. Wappen der Markgrafen von Baden auf Medaillen, von W. Brambach.
4. Allegorie auf St. Blasien, von Marc Rosenberg.
5. Die erste griechische Studienreise badischer Gymnasiallehrer, von E. Böckel.

Das zweite Heft erschien 1899. Es enthält neben der Chronik des Karlsruher Altertumsvereins folgende Abhandlungen:

1. Untersuchung von Pfahlbauten des Bodensees, von K. Schumacher.
2. Die steinzeitliche Ansiedlung auf dem Michelsberge bei Untergrombach, von A. Bonnet.
3. Grabhügelgruppe bei Salem, A. Überlingen, von E. Wagner.
4. Gallische Schanze bei Gerichtstetten, A. Buchen, von K. Schumacher.
5. Fränkisch-alemannische Friedhöfe von Eichtersheim (A. Sinsheim) und Bodmann (A. Stockach), von E. Wagner.
6. Archäologische Untersuchungen in Baden und neue Erwerbungen der Grossh. Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde im Jahr 1898.

Inhalt.

Zur Chronik des Karlsruher Altertumsvereins.

Seit den »Veröffentlichungen« von 1899 hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Ingenieur A. Bonnet, Maler G. M. Eckert, Direktor der Kunstgewerbeschule H. Götz, Oberbaurat Hanser, Generalarzt a. D. Dr. A. Hoffmann, Regierungsrat Th. Krauth.

In den Vorstand ist neu eingetreten Herr Archivdirektor Geheimrat Dr. von Weech; das Amt als Schriftführer übernahm Herr Archivassessor Dr. Brunner an Stelle des jetzigen I. Direktors des Römisch-Germanischen Museums in Mainz, Herrn Prof. Dr. K. Schumacher.

Es wurden wieder mit Unterstützung aus Vereinsmitteln einige archäologische Untersuchungen (Unterirdischer Gang an der Turmbergruine bei Durlach, Römische Trümmer bei Bauschlott, A. Pforzheim), vorgenommen; sonst beschränkte sich die Thätigkeit des Vereins auf Vortragssitzungen während des Winters.

Vorträge, gehalten im Altertumsverein.

1899 November 30. Wagner, Untersuchung des unterirdischen Gangs der Turmbergruine bei Durlach.

Dezember 21. Schumacher, Über die Ergebnisse der Reichslimesuntersuchung für die älteste Geschichte Badens.

1900 Februar 8. Hausrath, Über die Besiedelungsgeschichte der Campagna di Roma.

März 1. Brunner, Heinrich von Klingenberg, ein Staatsmann und Kunstfreund auf dem Konstanzer Bischofsstuhl 1293—1306.

Oktober 25. Luckenbach, Über Römisch-Germanische Forschungen der letzten Jahre.

November 29. von Oechelhäuser, Reiseeindrücke in Dalmatien.

1901 Januar 17. Goos, Über das griechische Theater.

Februar 21. von Lichtenberg, Über das alte Etrurien.

April 25. Hamm, Über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Jagd.

Oktober 31. Wagner, Über die Statue des Markgrafen Karls II. in Durlach und über süddeutsche Stadtbrunnenfiguren.

November 28. Luckenbach, Palast und Haus in Griechenland. — Wagner, Über die römische Ausgrabung in Bauschlott.

1902 Februar 22. Rosenberg, Über eine verlorene Technik. — Wagner, Alemannische Ausgrabung bei Sasbach am Kaiserstuhl.

Referate über die Vorträge

(unter Verantwortlichkeit der Vortragenden).

I. Altertum.

A. Allgemeineres.

Professor Dr. Hausrath, Über die Besiedelungsgeschichte der Campagna di Roma. 8. Febr. 1900. Bad. Landesztg. v. 14. Febr. 1900.

Redner ging von der Schilderung der Bodenstruktur in der Campagna aus und betonte namentlich den ungemeinen Wasserreichtum, der daraus zu erklären ist, dass die zahlreichen, in alten Kraterkesseln beträchtlich über der Ebene gelegenen Seen ihr Wasser mit grosser Gewalt in den lockeren Tuff hineinpressen. So ist sorgfältige Entwässerung hier die Vorbedingung für jegliche Kultur, eine Aufgabe, die bereits in Zeiten gelöst wurde, die wir heute noch als »prähistorisch« bezeichnen müssen. Neben die unterirdischen Monumentalbauten der cloaca maxima in Rom und der Emissare des Albaner- und Nemisees tritt ein fast in der ganzen Campagna nachweisbares, viel verästeltes Netz kleinerer Abzugskanäle von $1^1/_2$ m Höhe und $^1/_2$ m Breite, das sorgfältig alles Wasser aus dem hügeligen Terrain in breitere Kanäle, die den Thalsenkungen entlang zogen, abführte. Die römische Kaiserzeit hat diese Anlagen, die man nicht mehr verstand, öfters so umgebaut, dass nun Cisternen in den Gärten der Villen durch sie gespeist wurden. Eine Erinnerung an diese Bauten einer grauen Vorzeit bewahrt die römische Legende von der Eroberung von Fiedenae und Veji durch unterirdische Minen. Auf dem so vorbereiteten Boden spielen sich dann die Kämpfe zwischen Bauer und Grossgrundbesitz in der Zeit der Republik ab. Die erste Etappe gewinnt der Bauer, um die zweite umso nachdrücklicher zu verlieren. Er sichert sich im Ständekampf die politische Gleichberechtigung und durch die Ackergesetze seinen Anteil am Boden Italiens. Der Konsul Popillius rühmt sich auf seinem Grabstein, die Hirten (der Grossgrundbesitzer) überall ausgetrieben und die Bauern eingewiesen zu haben. Aber in der Periode der Weltherrschaft, an die die Römer mit sichtlichem Zögern herangetreten sind, triumphiert der Grossgrundbesitz. Der Bauer, der durch die Kriege zu oft seiner Hufe entzogen wird, kann mit dem Grossgrundbesitzer, der aus eben diesen Kriegen das billige Arbeitsmaterial des Sklavenmarkts geliefert erhält, nicht mehr konkurrieren. Auch lohnte der Getreidebau, bei dem allein die sorgfältige, intensive Kultur durch keine Sklavenarbeit zu ersetzen war, von dem Augenblick an nicht mehr, wo in Rom Getreide zu halben Preisen, dann auch ganz umsonst verteilt wurde. So siegt der Grossbetrieb mit seinen Oliven- und Weinplantagen, zu deren Gedeihen man den transalpinischen Provinzen einfach die Ausfuhr dieser Artikel untersagte. — Wie es sonst damals in der Umgebung Roms aussah, davon können wir uns aus der Einleitung zu Varros 3. Buch de re rustica und aus den Briefen der Gutsbesitzer Seneca und Plinius junior ein ziemlich deutliches Bild machen. Von dem Letzteren erfahren wir, dass in der Kaiserzeit die Preise der Grundstücke immer mehr sanken, obgleich die Regierung dem durch allerlei Massnahmen zu steuern suchte. Der Rückgang der Landwirtschaft wird wohl darin begründet sein, dass, nachdem die Eroberungskriege eingestellt waren, das Sklavenmaterial zu mangeln anfing. Die Krise wurde entschieden durch die einbrechenden Germanenscharen, die Gregorovius zur nicht ganz unbegründeten Entrüstung der Italiener als »wohlthätig regenerierende Ströme frischen Bluts in einem senilen Körper

bezeichnet. Die Campagna, die noch bis zum 5. Jahrhundert sehr bevölkert war, scheint mit Ausnahme der total verwüsteten nächsten Umgebung Roms auch im 6. bis 8. Jahrhundert leidlich kultiviert gewesen zu sein. Dann kam die gründlichste Verheerung durch die Longobarden und unmittelbar darauf die ersten Reformversuche auf dem Wege der inneren Kolonisation — die Domo Kulte der Päpste Zacharias und Hadrian I. Diese gingen unter in den Kämpfen der Feudalherren, die ihre Bauern in bewaffnete Kriegerscharen verwandelten. Es war das Verhängnis von Latium, dass hier nicht, wie in Toskana und Norditalien, die Städte soweit erstarkten, dass sie dem flachen Land vor ihren Thoren den Frieden bringen konnten. Die Heilung des Übels war im 15. Jahrhundert nicht leichter als heutzutage. Seit jener Zeit liegt die Campagna öde und über der Wüstenei brütet die Malaria.

Der Redner gab zum Schluss einen raschen Überblick über die Reformversuche der Neuzeit, die alle am gleichen Punkte gescheitert sind, dem Widerstand der Grossgrundbesitzer. Helfen kann nur die völlige Erneuerung der Drainage und die Ersetzung der extensiven Kultur (Weide) durch intensive (Getreide, Wein, Oliven, Wald). In der letzten Zeit hat die Regierung wenigstens von ihrem Enteignungsrecht Gebrauch gemacht und mit der Verpachtung kleinerer Güter unter bestimmten Meliorationsvorschriften gute Erfahrungen gemacht. Dazu kommt in erfreulich regem Grade die Beteiligung von Privaten und Gemeinden. Der unbestreitbare wirtschaftliche Aufschwung der allerletzten Zeit scheint auch der Landwirtschaft allmählich zu gute zu kommen. Und so ist die Hoffnung nicht ganz ausgeschlossen, dass auch hier mit der Zeit das alte Bild wieder erstehen möge.

Professor Dr. von Oechelhäuser, Reiseeindrücke in Dalmatien. 29. Nov. 1900. Schwäb. Merkur v. 1. Dez. 1900.

Redner gab Schilderungen von seiner Reise durch Dalmatien, bei der er von Venedig ausging und hauptsächlich Zara, Sebenico und Spalato berührte. Er berührte in kurzen Zügen die Geographie des Landes und seine Geschichte und verweilte länger bei den reichen Kunstschätzen aus römischer, altchristlicher und venezianischer Zeit, die durch viele photographische Aufnahmen erläutert wurden. Insbesondere der Palast Diocletions wurde eingehend geschildert. Der Vortrag fesselte ausnehmend die Zuhörer und mit Genugthuung nahm man die Mitteilung entgegen, dass die österreichische Regierung überall von sachkundiger Hand Wiederherstellungen der ehrwürdigen Bauwerke vornehmen lässt.

Professor Goos, Über das griechische Theater. 17. Jan. 1901. Bad. Landesztg. v. 24. Jan. 1901.

Der Vortrag fasste den gegenwärtigen Stand der wichtigsten Fragen ins Auge, welche die Betrachtung des griechischen Theaters nach den neueren Entdeckungen und Forschungen stellt. Grosse Schwierigkeiten ergeben sich bei der Behandlung dieses Gegenstandes aus dem Missverhältnisse, dass für die Blütezeit des Dramas wohl zahlreiche Stücke, aber keine Überreste der Bühneneinrichtungen vorhanden sind, während für die Zeit, aus denen die zahlreichen, seit Anfang der 80er Jahre aufgedeckten Ruinen stammen, die litterarische Überlieferung uns im Stiche lässt. Unbedingt fest steht, dass zur Zeit der grossen Tragiker und des Aristophanes Chor und Schauspieler auf dem gleichen Boden, d. h. in der Orchestra, auftraten. Seit der letzten Zeit der dichterischen Thätigkeit des Äschylus können wir dann die Einführung der Skene, d. h. eines für jede Aufführung errichteten Zeltes oder leichten Hauses für die

Schauspieler, feststellen, dessen Vorderwand derart ausgestattet wird, dass sie als Hintergrund für das Spiel dienen kann. Schwierige Punkte sind auch bei der Besprechung der Einrichtungen dieser Zeit, über die die Ansichten nicht mehr so weit auseinandergehen, die Verwendung des unterirdischen Ganges für das Verschwinden einzelner Personen oder das Auftauchen von Schattengestalten, das Erscheinen der Götter auf erhöhtem Standort oder auf der Schwebemaschine, die Darstellung von Innenscenen vermittels des Ekkyklema, »des Wagens aus der Mitte«, die Ausstattung der Personen mit Gewand und Maske. — Die Annahme, dass schon im letzten Viertel des 5. Jahrhunderts eine, wenn auch ganz niedrige Bühne mit Vorhang vorhanden war, kann der Vortragende nicht teilen. — Aus dem 4., vereinzelt vielleicht schon aus dem Ende des 5. Jahrhunderts stammen dann die ältesten Ruinen der noch erhaltenen Theater; am wichtigsten für die ganze Entwickelung ist natürlich der Lykurgische Bau in Athen, in dem sich übrigens der Vortragende auch nach den neuesten Forschungen noch keine erhöhte Bühne denken kann. Wie lange dann in der hellenistischen Zeit das (vielfach noch gut erhaltene) Proskenion mit seinen Säulen und eingeschobenen Holztafeln als Spielhintergrund bestehen blieb, wo und weshalb man anfing, auf einem erhöhten Sprechplatze zu spielen, — diese Fragen bieten ihre eigentümlichen Schwierigkeiten; weder Roberts Hypothese, dass die alten Stücke auch weiterhin in der Orchestra, die neuen auf einer Bühne dargestellt worden seien, noch Dörpfelds Annahme eines besonderen kleinasiatischen (oder östlichen) Typus, für dessen niedrigere und tiefere Bühne die optischen Schwierigkeiten durch Wegfall der unteren Sitzreihen gemindert wurden, noch Puchsteins scharfsinnige, aber sehr kühne Aufstellung von drei verschiedenen Typen der spätgriechischen Bühne räumten alle Bedenken, die sich aus den Differenzen zwischen der monumentalen und der litterarischen Überlieferung ergeben, ganz hinweg. Wichtig erscheint besonders auch noch, dass nach den neuesten Forschungen der dramatische Chor auch in den späteren Jahrhunderten durchaus nicht, wie man annehmen zu müssen glaubte, völlig verschwunden ist. Der Vortrag schloss mit dem Wunsche, dass weitere monumentale Funde die Zweifel vollends beseitigen möchten. — An den Vortrag knüpfte sich eine längere Diskussion, an welcher sich Dr. von Lichtenberg und die Professoren Luckenbach und Marx beteiligten.

Freiherr Dr. von Lichtenberg, Über das alte Etrurien. 21. Febr. 1901. Schwäb. Merkur v. 23. Febr. 1901.

Der durch Landkarten und viele Photographien erläuterte Vortrag schilderte die verschiedenen Kulturepochen des hinsichtlich seines Ursprungs noch immer rätselhaften Volkes der Etrurier und erntete reichen Beifall.

Professor Dr. Luckenbach, Palast und Haus in Griechenland. 28. Nov. 1901. Schwäb. Merkur v. 2. Dez. 1901.

Der Vortragende zeigte an Abbildungen, wie sich zuerst in der sog. Zweiten Stadt von Troja die Gestalt des ältesten bekannten griechischen Wohnhauses, bestehend aus Thorbau, Hof, rechteckigem Wohnraum mit Herd (Megaron), einer zugehörigen Vorhalle und seitlich anstehendem Frauengemach nachweisen liess. Dieselbe Anordnung fand sich in Tiryns, nur dass hier vor der Vorhalle zwei Säulen standen. Auch in der klassischen Zeit (zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts) behält das Haus noch immer die entsprechende Anlage; der Hof ist aber jetzt auf einer weiteren Seite durch eine Säulenstellung abgegrenzt (neueste Ausgrabungen von Priene). In der hellenistischen

Periode wird letzterer auf allen vier Seiten von Säulen umgeben, eine Anordnung, die sich nachher in Pompeji in den Peristilanbauten der dortigen Häuser wiederfindet, im ganzen also eine vom ursprünglichen Grundplan aus stetig weitergehende Entwickelung. Denselben Grundplan hält der Bau des griechischen Tempels, als der Wohnung des Gottes, ein; er wird dann mit der Zeit, seiner Würde entsprechend, noch mit einer Säulenhalle umgeben.

Professor Dr. M. Rosenberg, Über eine verlorene Technik. 20. Febr. 1902. Schwäb. Merkur v. 22. Febr. 1902.

Der Vortragende sprach in gewohnter formvollendeter Weise über »eine verlorene Technik«, unter der er die Granulation verstand. Er ging aus von den modernen Filigranarbeiten, die aus gleichmässigen feinen Edelmetallfäden hergestellt sind. Der Ausdruck »Filigran«, in dem die Wörter Faden und Körner stecken, lässt aber schon schliessen, dass ursprünglich ausser den Fäden noch etwas anderes da war. Der Redner zeigte ein Schmuckstück aus der Zeit der Karolinger vor, das aus gedrehten Fäden hergestellt war. Durch das Drehen erscheinen die Fäden gekörnt. Ein noch älteres Stück aus der ersten christlichen Zeit besteht aus Fäden, die durch ein gekerbtes Holz so bearbeitet sind, dass sie gekörnt aussehen. Auch diese alte Technik ist nur ein Surrogat. Bei den Etruskern finden sich Gegenstände, die mit aneinandergereihten Goldkörnern besetzt sind. Die Körner wurden in Kohlenpulver eingelegt und geschmolzen, wodurch sie die runde Form annahmen. Dann wurden sie nach der Grösse sortiert, mit einem Klebstoff auf einer Goldplatte befestigt und durch abermaliges Erwärmen mit einem Lötpulver angelötet. Andere Stücke, die sich besonders in der etruskischen Stadt Vetulonia finden, wurden so hergestellt, dass man die ganze Oberfläche einer Platte mit Goldkörnern überzog und Tiergestalten stehen liess, während man dazwischen den Untergrund abkratzte und polierte. Hierdurch erhellt der Sinn der Technik: Unterscheidung zwischen Mattgold und Glanzgold, und es würde sich lohnen, in diesem Sinne die fragliche Technik, die in ihren Anfängen auf die Phönizier zurückführt, neu zu beleben.

B. Badisches.

Professor Dr. K. Schumacher: Über die Ergebnisse der Reichslimesuntersuchung für die älteste Geschichte Badens. 21. Dez. 1899. Bad. Landesztg. v. 29. Dez. 1899.

Der Redner führte folgendes aus: Schon unter Kaiser Augustus wurde die Umgebung des Bodensees bis hinüber zum Wutachthal der römischen Provinz Raetia einverleibt. Kaiser Vespasianus besetzte im Jahre 73/74 die südliche Rheinebene und die südlichen Schwarzwaldgegenden bis zur Donau, um eine kürzere Verbindung zwischen Gallien (Strassburg) und Raetien (Augsburg) herzustellen. Sein Nachfolger Domitianus sicherte die ganze Rheinebene durch eine Kastellreihe von Mainz über Heidelberg, Baden-Baden, Offenburg und begann mit der Errichtung des Limes, der römischen Grenzbefestigung. (Auf dieses Stadium beziehen sich die Taciteischen Worte über die agri decumates: mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur). Kaiser Trajan (98—117) zog die Odenwald-Neckarlinie von Obernburg am Main über Schlossau, Scheidenthal, Neckarburken, Wimpfen und den Neckar entlang bis Cannstadt, Kaiser Hadrian (117—138) oder Antonius Pius (138—161) errichteten

die vordere Linie von Miltenberg am Main über Walldürn, Osterburken, Jagsthausen bis Lorch. Nach der Mitte des 3. Jahrhunderts mussten die Römer den Limes aufgeben und sich wieder hinter die Rheingrenze zurückziehen, diesseits nur einige Brückenköpfe und vorgeschobene Beobachtungsposten haltend. — Dieses etappenmässige Vorgehen der römischen Okkupation wird vollauf bestätigt durch die Geschichte des römischen Strassennetzes. Jedem kriegerischen Vorrücken ging die Anlage einer gesicherten Operationsbasis voraus, dem glücklichen Kriege folgte die Gangbarmachung des neuen Gebietes durch Militärstrassen. Die Hauptaufgabe derselben war, die Grenzkastelle mit den grossen Waffenplätzen am Rhein (Mainz, Speyer, Strassburg) zu verbinden, wo die Legionen standen, während an der Grenze selbst nur Freiwillige und Hilfstruppen, allerdings unter dem Kommando von Legionsoffizieren, dienten. — Auch die Privatbesiedelung des Landes bewegt sich im Rahmen der militärischen Okkupation, wie im einzelnen nachgewiesen wird. Alle fruchtbareren Teile unseres Landes, mit Ausnahme der Höhen des Odenwaldes und Schwarzwaldes, sind mit einzelstehenden Guts- und Bauernhöfen bedeckt, welche hauptsächlich Viehzucht trieben. Dazwischen lag an günstigen Stellen, namentlich an Knotenpunkten von Strassen, eine wenn auch nicht grosse Anzahl von Weilern und Dörfern. Zu Städtchen schwangen sich in unserer Gegend nur Ladenburg, Wimpfen und Baden-Baden auf. Von der einheimischen gallisch-germanischen Bevölkerung, welche von den Römern nach Thunlichkeit geschont wurde, fehlen noch fast alle Reste aus dieser Zeit, wohl hauptsächlich deshalb, weil auf die unscheinbaren Spuren ihrer Niederlassungen bis jetzt zu wenig geachtet wurde. Eine Karte grösseren Masstabes erleichterte das Verständnis des Vorgetragenen.

Professor Dr. Luckenbach, Über Römisch-Germanische Forschungen der letzten Jahre. 25. Okt. 1900. Bad. Landesztg. v. 31. Okt. 1900.

Der Vortrag wurde unterstützt durch ein Blatt mit Abbildungen, von dem jeder Zuhörer einen Abdruck erhielt. Zuerst war vom Aussehen der Germanen, ihrer Gestalt und Tracht die Rede, soweit die erhaltenen Denkmäler davon Kunde geben. Zahlreiche Gruppen von Germanen finden sich auf der Mark Aurel-Säule in Rom, deren genauere Kenntnis wünschenswert war; daher denn die ganze Säule vor fünf Jahren photographiert und die wichtigsten Stücke geformt wurden. Auch auf der Trajans-Säule finden sich Germanen, immer jedoch als Freunde der Römer; an ihrer Haartracht erkennt man manche als Sueben.

Die Münze mit dem Bilde des Quintilius Varus leitete über zu der römisch-germanischen Forschung auf dem Boden unseres deutschen Vaterlandes, zunächst an der Lippe und Weser. Hervorgehoben wurde, dass die Moorbrücken lange vor der Römerzeit in Deutschland üblich waren, und dass von Römerkastellen in dieser Gegend bisher nur ein einziges, und zwar im vergangenen Jahre, gefunden wurde, das bei Haltern an der Lippe; es wird das Kastell Aliso sein. Alle anderen für römisch gehaltenen Kastelle haben sich als Frankenlager oder als Sachsenburgen herausgestellt. Während die letzteren ganz frei von römischem Einfluss sind, ist Karl der Grosse auch hier „Römischer Kaiser“, seine Festungen schliessen sich an römische Tradition an.

Nur kurz wurden die Grabungen bei Neuwied gestreift, wo man den Ort, an dem Cäsar zweimal den Rhein überbrückte, gefunden zu haben glaubt. Die dort gelegene Rheinfestung dagegen, die man auch auf Cäsar zurückzuführen suchte, fällt,

wie neue Grabungen lehren, in viel frühere Zeit. Eingehender wurden sodann die Ergebnisse der Untersuchungen am obergermanisch-rätischen Limes vorgeführt. Der Lauf der letzten Befestigungslinie wurde zuerst besprochen: auf der ganzen Strecke von Andernach bis Regensburg war die Grenze durch einen Pallisadenzaun bezeichnet, der dann später auf der Strecke von Andernach bis Lorch durch Wall und Graben verstärkt wurde, während auf dem Stück von Lorch ab an Stelle der Pallisaden eine dicke Mauer trat. Hinter diesem »Pfahl« lagen zahlreiche Wachttürme (gegen 600) und viele Kastelle (gegen 60). Nach den erhaltenen Resten und Darstellungen auf der Trajan-Säule lassen sich die Wachttürme im Bilde wiederherstellen. Die Kastelle sind nicht bloss von verschiedener Grösse, sondern sie stimmen auch sonst nicht in allen Einzelheiten überein. Ein näheres Eingehen auf ihre Anlage ermöglichten der Grundriss eines Normalkastells und die Saalburg in ihrem alten Zustande nach dem Entwurf von Jakobi. Besonders zu beachten sind die Baulichkeiten, die in der Mitte des Lagers um einen grossen Hof gruppiert sind und heute noch allgemein den Namen Prätorium führen, schwerlich mit Recht, wenn man unter diesem Namen die Wohnung des Kommandanten versteht. Denn diese lag meist etwas seitab, gelegentlich, wie bei der Saalburg, sogar ausserhalb des Kastells. Mit mehr Recht belegen wir die grosse Anlage in der Mitte mit dem Namen Principia. Dazu gehörte vor allem das Fahnenheiligtum, das sacellum, unter dem sich das Aerarium befindet. Gegenüber an der anderen Seite des Hofes lag die grosse Exerzierhalle. — Hauptaufgabe der Grabungen war es, die zeitliche Folge aller Festungswerke zu bestimmen. Heute können wir zwischen älteren und jüngeren Anlagen scharf scheiden, wissen, dass die Steintürme anstelle von Holztürmen traten und die Erdkastelle vielfach von Steinkastellen abgelöst wurden. Wir haben einen Einblick in den Gang der römischen Eroberung gewonnen, deutlicher als vorher wissen wir, was Cäsar und Augustus, Vespasian und Domitian, Hadrian und Antonius Pius für die Ausdehnung des römischen Reiches und seine Befestigung gethan haben. Ein grosses Stück Kulturgeschichte unseres deutschen Vaterlandes und vor allem unseres Grossherzogtums stellt sich, wenn auch erst in groben Umrissen, unseren Blicken dar.

Im Anschluss an den Vortrag, machte Herr Geh. Rat Wagner einige Mitteilungen über die von der badischen Regierung im Odenwald und bei Osterburken konservierten Reste römischer Kastelle, Herr Professor Schumacher besprach einige neuere Moorfunde, welche uns Kleidungsstücke der Germanen aus dem 2.—4. Jahrhundert n. Chr. erhalten haben.

Geheimerat Wagner über die im Auftrag des Karlsruher Altertumsvereins im Juli 1901 ausgegrabenen römischen Baureste bei Bauschlott, A. Pforzheim. 28. Nov. 1901. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Jahrg. XX. 9 v. 1901.

Die Gemeinde Bauschlott, A. Pforzheim, besitzt auf ihrer Gemarkung im Wald »Hinterbach«, eine halbe Stunde nördlich vom Ort, unmittelbar westlich von der Strasse nach Bretten, eine reiche Quelle, den Diebsbrunnen, deren Wasser 1893 nach dem benachbarten Dorf Spranthal geleitet wurde. Der hierzu durch den Wald gezogene Graben legte in ca. 1/2 m Tiefe Mauerwerk und Säulchen von Backsteinplatten blos, welche auf ein römisches Gebäude mit Hypokaustenheizung schliessen liessen. Eine auf Veranlassung des Karlsruher Altertumsvereins im Juli 1901 vorgenommene Grabung bestätigte die Vermutung; es wurde im Fundament und noch wenig aufgehendem Mauerwerk ein kleines römisches Gebäude blosgelegt, das sich als Badanlage

zu erkennen gab. Die Mauern, im allgemeinen 55 cm dick, waren aus wenig zugerichtetem Muschelkalk erbaut und erhoben sich noch 50—60 cm über dem inneren Boden, soweit sie nicht der Wasserleitungsgraben (s. Fig. 1) zerstört hatte. Es liessen sich vier abgeschlossene Räume von bescheidenen Dimensionen unterscheiden. Die länglichen Räume D und E, jeder 4,40 m lang und 1,80 m breit, waren durch eine Mauer von einander getrennt, welche im Fundament 35 cm dick, sich nach oben bis zu 25 cm verdünnte. Bei a ging diese Mauer scharf bis zum Boden ab, es musste also hier die beiden Gemächer eine Thüre vereinigt haben, deren nördliches Gewände durch die Wasserleitung abgerissen war. Beide Räume D und E samt der Verlängerung des letzteren nach F zeigten einen in beiden gleich hohen ebenen Boden von weisslichem Kalkcement (ca. 10 cm dick); an den Wänden befanden sich noch Reste von Kalkbewurf. Auf dem Boden von E standen noch Hypokaustensäulchen aus quadratischen (23/23 cm) Ziegelplatten, im nördlichen Teile des Raumes vollzählig (16), vier derselben mit 12 Plättchen in ihrer ursprünglichen Höhe von 63 cm, im südlichen an ihrer ursprünglichen Stelle noch drei. Das Gemach E verlängerte sich gegen Osten in einem Anbau F, dessen nördliches Stück durch ein Ziegelmäuerchen bb abgeschlossen war, an welches sich drei weitere Plattensäulchen gegen Norden ansetzten. Am östlichen Ende, wo es sich an die Steinmauer ansetzte, schien es geflissentlich, wie zu einem Durchzug, verdünnt. An der Südwand von F hatte die Wasserleitungsgrabung noch zwei Hypokaustensäulchen blosgelegt. Leider war die Fortsetzung des Raumes F gegen Osten vollständig zerstört, so dass von einem hier zu erwartenden Feuerungsraum auch nicht einmal Schwärzung durch Kohlen mehr zu entdecken war. Der Raum D muss ebenfalls Hypokaustenheizung besessen haben, es befanden sich aber nur noch in seinem südlichen Teil einige Säulenplättchen, diese (28/23 cm) oblong und etwas grösser als die von E, bald der Länge, bald der Breite nach gelegt.

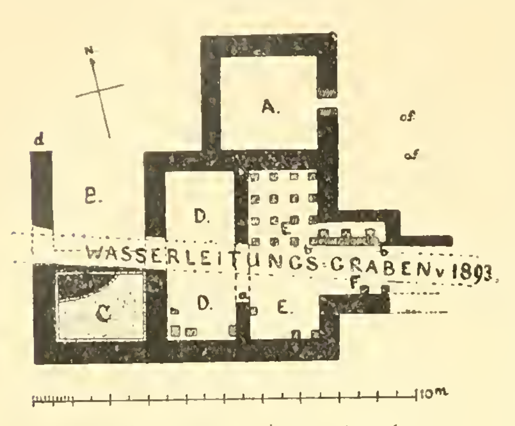


Fig. I BAUSCHLOTT. SÜDBAU (BAD), 1901.

An den südlichen Teil des Raumes D schloss sich gegen Westen das kleine rechteckige Gemach C (2,20 m 1,75 m im Lichten). Sein Boden stand 25 cm höher als der von D und E und bestand aus hartem, mit Ziegelbrocken gemischtem Kalkcement von 10 cm Dicke, das auch fast in derselben Dicke an den Wänden hinaufgezogen war; die Bodenkanten erschienen nicht scharf, sondern, um Wasserdurchlass zu verhindern, gewölbt; an der Bedeutung des Raumes als kleines Bad war nicht zu zweifeln. In der nordwestlichen Ecke erhob sich, in länglichem Bogen begrenzt und mit gleichfalls cementierter Wandung eine Mauerung von Stein, die die Rolle einer Sitzbank gespielt haben dürfte. Von Öffnungen in Wand oder Boden zum Zufluss oder Abfluss des Wassers fand sich indessen trotz genauer Untersuchung keine Spur.

Die westliche Mauer von C zog sich nordwärts in einer Gesamtlänge von 5,60 m fort bis d, wo sie ihre scharfe Endigung fand. Der Raum B muss damals gegen Norden offen gestanden haben, da auch von einer abschliessenden Mauer jegliche Spur fehlte. Ein bearbeiteter Boden wurde nicht entdeckt; immerhin war die überlagernde Erde grau, wie mit Asche (aber ohne Reste von Kohlen) gemischt.

Nördlich von E erschien noch das quadratische (2,50 m 2,50 m) Gelass A. Dasselbe zeigte denselben Kalkcementboden und in derselben Höhe wie E und D. an den Wänden Verputzreste, aber keine Spur von Hypokaustensäulchen. Dagegen war die Ostwand nahezu in der Mitte durch eine 25 cm breite Öffnung durchbrochen, deren Seidenwände aus Ziegelplatten hergestellt erschienen. Über ihre Bedeutung wurde auch durch ausgiebiges Nachgraben auf der Aussenseite der Mauer kein Aufschluss gewonnen.

Von dem oberen Boden der Hypokaustenräume konnten nur noch ganz wenige Stücke grosser Ziegelplatten mit überlagernden Cementresten gefunden werden. Überhaupt musste auffällig erscheinen, dass von eigentlichem Stein- und Bauschutt der oberen Räume des Gebäudes kaum mehr die Rede war; die Steine hatte man später ohne Zweifel sonst verbraucht und vielleicht einst das Ganze mit der dortigen lehmigen Erde geflissentlich eingeebnet. Dem entsprechend fiel auch die Ausbeute an Einzelfunden spärlich aus. Da und dort wiesen Stücke von Falzziegeln auf die einstige Dachbedeckung, wie sich in den Hypokaustenräumen auch noch einzelne Stücke von Wandheizröhren und vierkantige Eisennägel fanden. In den Räumen D, E und F lagen zerstreut einige wenige Scherben von Thongefässen, darunter solche von einem hellen Henkelkrügchen, einem kleinen geschweiften Becher und einer Schale von Siegelerde, Formen wie die von dem römischen Bau in dem zwei Stunden entfernten Wössingen (s. Veröffentl. d. Gr. Bad. Sammlungen und des Karlsruher Altertumsvereins 1895, Taf. III); die grösste Ausbeute an Scherben ergab der Raum A, wieder Stücke desselben Typus, etwa der Mitte des 2. Jahrhunderts, nach einem Stück terra sigillata zu schliessen, vielleicht schon etwas früher, angehörend. Grabungen östlich von A führten etwa 2 m (of) von der Mauer entfernt in 1,20 m Tiefe noch auf zwei Ringe von Bandeisen von 10 cm Durchmesser und 4 cm Breite mit einem äusseren Mittelgrad; starke Holzreste auf der äussern und innern Seite deuteten darauf, dass sie zum Zusammenhalt hölzerner Deichelröhren gedient haben mögen. — Die Deutung des ganzen kleinen Gebäudes als Bad wird durch das kleine Bassin C ausser Zweifel gesetzt; vielleicht haben die Räume A als Apodyterium und D und E als Tepidarium und Caldarium, oder als zwei Sudatorien verschiedener Wärmegrade gedient; was der offene Raum B besagte, war nicht festzustellen.

Etwa 50 m nördlich von dem Badegebäude war in dem sanft ansteigenden Waldgelände eine breite Erhöhung wahrnehmbar, an deren Stelle nach der Sage sich einst eine Kapelle befunden haben sollte. Die Untersuchung derselben führte auf die 40—60 cm unter dem Boden liegenden Fundamente mit noch wenig aufgehendem Mauerwerk eines zweiten grösseren römischen Gebäudes (s. Fig. 2). Seine Hauptmauern, gleichfalls aus Muschelkalkstein, in der Dicke von 85—90 cm, bildeten ein Rechteck von 15,40 m auf 19 m und reichten mit dem Fundament bis 90 cm in den Grund. Ein grosser von Süd nach Nord

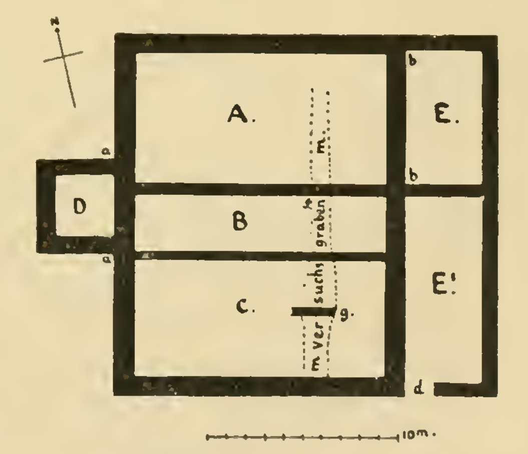


Fig. II BAUSCHLOTT. NORDBAU. 1901.

geführter Versuchsgraben mm führte auf zwei dünnere (50 und 60 cm) Quermauern (ob Steine bei g einer dritten Mauer angehörten, blieb ungewiss; ein Stück Kalkoberfläche

war vielleicht Bodenbelag), welche den Bau in zwei gleiche grössere Gelasse A und C (je 6,60 m tief) und einen sie trennenden Gang B (3,10 m breit) abteilten. Weitere Gliederung wurde nicht gefunden. Dagegen zeigten sich zwei wahrscheinlich spätere (die Mauern gingen bei aa und bb vom Hauptbau ab) Anbauten; die eine (D) westlich, viereckig (3 m 3,15 m) mit 78—86 cm dicken Mauern und gestampftem Lehmboden, die andere östlich (E, E[1]) mit Mauern von 70 cm Dicke, 4,20 m im Lichten breit, längs der ganzen Ostmauer des Hauptbaues sich hinziehend und durch eine Quermauer in zwei Gemächer E (6,60 m 4,20 m) und E[1] (10,60 m 4,20 m) geteilt. Auf der Südseite bei d blieb die Mauer aus und da hier einzelne Steine als Pflastersteine gedeutet werden konnten, mag sich an der Stelle ein Thor befunden haben.

Im Gegensatz zur Erscheinung des südlichen Badbaues war hier alles mit reichlichem Schutt von Mauersteinen, Dachziegelplatten und Mörtelstücken bedeckt; es schien aber der Platz mit den Schuttmassen geflissentlich, wahrscheinlich zu Feld- oder Waldkultur, eingeebnet, was der vielen Steine wegen ein Durchkommen mit Versuchsgräben nicht unwesentlich erschwerte. Besonders auffallend war innerhalb des beträchtlichen Raums das fast vollständige Fehlen von Einzelfunden; zwei Stücke von Wandheizröhren, einige Nägel und ganz wenige kleine Thonscherben hätten das ganze Inventar gebildet, wenn nicht noch bei F in dem Raum B sich in 1,50 m Tiefe eine römische Ziegenglocke aus Eisen (mit dem Bügel 7,4 cm hoch) gefunden hätte. Wahrscheinlich beherbergte der Bau überhaupt nicht viel Mobilar und dürfte eher als Stallung, etwa mit Magazinräumen, anzusprechen sein.

Offenbar waren die beiden Gebäude nicht die einzigen an dem warm nach Süden gewendeten Abhang und in der Nähe der vortrefflichen Quelle. Man hat an ein grösseres landwirtschaftliches Anwesen zu denken, wie deren in dem fruchtbaren Gelände der Nachbarschaft schon eine Anzahl (bei Wössingen, Nussbaum, Kieselbronn etc.) bekannt ist, vielleicht mit einer Umfassungsmauer, jedenfalls mit noch weiteren Gebäuden. In der That stiess ein 10 m westlich von D (Fig. 2) gezogener Versuchsgraben in 25 m Länge wieder auf Bauschutt mit römischen Ziegelplatten, aber zunächst nicht auf stehendes Mauerwerk. Ob die Untersuchung weitergeführt werden soll, bleibt noch unentschieden; wegen der grossen Zerstörung, die überall höchstens Fundamente erwarten lässt, kann sie als einladend nicht bezeichnet werden.

Derselbe, Über alemannische Gräber bei Sasbach am Kaiserstuhl. 20. Febr. 1902. Bad. Landesztg. v. 25. Febr. 1902.

Dass dort am Fuss des Lützelbergs und östlichen Abhange der Limburg sich ein alemannischer Reihengräberfriedhof befindet, ist schon seit längerer Zeit bekannt. Man war auf dem Ackerfeld auf Gräber gestossen; in einem derselben war 1880 ein silberner Löffel von römischer Form und eingravierten christlichen Symbolen und dem Namen »Andreas« gefunden worden; in einem anderen stiess man im September 1893 auf das noch vorhandene Skelett, neben welchem die gewöhnlichen Eisenwaffenstücke, ein zweischneidiges Schwert, ein einschneidiges langes Messer und ein Schildbuckel, der damals für einen Helm gehalten wurde, lagen. Die Untersuchung vom Dezember 1901 lässt vermuten, dass das Gräberfeld nicht sehr ausgedehnt gewesen ist; sie führte zur Entdeckung von nur noch vier weiteren ca. 1,5 m tief gelegenen Bestattungen. Bei der ersten lag dem männlichen Skelett rechts zur Seite eine 40 cm lange eiserne Speerspitze, links ein ebenso langes einschneidiges Eisenmesser, dabei eine Eisenschnalle und einige kleinere unkenntlich gewordene Stöcke; zu Füssen stand eine graue Thonkanne mit Henkel und Ausguss. Das zweite Grab enthielt die wenig erhaltenen

Gebeine eines Kindes, dabei ein Bronzeringchen, eine grössere verwitterte Thonperle und links vom Schädel ein kleiner grauer Thonnapf. Das dritte war schlecht erhalten und barg keinerlei Beigaben. Das vierte war ein Frauengrab; in der Halsgegend lag eine grössere Anzahl farbiger Perlen von Glas, von farbigem Thon und eine von Bernstein, wie sie in den Gräbern dieser Zeit so häufig sind, weiter unten eine römische Kupfermünze des Kaisers Gratian (367/83) als Anhänger mit einigen weiteren Perlen und, von einer kleinen Eisenschnalle ausgehend, der Rest einer Eisenkette, an welcher bis in die Mitte des Unterschenkels herab eine kreisrunde, durchbrochene Zierscheibe von Bronze mit einem Ring von Bein umgeben, hing. An den Füssen endlich fanden sich noch zwei kleine Schuhschnallen und eine kleine Riemenzunge von Bronze. Die römische Münze und der Löffel lassen darauf schliessen, dass der Friedhof dem Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. angehört haben wird. Ob die hier bestatteten Alemannen selbst schon Christen waren, oder ob der christliche Löffel vielleicht Beute aus römisch-christlichem Besitz war, mag dahingestellt bleiben.

II. Mittelalter und neuere Zeit.

Geheimerat Wagner. Über den unterirdischen Gang der Turmbergruine bei Durlach. 30. Nov. 1899. Karlsr. Ztg. v. 6. Dec. 1899.

Über die Turmbergruine bei Durlach und ihre Geschichte ist bereits im ersten Heft unserer Veröffentlichungen von 1895 (für die Mitglieder des Karlsruher Altertumsvereins Zwangloses Heft II) pag. 35 ff. des genaueren berichtet worden. Es war dort auch schon (pag. 38) von dem Vorhandensein eines unterirdischen Gangs die Rede, der wahrscheinlich mit der ehemaligen Burg zusammenhing und der nun im Sommer 1899 im Auftrag des Karlsruher Altertumsvereins genauer untersucht wurde.

Von dem Gange wusste man in Durlach schon lange. In dem seit 1832 im Besitz des verewigten Markgrafen Wilhelm von Baden befindlichen und 1875 an den jetzigen Besitzer, Herrn Rittershofer in Durlach übergegangenen Rebgut an der Dürrbach, links von der Strasse nach Langensteinbach, war dem letzteren in dem Acker zwischen der Dürrbachschlucht und dem Turmberg selbst, etwa 18 m von der ersteren und noch 25 m vom Fuss des letzteren entfernt, in der Nähe des dortigen Weinberghäuschens eine eigentümlich vertiefte Stelle aufgefallen. Er liess dort 1878 nachgraben und stiess in 4½ m Tiefe auf die Öffnung eines sich gegen den Berg hinziehenden Ganges, die er erst nach geraumer Zeit, während welcher die Durlacher Jugend darin herumzuziehen pflegte, wieder zuwerfen liess.

Von Herrn Rittershofer ermächtigt, konnte die Untersuchung an dieser Stelle ansetzen. Man grub mit 2 m im Geviert senkrecht abwärts einen Schacht und in 4½ m Tiefe erschien wieder die Öffnung des sich gegen den Berg hinziehenden Ganges. Nach der nötigen Abräumung zeigte sich dieser in etwa 1 m 30 Breite und 1 m 80 Höhe, die Wände aus dem dort anstehenden roten Bundsandstein (nicht, wie früher geglaubt wurde, dem weiter oben liegenden Muschelkalk), die Decke aus demselben Gestein, alles ohne Mauerung oder besondere Wölbung. Die Arbeiter gelangten in demselben mit Lichtern bis 65 m weit, also noch stark unter den Berg selbst hinein, vorwärts, bis eine eingefallene Stelle das weitere Eindringen verwehrte. Immerhin war über dem Schutt noch etwas Öffnung vorhanden, so dass über das Weiterziehen des Ganges in den Berg hinein kein Zweifel bestand. Im ganzen fanden sie den Gang immer gleich breit, aber wegen der den Boden deckenden eingeschwemmten

Erde von wechselnder Höhe; sie stellten auch fest, dass er allmälig anstieg, aber doch so wenig, dass er mit dem Anstieg des Berges nicht gleichen Schritt zu halten schien.

Etwa 5 m einwärts vom Eingang erschien an der linken Gangwand eine kleine, aus unbehauenen Steinen errichtete, etwa 1 m 50 hohe und 2 m 50 lange Trockenmauer, die sich in ihrer zweiten Hälfte wenig nach rechts umbog. Dieser kleinen Umbiegung (etwa 22°) folgte auch der Gang, der dann in der neuen Richtung ziemlich gradlinig zu verlaufen schien.

Hinter der kleinen Mauer, oben noch etwas über sie hervorschauend, zeigte sich aber dann, etwa 50° von der neuen Richtung des Hauptgangs nach links abweichend, ein zweiter, wenig schmalerer Gang, welcher gleichfalls noch gegen den Berg gerichtet und etwas ansteigend, zunächst etwa 10 m weit verfolgt werden konnte.

Auf der Rückseite des ursprünglich senkrecht gegrabenen Schachts, gegen die Dürrbachschlucht zu, war der Gang vollständig zugeschwemmt, so dass seine Wände erst wieder zu Tage traten, als die von ihnen leicht abgehende Erde abgeräumt war. Durch ziemlich umständliche Grabung wurde dann festgestellt, dass er in der ursprünglichen geraden Richtung der Dürrbachschlucht zu verlief. Seine Einmündung in dieselbe war durch eine über 1 m breite Schutzmauer geschlossen und zerstört, welche in der Markgräflichen Zeit zur Erhaltung des Geländes bei Hochwasser errichtet oder erneuert worden sein muss; immerhin war damit sein Ausgang in die Schlucht gefunden.

Für die Lösung der Frage, wie nun der Gang innerhalb des Berges selbst weiter verläuft und in welchem Zusammenhang mit der Burg er zu denken wäre, schien bedeutsam, dass, als man vor Jahren in etwas über ein Drittel der Höhe des Berges einen fahrbaren Weg herstellte, dieser an einer Stelle stark einsank und hier besondere Auffüllungen nötig wurden. Man konnte annehmen, dass der Gang hier vorüberging und vielleicht die Schuld an dem Einsinken trug. Ein deshalb hier senkrecht abwärts getriebener weiterer Schacht führte aber schon in etwa 1 m Tiefe auf eine wahrscheinlich durch Wasser veranlasste Höhlung in dem oberflächlich deckenden Löss; 3—4 m weiter nach unten wurde dann das Terrain im Muschelkalk immer steiniger und fester, so dass, selbst wenn der in den Fels gehauene Gang hier noch in grösserer Tiefe durchführen sollte, er doch nicht für jene Einsenkung verantwortlich gemacht werden konnte; seine Spur blieb demnach verborgen, wenngleich die genannte Stelle ziemlich in seiner Richtung zu liegen schien.

So musste wohl oder übel auf die Untersuchung des weiteren Verlaufs des unterirdischen Ganges innerhalb der Berghöhe, die zu grossen Aufwand an Arbeit und Geldmitteln in Anspruch genommen hätte, verzichtet werden und die wichtige Frage nach seinem Zweck blieb leider ungelöst. Nach Analogie ähnlicher Erscheinungen bei Wiesloch und Bruchsal konnte man auch hier an Veranstaltungen mittelalterlichen oder späteren Bergbaues denken. Herr Oberbergrat Honsell, der später den Gang selbst genauer untersuchte, gab aber die Erklärung ab, dass an ein Suchen nach Erzen hier im Bundsandstein nicht zu denken sei. Es bleibt somit doch nur die Annahme übrig, dass der Gang im Zusammenhang mit der auf der Höhe des Berges angelegten Burg hergestellt worden sein muss.

Unterirdische Gänge sind nun bei verschiedenen Burganlagen bezeugt, wenn man freilich gewöhnlich auch nur ihre Eingänge, oder, wie in unserem Falle, nur ihre Ausgänge kennt, und jedenfalls nicht so häufig, als die Sage oder übertriebene Volksüberlieferung von ihnen redet. Man konnte durch sie an das Wasser zu gelangen

suchen (so z. B. bei der Ruine Rothwasserstelz im Amte Waldshut); dies ist bei dem Zuge unseres Ganges vom Turmberg nach der Dürrbach gleichfalls denkbar, obgleich deren Schlucht, ausser nach starkem Regen kaum Wasser führt und wahrscheinlich auch nicht genügendes Wasser führte, als im Mittelalter Berg und Umgebung noch bewaldet waren. In den meisten Fällen dürfte es sich bei der Herstellung unterirdischer Gänge an einen versteckten Ausgang aus der Burg zum Verkehr mit der Aussenwelt, zur Möglichkeit eines Ausfalls oder einer Flucht gehandelt haben. Hiezu eignete sich die geheime Ausmündung in die Dürrbachschlucht ganz gut.

Häufig sind solche unterirdisch in Stollen geführte Ausgänge in Verbindung mit Brunnenschachten innerhalb des Burgberings, so dass man sich in den letzteren erst senkrecht herablassen musste, um aus ihnen in grösserer oder geringerer Tiefe erst den wagrechten Ausweg zu finden. Da nun unser Gang in den Berg hinein nur wenig anzusteigen scheint, so wäre vielleicht an eine Einmündung in die Burg in einem mehr oder weniger tiefen Brunnenschacht zu denken. In der That redet die Tradition von einem Brunnen innerhalb der Burgruine, der auch sicher vorhanden gewesen sein muss; ihn wieder aufzufinden, ist aber bis jetzt nicht gelungen.

Archivassessor Dr. Brunner: Heinrich von Klingenberg, ein Staatsmann und Kunstfreund auf dem Konstanzer Bischofsstuhl 1293—1306. 1. März 1900. Bad. Landesztg. v. 7. März 1900.

Der Redner sprach zunächst über die Bedeutung des Konstanzer Bistums, das sich weit über die Schweiz, einen grossen Teil Badens und Württembergs erstreckte und jedenfalls unter den deutschen Bistümern den hervorragendsten Platz einnahm. Unter dem Bischof Konrad von Tegerfelden entschied sich im Jahre 1212 das Schicksal Deutschlands vor den Thoren der Stadt, als von Norden der Welfe Otto, und von Süden der Staufer Friedrich Einlass begehrten. Das Ausschlaggebende war, dass Friedrich im Namen des Papstes kam, und so liess der Bischof den Prätendenten ein, der die meisten Aussichten hatte. Bischof Heinrich II. nun entstammte dem Geschlecht, das auf der Burg Klingenberg im Thurgau seinen Sitz hatte. Ein Oheim von ihm war Domprobst zu Konstanz. Heinrich studierte zu Bologna, wurde dort Dr. decretorum und kam dann in die Kanzlei König Rudolfs, der den brauchbaren und geschickten Mann zu seinem Protonotar machte. Zweimal sandte der König ihn nach Rom, wo er mit dem Titel eines päpstlichen Kämmeres geehrt wurde. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Rudolf zu seinem Vizekanzler. Als der Bischofstuhl in Freising erledigt war, schlug Rudolf seinen Beamten zur Wahl vor, doch unterlag er einem Wittelsbacher. Nicht besser erging es ihm ein zweites Mal in Passau. Erst im Jahre 1293 gelang es ihm, einen Bischofsitz zu erlangen, doch war sein Gönner schon tot, und mit dessen Nachfolger, König Adolf, hatte der durchaus habsburgische Politik treibende Kirchenfürst einen schweren Stand, doch bald wusste er sich auch mit dem Nassauer abzufinden. Sein Wirken in wirtschaftlicher Hinsicht wurde bald am Oberrhein vorbildlich; er war ein Finanzgenie. Seine Nachfolger in Konstanz mussten sich verpflichten, das Bistum in dem Stande zu erhalten, in dem es beim Tode Heinrichs gewesen war. Als Sohn seiner Zeit, die die Bischöfe auch als Kriegsleute sah, zog er mit König Albrecht in die Schlacht bei Göllheim und half dem Sohne seines Gönners siegen. In den nächsten Jahren brachte der kluge Mann als Diplomat es dahin, dass die von Albrecht gewünschte Verlobung seines Sohnes Rudolf mit Blanka, der Tochter des Königs Philipp des Schönen von Frankreich zustande kam. Er verstand es auch, auf sich recht viele Pfründen zu vereinigen, und so besass er

u. a. eine solche im Grossmünster zu Zürich. Hier lernte er Dichter und Gelehrte kennen, die er in einem Kreis um sich versammelte, dem er auch in Konstanz treu blieb. Der Redner des Abends machte es sogar wahrscheinlich, dass Heinrich an der Schöpfung unserer grossen Heidelberger Liederhandschrift, der sog. Manessischen, beteiligt war. Der Vortrag wurde durch bildliche Darstellungen passend erläutert.

Forstmeister Hamm, Über die geschichtliche Entwickelung der deutschen Jagd. 25. April 1901.

Unter Jagd verstehen wir die Okkupation wilder Tiere durch den Fang oder die Tötung vonseiten des Menschen.

In erster Linie geschieht die Jagdausübung zum Schutz gegen schädliche Tiere, sei es, dass sie unserm Leben und unserer Gesundheit gefährlich sind, oder dass sich diese Gefahr auf unsere Nutztiere erstreckt oder dass sie den Erzeugnissen und Nahrungsmitteln für Mensch und Vieh nachstellen, sodann aber auch Zwecks der Erlangung von Nahrung, Pelzwerk etc. für den menschlichen Haushalt.

Dass die Jagd schon sehr frühe ausgeübt wurde, geht aus unsern ältesten Überlieferungen, sodann aber auch aus den prähistorischen Funden an Jagdutensilien hervor. Ob der Mensch ursprünglich mehr für Pflanzenkost eingerichtet war und erst später zur Fleischkost überging, kann uns hier nicht weiter beschäftigen, in dem Momente, da er der Fleischnahrung bedurfte, ist ohne Zweifel auch mit der Okkupation, der Zugutmachung der essbaren Tiere begonnen worden. Der Kampf mit der Aussenwelt nahm seinen Anfang mit dem Auftreten des Menschen und wird erst mit dessen Aussterben enden; es ist ein Kampf entweder zur Ausrottung, oder zur Zähmung oder zur Gewinnung der den menschlichen Zwecken dienenden Produkte.

Es darf wohl angenommen werden, dass ursprünglich Jedermann gejagt hat, der überhaupt den Anstrengungen und Gefahren der Jagd gewachsen war. Mit dem Eintritt in die historische Zeit beginnt aber die Beschränkung des Rechts zur Jagdausübung nach Besitz- und Standesverhältnissen. Schon mit der Scheidung in Freie (adelige und sonstige Freie) und in Unfreie vollzog sich im alten Germanien eine Beschränkung des Jagdrechtes auf die ersteren; der unfreie Mann durfte die Jagd nur allenfalls im Gefolge oder im Auftrage eines Freien ausüben. So lange Grund und Boden dem Gau gehörte, war die Jagd innerhalb des letzteren unbeschränkt, mit der Erwerbung von Sondereigentum trat jedoch auch hier eine Änderung in der Richtung ein, dass die Allmende Allen zugänglich waren, während das Jagdrecht auf dem Sondereigentum sich allmälig auf den Grundeigentümer beschränkte; aber schon in demjenigen Allmende, das bezüglich seiner Nutzung als Acker, Garten und Wiese ständigen Nutzniessern auf Lebenszeit zugewiesen war, suchte man sich mehr und mehr der Mitjagd der Gaugenossen zu entschlagen. Eine ganz einschneidende Gestaltung erhielt das Jagdrecht durch die Gründung der Bannforste seitens der Karolinger und der späteren Kaiser. Insbesondere liess Karl der Grosse alle diejenigen Waldungen, in denen wegen Mangels an Bedarf oder an Zugänglichkeit die Gaugenossen keine Nutzungen vornahmen, zu Reichswald, also zu Staatswald erklären, in welchen in erster Linie das Jagdrecht nur von dem Kaiser und den von ihm beauftragten Ministerialen ausgeübt wurde. Diese Erklärung zu Bannforsten, das Inforestieren, darf nicht verwechselt werden mit der späteren Ausscheidung von Bannforsten auf Zeit, welche zum Zwecke einer schonlichen Waldbehandlung einer bestimmten Hege unterworfen wurden; denn jene erfolgte keineswegs der Waldpflege wegen, sondern lediglich Zwecks der unbeschränkten Jagdausübung. Allerdings übertraf in jenen Zeiten im Walde der Wert des Wildes für

die Volksnahrung immer noch die Wichtigkeit des Waldes als Holzlieferant. Letztere beschränkte sich vorzugsweise auf die Nachbarschaft der Wohnungen, etwas weiter zog sich schon der Kreis der Waldweidenutzung. Mit der Zunahme der Bevölkerung und der Ausrottung der grösseren wilden Wiederkäuer, der Auerochsen, Wiesent und der Elche, nahm die Bedeutung der Jagd für die Volksernährung ab, zu gleicher Zeit aber stieg der Wert des Waldes für die Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse.

Schon mit dem Interregnum (1254—73) hatten die Landesfürsten begonnen, sich unabhängiger von der kaiserlichen Obergewalt zu machen; nicht nur beanspruchten sie das Jagdrecht auf den inforestierten Lehenwaldungen, sondern sie massten sich auch die Inforestierung weiterer Waldungen der Gau- und Markgenossenschaften an. Den Geistlichen war die Jagd s. Z. in dem agathensischen Konzil (516) verboten worden; bei der Vergabung von Königsforsten für Klostergründungen haben sich die Kaiser deshalb die Jagd vorbehalten; es mag dies dazu geführt haben, dass entgegen dem altgermanischen Begriffe, der Wald und Jagd rechtlich verband, die letztere unter dem Einflusse des römischen Rechtes als eigenes Hoheitsrecht und zwar zuletzt auf sämtlichem Grund und Boden bestellt wurde. Allerdings wurden zu Anfang noch die Grundeigentümer befragt und um freiwilligen Verzicht auf das Jagdrecht angegangen, später hat man sich dieses angemasst, in den Reichsforsten besass das unbeschränkte Jagdrecht der Kaiser, in den übrigen Waldungen um das Jahr 1346 die Herzöge und Grafen, die den kleinen Adel zu verdrängen wussten. Aber auch die Klöster übten trotz Verbotes das Jagdrecht aus. Letzteres wurde vielfach als Koppeljagd in der Weise getrennt, dass der Inhaber des Regals sich die stärkeren Tiere vorbehielt, während dem Waldeigentümer oder einem Andern die Jagd auf das weniger wichtige Wild zugestanden wurde. Hierdurch entstand der Begriff der hohen und der niedern Jagd. Auch bestund ortweise ein Jagdzehnten; Otto I. schenkte mehrere solche Einkünfte an die Abtei Quedlinburg um das Jahr 950. Schon jetzt findet man Anklänge an eine Schonzeit, Verbot des Jagens während der Setzzeit der Hirsche und Rehe, zugleich aber auch folgt die Einführung schwerer Strafen gegen das unberechtigte Jagen, Fangen von Vögeln und Fischen, auf welche das Jagdregal ebenfalls ausgedehnt wurde. Je mehr sich die Anschauung von letzterem befestigte, umso mehr und umso quälerischer wurde auch dessen Ausübung, bald kamen hiezu die Frohnden und die Atzungspflicht für Herren, Knechte und Hunde; nur die Städte konnten sich dieser Lasten einigermassen erwehren, dem Bauern wurde selbst noch im vorigen Jahrhundert verboten, Wild von seinem Felde abzutreiben, den Haushunden musste ein Hinterlauf gelähmt, oder mindestens ein Prügel angehängt werden, damit sie dem Wilde des Grundherrn keinen Schaden zufügen konnten, die Jäger zu Fuss und zu Pferd durchtobten das Erntefeld, der Zehnten aber musste unnachsichtlich auch von der beschädigten Ernte beigebracht werden. Wie dankbar die Bauernschaft jede Erleichterung begrüsste, kann aus einem in hiesiger Gegend praktisch gewordenen Falle entnommen werden. Als sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Landesfürst geneigt zeigte, zum Schutze der Landwirtschaft den Hardtwald einzuzäunen, haben sich die benachbarten Gemeinden sofort bereit erklärt, diese Arbeit im Frohndwege vorzunehmen. Nach deren Fertigstellung wurde ein dreitägiges Fest gefeiert mit Gottesdienst, Schiessen und allerlei Lustbarkeiten, die Bauern fühlten sich überglücklich, ihre Ernte nicht mehr mit den Hirschen und Wildschweinen teilen zu müssen. Es ist sicherlich kein erfreuliches Bild aus der deutschen Geschichte, das uns durch mehrere Jahrhunderte einerseits das Jagdwesen zeigt, dessen Kenntnis zu einer Art von Wissenschaft ausgebildet wurde, andererseits aber uns eine geplagte und bedauerns-

werte landwirtschaftliche Bevölkerung darstellt, die als das Opfer einer ungezügelten Jagdleidenschaft ihr jämmerliches Dasein dahinschleppte. Im 18. Jahrhundert verlor die Jagd insbesondere durch den allgemeinen Unwillen, den die verschwenderisch durchgeführten Parforcejagden hervorriefen, allmählich an Zugkraft, doch kamen zu Ende jenes Jahrhunderts noch Jagen vor, die mehrere Tage dauerten, und zu denen die Landleute auf viele Stunden Weges weit zur Frohne geboten waren.

Seit 1848 ruht das Jagdrecht wieder auf dem Grund und Boden; aus Gründen der Volkswohlfahrtspflege darf dasselbe in Baden nur dann von dem Eigentümer in Person ausgeübt werden, wenn dieser mindestens 72 ha (alte badische 200 Morgen) an einem Stücke besitzt oder solche aus getrennten Stücken zu einem einzigen Komplexe vereinigen kann. Andernfalls wird die Jagd vom Gemarkungseigentümer öffentlich verpachtet, der Erlös kommt den Grundeigentümern zu. In einzelnen Ländern, z. B. in Württemberg, bewirtschaftet der Staat seine eigenen Jagden in Regie, in andern werden sie verpachtet. In Baden sind einzelne Jagden in den Domänenwaldungen als Hofjagden ausgeschieden, auch ist es Übung, den Vorständen der Forstämter einen Walddistrikt als Jagdbezirk aus der Hand abzugeben. Der Jagdpächter ist nicht nur für den Jagdschaden verantwortlich, den er etwa anrichtet, sondern auch für den Wildschaden, der dem Walde oder Felde zugefügt wird. Die Hege eines übermässigen Wildstandes verbietet sich dabei von selbst und berechtigte Klagen über Schädigungen der forstlichen und landwirtschaftlichen Produktion sind örtlich begrenzt.

Wir haben gesehen, wie das Jagdrecht aus der Hand des adeligen und des nichtadeligen Freien allmählich in den alleinigen Besitz des Kaisers und des höheren Adels übergegangen ist, und wie es heute wieder auf dem Grund und Boden ruht; das Recht des Jagdregales besteht in Baden nicht mehr. Es ist am Platze, uns jetzt auch um die Jagdobjekte zu bekümmern.

Nicht alle wilden Tiere waren Gegenstand der Jagd; wie heute noch wurden sehr schädliche grössere und besonders geringwertige, kleinere Tiere von der Jagd ausgenommen und konnten von Jedermann erlegt werden. Vor der Zeit der Karolinger werden als Jagdtiere genannt der Auerochs, das Wisent, der Hirsch, das Reh, das verwilderte Pferd, der Elch, der Bär, Wolf, Luchs und die übrigen noch heute vorkommenden Wildarten mit Ausnahme des Damwildes, das erst Ende des 16. Jahrhunderts aus den Mittelmeerländern eingeführt wurde; auch der Fasan, der aus Asien beschafft war, kam nur in den Wildgärten der Grossen vor. Dieses Verhältnis blieb durch mehrere Jahrhunderte. In einer Urkunde aus dem Jahre 1229 werden Biber und Fischotter zur niedern Jagd und nicht, wie oft anderwärts, zur Fischerei gerechnet. Wölfe waren zu dieser Zeit sehr häufig, Bären aber schon seltener. Die wilden Ochsenarten, die früher, wie z. B. in dem Volksrechte der Bajuvaren, manchmal zu dem Schwarzwilde gerechnet wurden, waren nur noch in geringer Menge vorhanden, ähnlich stand es mit dem Elch. Der Auerochs, Ur, ein dunkler Wildochse mit weissem Rückenstreifen, von der Färbung des Montafuner Viehes, ist vor etwa 250 Jahren im deutschen Nordosten ausgestorben; das Wisent, von Gestalt, Beharrung und Färbung des amerikanischen Bisons, kommt nur noch in Polen im Bialowiezer Forst und im Kaukasus vor, der Elch hielt sich länger, besonders in den Niederlanden, jetzt wird er in Deutschland nur noch im Ibenhorster Forst und dessen Umgebung bei Königsberg gehegt. Auch die Elchbestände Schwedens, Norwegens und Russlands sollen sich ziemlich rasch vermindern. Der Bär und der Luchs sind in Deutschland ausgestorben, ersterer kommt noch in den Alpen Österreichs und der Schweiz, der Luchs

dagegen schon seit etwa 60 Jahren auch in diesen früher zum deutschen Reiche gehörigen Ländern fast nicht mehr vor. Das verwilderte Pferd, dessen Wildpret gegessen wurde, starb vor ca. 400 Jahren aus. Vom Steinbock waren nach dem Weisskunig im Jahre 1500 nur noch vier Stück in den österreichischen Erblanden vorhanden. Kaiser Maximilian I. brachte diesen Stand durch Hege in die Höhe. Der Biber hat noch einige Kolonien an der Elbe und an der Donau. Das Damwild und der Fasan haben sich akklimatisiert, in neuerer Zeit werden Versuche gemacht mit der Einführung des amerikanischen Truthuhns, mit dem Wapitihirsch und sogar mit dem Känguruh. Zu Cäsars Zeit soll noch das Renntier bei uns vorgekommen sein, doch sind die Angaben keineswegs sicher; bos cervi figura lässt eher auf einen Elch als auf ein Renntier schliessen. Der Lindwurm ist in das Reich der Fabel zu verweisen.

Chursachsen teilte die Jagdtiere im Jahre 1717 in folgender Weise ein, indem es der hohen und niedern Jagd noch eine Mitteljagd hinzufügt:

1. Hohe Jagd: Bären, Edelhirsche, Damhirsche, Schweine, Kraniche, Auerhuhn, Fasan, Trappe, Luchse.
2. Mitteljagd: Rehe, hauende und angehende Sauen, Keiler, Bachen, Frischlinge, Wölfe, Birkhühner, Haselhühner, Brachvögel.
3. Niederjagd: Hasen, Füchse, Dachse, Biber, Fischotter, Marder, Wildkatzen, Eichhörnchen, Wiesel, Hamster, Schnepfen, Rebhühner, Wildgänse, Wildenten, Reiher, Taucher, Seemöven, Wasserhühner, Wasserschnepfen, Wildtauben, Kibitze, Wachteln, kleine Brachvögel, Drosseln, Lerchen und andere kleine Vögel.

Steinbock und Gemse, die in Sachsen nicht vorkamen, wurden zur hohen Jagd, Biber und Otter mancherorts zur Fischerei gerechnet.

Nach der heutigen Einteilung werden gerechnet zur:

1. hohen Jagd:
   a) Haarwild und Raubtiere: Elche, Hirsche, Damwild, Rehe, Bären, Schweine, Wölfe, Luchse;
   b) Federwild: Schwan, Trappe, Kranich, Auerhuhn, Fasan, Birkhuhn, Haselhuhn, grosser Brachvogel;
   c) Raubvögel: Adler, Geier, Falken, Uhu, Habicht, Sperber.
2. Niederjagd:
   a) Haarwild: Hase, Biber, Eichhorn, wo letzteres als jagdbar angesehen wird;
   b) Raubtiere: Fuchs, Dachs, Fischotter, Wildkatze, Marder, Iltis, Wiesel;
   c) Federvieh: Schnepfe, Rebhuhn, Wildgans, Wildente, Wasserhuhn, Ralle, Wildtaube, Kibitz, Wachtel, Drosseln, kleine Brachvögel, Lerchen etc.;
   d) Raubvögel: Busard, Weihe, Eule, Rabe, Krähe, Elster, Häher.

Diese Aufzählung enthält eine Anzahl von Tieren, die nach unsern badischen Begriffen nicht jagdbar sind, dann erscheint auch die Zuteilung zur Hoch- und zur Niederjagd sehr willkürlich und nach Zeitumständen veränderlich. In manchen Jagdbezirken könnte man schon jetzt das Eichhörnchen zur Hochjagd rechnen, und für die Niederjagd die Maus und den Frosch einbeziehen.

Als jagdbar gelten nach dem badischen Jagdgesetze und dürfen nur von dem Jagdberechtigten erlegt werden:

a) Haarwild: Rot-, Dam-, Reh-, Schwarzwild, Hasen, Füchse, Dächse, Marder, Iltisse und Wildkatzen; davon gelten als schädlich das Schwarzwild, Dächse, Marder, Iltisse und Wildkatzen. Sollten diese letzteren im öffentlichen oder landwirtschaftlichen Interesse erlegt oder vertilgt werden müssen, so kann das Bezirksamt dem Grundeigentümer, dem Nutzniesser oder dem Pächter deren Erlegung gestatten, das Wild muss jedoch dem Jagdberechtigten abgeliefert werden.

b) Federwild: Auer-, Birk-, Haselwild, Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Wildtauben, Wildgänse, Wildenten, Lappentaucher, Säger, Möven, Schnepfen und Kibitze. Auch kann auf Grund der Reichsgesetzgebung der Fang der Krammetsvögel gestattet werden.

Als nicht jagdbar gelten:

a) Kaninchen, Wiesel, Fischotter und Eichhörnchen; der Grundbesitzer darf diese Tiere auf seinen Grundstücken mit Fängen, Gruben und Fallen, mittelst Ausräuchern und die Kaninchen auch mit Netzen und Frettchen erlegen.

b) Adler, Falken, Habichte, Milane, Bussarde, Weihe, Uhu, Kolkraben, Elstern, Würger, Häher, Eisvögel, Reiher und Kormorane dürfen vom Besitzer auf seinem Eigentum mit Fangkörben, Fangkloben, Fangnetzen und Pfahleisen gefangen werden. Auch die Eier und Nester zu zerstören ist erlaubt.

Das Aufstellen von Fangeisen in Feld und Wald bedarf besonderer Erlaubnis.

Die Verwendung von Schusswaffen seitens der nicht jagdberechtigten Grundbesitzer auf schädliche jagdbare und auf die nicht jagdbaren Tiere soll nur ausnahmsweise und in der Regel nicht auf die Nachtzeit bewilligt werden. Vor Erteilung der Erlaubnis zum Stellen von Fangeisen, zur Erlegung jagdbarer schädlicher Tiere und zur Verwendung von Schusswaffen ist der Jagdberechtigte seitens der Polizeibehörde zu hören.

Ich glaube noch hinzufügen zu sollen, dass zur Herbstzeit der Abschuss der Staaren in den Weingegenden gestattet werden kann. Überhaupt dürfte das Verhältnis zwischen Jagd und Wald- und Feldkultur in unserer Jagdgesetzgebung in angemessener Weise gewürdigt worden sein. Jedenfalls ist es hiernach nicht nötig, dass der Grundeigentümer zum Schutze seiner Produkten zu unerlaubter Selbsthilfe greife, vielmehr muss es nur erwünscht sein, wenn der Jagdberechtigte gegen fremde Zugriffe ernstlich geschützt wird. Kein Mensch wird die rohen Strafen alter Zeit, wie Abhauen der Daumen, der Hände, Verbrennung der Fanggeräte auf dem Rücken des Wilderers, Hetzen mit Hunden etc. ohne Schaudern vernehmen; einen eigentümlichen Gegensatz bildet es aber, wenn die Polizeibehörde heute das Vergessen einer Jagdkarte seitens eines Berechtigten um 5 M., der Richter aber das tierquälerische Schlüpfeln eines Hasen durch einen Nichtberechtigten mit 3 M. bestraft. Die Todesstrafe wegen Wilderei wird noch im Jahre 1551 in Württemberg angedroht.

Wir kommen nun zu dem kulturhistorisch wichtigen Teile, der Untersuchung über die chronologische Entwickelung der Jagdmethoden. Der Magister Spangeberg geht zwar in seinem Jagdteufel, der um das Jahr 1550 erschienen sein dürfte, von der Ansicht aus, der Mensch habe durch den Sündenfall seine Herrschaft über die Tierwelt verloren und sei, weil er dem elendesten Tiere, der Schlange, gehorcht habe, nunmehr der Verfolgung durch Löwen, Tiger, bis herab zu den Mücken, Läusen und Flöhen ausgesetzt, wir werden bei Behandlung dieser Frage uns besser an die Darwin'sche

Entwickelungslehre anschliessen, zumal wir sehen, wie durch alle Völker und Länder der gleiche Werdegang sich darstellt und wie in der That das noch weniger kultivierte Volk heute dieselben Werkzeuge, Waffen und Methoden anwendet, wie sie auf der gleichen Entwickelungsstufe bei einer jetzt hoch stehenden Bevölkerung üblich gewesen sind.

Die erste Bewaffnung der menschlichen Hand war für den Nahekampf wohl der Prügel, sodann der Stein zum Schlag und Wurf und die Steinkeule. Der gespitzte und am Feuer gehärtete Pfahl und die Schleuder scheinen hierauf gefolgt zu sein. Der Pfahl mit einer knöchernen, steinernen, dann bronzenen und später eisernen Spitze wurde zur Lanze und Harpune, mit dem Steinhammer und dem Steinbeile konnte selbst stärkeren Tieren entgegengetreten werden. Beim Eintritt unserer Vorfahren in die Geschichte besassen sie kurze und lange Schwerter, den Schild, den Spiess und den Bogen. War auch letzterer aus Holz und in seiner Leistung mit der Armbrust, die schon 385 erwähnt, aber wie es scheint, nur im europäischen Westen beibehalten wurde, nicht zu vergleichen, so konnte er doch auf eine gewisse Entfernung, die etwa 80—100 m betragen haben mag, selbst auf grössere Tiere noch mit Erfolg angewendet werden. Daneben kam die Erfindung verschiedener Vorrichtungen zur Geltung, mittelst derer man des Wildes habhaft zu werden suchte; eines der frühesten zur Anwendung gebrachten Mittel werden wohl die Schlingen und Netze gewesen sein, dann die Fanggruben, die Tretfallen, Kastenfallen, Prügelfallen und Fangkloben. Daneben bediente man sich zum Beitreiben und Fangen der Hunde, zum Verfolgen der Pferde, zum Anschleichen der zahmen Tiere und des Wagens, da das Wild letztere näher herankommen lässt als den einzelnen Menschen, dann des gezähmten Wildes, das, wie z. B. der Hirsch, durch seinen Brunftschrei die kampflustigen Nebenbuhler heranlockte, der zahmen Enten vor der Entenhütte, wie heute noch u. s. w. In den burgundischen Gesetzen ist schon die Verpflichtung der Anzeige auferlegt, wenn Jemand Selbstschüsse mittelst Bogen und Pfeilen aufstellte.

Aus der Zeit vor den Karolingern sind folgende Jagdmethoden aus den Strafen zu erkennen, welche für getötete Hunde und sonstige dressierte Jagdtiere ausgesetzt waren:

1. mit dem Leithund wurde an der Leine eine Vorsuche zur Bestätigung des Wildes abgehalten;
2. der Treibhund scheint, wie auch die Bärebracke, zum Aufjagen und Zutreiben des Wildes verwendet worden zu sein; der Jäger stand auf dem Wechsel und warf den Spiess oder schoss mit dem Pfeile;
3. der Spürhund, qui ligamine vestigium tenet, folgte mit dem Jäger dem angeschossenen Wilde nach, also unser Schweisshund;
4. der Biberhund jagte unter der Erde, wohl auch auf Füchse, Dächse, Ottern und Katzen, wie unser heutiger Dachshund;
5. das Windspiel (Canis veltri, auch leporarius) fing den Hasen in Gesellschaft; besonders wertvoll war
6. der Solofänger, der ohne fremde Hilfe, den Hasen zu fangen vermochte; der Jäger scheint zu Pferde gefolgt zu sein;
7. den Bären- und Wiesentfänger, einen starken und schweren Hatzhund, benützte man zum Stellen des Wildes, das dann vom Jäger vor dem Hunde mit dem Spiesse oder Schwerte abgefangen oder mit dem Pfeile niedergeschossen wurde;
8. der Saurüde (C. porcarilius, suilus, aprinus) hetzte und stellte das Schwein, der Jäger fing es mit dem Spiesse oder dem Schwerte ab;

9. der schreiende Hirsch war sehr hoch geschätzt; der ihn aufsuchende Gegner wurde vom Jäger mit Pfeil und Bogen oder mit dem Wurfspiesse getötet;
10. die Vögel konnten nur schwer mit den vorhandenen Waffen erlegt werden; man bediente sich vorzugsweise des Fangklobens in der Hütte, der Schlingen und der Netze, vor allem aber des Federspieles. Verwendet wurde bei letzterem unser Hühnerhabicht, der Edelfalke und der Sperber. Die zu beizenden Vögel wurden durch die Hunde aufgescheucht, der auf der Faust des Jägers oder der Jägerin sitzende Raubvogel seiner Kappe, die ihm über den Kopf geschlagen war, entledigt, worauf er sich auf das Flugwild stürzte und es, und zwar oft nicht ohne schweren Kampf, griff und zu Boden brachte. Man übte diese Jagd, bei der besondere Gewandheit im Reiten gezeigt werden konnte, meist in Gesellschaft und zu Pferde aus, und zwar auch auf kleinere Vierfüssler, Hasen etc.;
11. die Fische wurden in Netzen und Reusen und mittelst der Angel gefangen, oder mit Harpune und Dreizack gestochen;
12. dass das Zutreiben des Wildes durch Hunde in vorgestellte, locker gespannte Netze, in welche sich das Wild verwickelte, schon längst in Übung war, kann auch aus der Darstellung auf zwei Bechern entnommen werden, die uns unser verehrter Herr Präsident vor einigen Jahren vorzeigte, auf deren einem der Fang eines Stieres in einem Netze und auf dem andern dessen Opferung im Relief abgebildet ist. Die Becher stammen aus mykenischer Zeit. In den Netzen konnte das Wild lebend gefangen oder auch getötet werden.

Die Jagdfolge auf verwundetes Wild in fremdes Jagdgebiet war zwar erlaubt, war dasselbe jedoch innerhalb 24 Stunden nicht zur Strecke gebracht, so gehörte es nach longobardischem Rechte dem Finder. Zur Zeit der Karolinger durfte der Jagdberechtigte das bei der Jagdfolge erbeutete Wild nur nach Benachrichtigung des betreffenden Jagdherrn wegnehmen, nach 24 Stunden gehörte es aber dem Finder.

Zu dieser Zeit wurden verschiedene Jagdämter eingerichtet und mit leibeigenen Ministerialen besetzt; besonderer Wertschätzung erfreuten sich die Falkner.

Zur Fischerei bediente man sich auch besonders der sogenannten Stiegen und Gestelle, Fischfänge, wie sie heute noch, und zwar am ausgedehntesten am Unterrhein, in Anwendung sind. Durch Zäune werden die Fische gezwungen ein enges Schlupfloch anzunehmen, das mit Netzen, Körben, Reusen etc. abgesperrt wird. In ähnlicher Weise hat man später auch das Wild in Fanggruben gejagt oder es auch mit Netzen und Tüchern dem Geschosse des Jägers zugetrieben. Heute noch wenden die Wilden Afrikas lebende und tote Häge an, um Wild jeder Art sich in tiefen Gruben zerschmettern zu lassen. Der Vorgang ist grausam und bezüglich des nutzbaren Wildes sehr unpfleglich.

Die Verhältnisse blieben ziemlich die gleichen bis zur Anwendung der Jagdarmbrust. Letztere war zwar schon frühe als Kriegswaffe bekannt als balista manualis, balista a pectore der Römer und wie auch bei den Griechen verhältnismässig leicht. Neben dieser Soldatenausrüstung verwendeten sie noch Wagen- und Karrenarmbruste. Dem Bogen gegenüber hatte die Armbrust den Nachteil, dass ihre Handhabung auf dem Pferde sehr schwierig war und sie zu einem langsameren Schiessen nötigte. In grösserem Umfange tritt sie erst nach den Kreuzzügen auf und bildete sich zu einer Präzisionswaffe in der Weise aus, dass z. B. Kaiser Maximilian einen Gemsbock auf 100 Klafter (180 m) von einem Felsen herabschoss, auf den sein Leibjäger mit der Jagdbüchse, die etwa um 1450 aufkam, der Gefahr für die vorbellenden Hunde halber

sich nicht zu schiessen getraut hatte. Auch schoss er gerne aufstehende Enten im Fluge; er verstand übrigens auch die Büchse gut zu handhaben. Die schwereren Armbruste wogen etwa 6 Kilo, dazu kam noch die Handwinde, mit der der Stahlbogen gespannt wurde. Diese wurde an einem Ringe angehängt getragen und wog auch etwa 3 bis 4 Kilo. Die Armbrust hatte ein Schloss mit einem Abdrücker, der gestochen werden konnte und damit einen sichern Schuss ermöglichte. Mit dieser Waffe ausgerüstet war man auf der Bürsche im Stande, das Wild auf grössere Entfernung, und zwar bis auf 200 Schritte = 170 m und mehr, zu erlegen; der Jäger ging dabei, wie heute noch, allein, hohe Herren mit ihrem Leibjäger, auf die Jagd; er bürschte, d. h. er schlich das Wild an und erlegte es mit der Armbrust, welche einen etwa 30 bis 40 cm langen Pfeil mit starker Stahlspitze schoss; eine Art von Pfeilen, der Schneidebolzen, mit konkaver halbmondförmiger Spitze dürfte wohl nur auf Wild mit nicht zu starker Decke verwendet worden sein. Man schoss übrigens auch mehrspitzige Pfeile. Die Pfeile stacken in einem Köcher, auch die Armbrust wurde in einer ledernen Tasche mitgeschleppt, dazu die Winde, die Hundekoppeln und Leinen, der Mundvorrat, es war ein ordentliches Gewicht im Gegensatz zum Bogen, der leicht umgehängt wurde und nur das Mittragen des Köchers erforderte. Während die Pfeile für den Bogen sehr leichte Schäfte hatten, waren letztere bei der Armbrust aus ziemlich schwerem Holz hergestellt. Im Kampfe um den Vorrang gegenüber der Büchse scheint man auf den Schuss mit Kugeln aus Stein und Blei gekommen zu sein. Während der Pfeil obenauf in eine Rinne gelegt wurde, verwendete man zu dem Kugelschnäpper ein Stahlrohr, in das die Hanf- oder Darmsehne eingriff. Der Schnäpper war eine leichtere Armbrust, die oft mit dem Haken und sog. Gaisfuss gespannt wurde. Man fertigte derart kleine und leichte Armbruste an, dass sie unter dem Rock getragen werden konnten, wie heutzutage ein Revolver. Auch bediente man sich zum Spannen der stärkeren Armbruste einer Art von Flaschenzug, den der Jäger am Gürtel trug. Oft wurde das Spannen durch einen Fussbügel unterstützt. Die Bögen waren manchmal von Horn. Die Herrschaft der Armbrust ging etwa um das Jahr 1550 an die Handbüchse über. Geschäftete und gezogene Rohre waren schon im 15. Jahrhundert als Jagd- und Kriegswaffe in Deutschland bekannt; doch machte das Luntenschloss ihre Anwendung sehr umständlich; immerhin war die Büchse schon im Besitze selbst der Bauern, wie Maximilian I. erzählt; das Luntenschloss wurde im 16. Jahrhundert durch eine deutsche Erfindung, das Radschloss, ersetzt. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam in Frankreich das Steinschloss, das Schloss mit dem Flint, auf (Flinte). Seit 1840 hatte man am Vorderlader das Perkussionsschloss, darauf folgte als Hinterlader das Zündnadelgewehr mit dem Treibspiegel, das als Jagdwaffe jedoch weniger zu Anwendung kam, dann das Lefaucheux- und das Centralfeuergewehr; heutzutage führt man Hinterlader-Drillinge mit 2,5 Kilo Gewicht bei vorzüglicher Leistung. Anfänglich schoss man mit den Büchsen nur Kugeln, später, d. h. seit etwa 100 Jahren auch Schrote; gehacktes Blei wurde schon früher angewandt. Die Schrote haben sehr verschiedene Stärken je nach Art des zu erlegenden Wildes. Statt der Rundkugel wird heute meist das Langblei, oft mit ganzem oder halbem Mantel angewandt. Starke Stahlmäntel bringen im Walde die Gefahr mit sich, dass sie im Holze stecken bleiben, auf der Säge die Sägblätter und den Menschen gefährden und damit den ganzen Hiebsort als Ankaufsgebiet in Verruf bringen. Die Drillinge, von denen wir eben hörten, haben zwei Schrotläufe und darunter einen Büchsenlauf, letzteren mit Stechschloss. Mit der Verfeinerung der Waffen wurde die Jagdausübung leichter, angenehmer und weniger gefährlich.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als der Jagdbetrieb am höchsten stund, waren folgende Methoden in Übung:

a. Auf Haarwild: Die Parforcejagd, bei der die Jagdgesellschaft mit Pferden und Hunden dem Wilde folgte. Das gestellte oder auch Hallali gehetzte Wild, meist Rotwild und Schweine, wurde von einem bevorzugten Jäger abgefangen, wozu man sich bei den Schweinen der sog. Saufeder, eines zweischneidigen starken Spiesses, bediente. Eine noch heute bestehende Übung erfolgt in dem Ausheben der Schweine; ein besonders starker Jagdgenosse packt den von den Hunden gedeckten Keiler an den beiden Hinterläufen, lüpft ihn in die Höhe, so dass er von dem Jagdherrn ohne Gefahr mit dem Hirschfänger abgefangen werden kann. Die Parforcejagd bildete ein Vorrecht der Landesherren und wurde meist sehr kostspielig ausgeführt.

Bei der eingestellten Jagd wurde das in der Vorsuche am Tage vor der Jagd bestätigte Wild durch Lappen, Netze und Tücher abgehalten nachts seinen Standort zu verlassen, oft dienten dazu noch Feuer und Nachtwachen, so dass Fehljagden ausgeschlossen waren. Die Erlegung geschah mit der Flinte.

Daneben war die Bürsche mit der Büchse sehr beliebt. Auch Streifjagden, bei denen grössere Gesellschaften gemeinschaftlich ein Jagdgebiet abliefen, waren in Übung.

Den Hasen schoss man vielfach auf der Suche; auch wurde er, wie früher, mit Windhunden gehetzt.

Neben diesen Jagdarten wurde noch die Treibjagd auf sämtliche Haarwildarten, der Anstand, das Anschleichen hinter den Pferden und Kühen, oft auch hinter Nachbildungen, auf Wagen u. s. w. geübt. Die Verwendung gezähmter Hirsche scheint in Abgang gekommen zu sein, im übrigen wurden auf Raub- und Nutzwild die alten Methoden beibehalten, nur dass die Büchse mehr und mehr bevorzugt wurde. In der Schwertscheide steckte noch ein Besteck zum Zerwirken des Wildes; das Schwert selbst wurde wie der Hirschfänger und die Saufeder benützt zum Auflaufenlassen des sich stellenden Wildes; das Abfangen vom Pferde aus geschah mit dem Jagdschwerte. Füchse, Dächse und Ottern wurden meist mit den Dachshunden unter Anwendung der Dachsgabel gejagt.

b. Das Federwild. Die Raubvögel erlegte man aus Schiesshütten, vor denen ein Uhu aufgestellt war, auf den jene stiessen, dann mit Fallen, auf dem Anstande am Neste, mit Habichtskörben, in denen eine Taube als Lockvogel sass, auf der Bürsche etc. Auf Reiher, Rohrdommeln und das nutzbare Vogelwild wurde noch mit dem Federspiel gebeizt. Dazu kam das Anspringen und der Anstand zur Balzzeit auf die Auerhähne und der Birkhähne, das Anschleichen und Anfahren der Kraniche und der Trappen; die Hühner liess man vom Hühnerhunde stehen und zog dann ein Netz, den Tirass, gegen den Hund über die Kette; auch verwendete man das Fallnetz, hinter dem übrigens auch mit einer angebundenen Taube Raubvögel gekirrt wurden, und trieb Hühner, Wachteln und Lerchen vorsichtig gegen dasselbe, manchmal Spinnweb genannt, vor und liess es, wenn die Treiber nahe genug waren, fallen. Die kleineren Vögel wurden hauptsächlich in der Hütte mit Fangkloben, dann mit Vogelleim, andere auch mit Schlingen gefangen und mit dem Blasrohre erlegt. Die Enten fing man in sog. Entenfängen, in welchen sie angekirrt wurden; sobald sie in die weiten laubenartigen Tunnels eingeschwommen waren, wurden sie vorgetrieben und in vorgelegten Reusen gefangen. Mittelst Lockenten und Lockwischen brachte man sie auch unter Fallnetze oder schoss sie auf dem Anstand oder durch Beschleichen mit gehacktem Blei. Sehr in Übung war der Dohnenstieg, auf dem die Krammetsvögel durch aufgehängte Vogelbeeren in die Schlingen gelockt wurden.

Die Jäger hatten eine besondere Kleidung, im Sommer grün, im Winter auch weiss, trugen neben Büchse oder Spiess ein Jagd- und ein Pulverhorn und die Leine, hatten allerlei Gebräuche und besondere technische Ausdrücke.

Bei der Fischerei wurde neben den bisherigen Fangweisen jetzt auch das Gewehr angewandt und der Gebrauch der Angel, die man übrigens schon in vorhistorischer Zeit als Spitzangel kannte, mehr und mehr verfeinert.

Nebenbei soll noch bemerkt sein, dass die Geistlichkeit in jener Zeit die Gewohnheit bekämpfte, die Hunde mit in die Kirche zu nehmen.

Die Änderung der Volksanschauung und die Verbesserung der Büchse und des Schrotgewehres haben die Methoden sehr vereinfacht. Heutzutage bedient man sich auf das in Deutschland noch einheimische Wild vorzugsweise folgender Jagdarten:

1. Der Anstand auf Haar-, Feder- und Raubwild. Besondere Unterarten sind der sog. Fall der Enten, Gänse, Schwäne, das Anludern vor Hütten, der Schnepfenstrich, der Anstand unter dem Neste, das Ansitzen in der Uhuhütte etc.
2. Die Bürsche, das Anschleichen auf Wild, erfordert die grösste Aufmerksamkeit und Gewandtheit; die Bürsche geschieht allein, oder auf Bürschwagen und zu Pferde, auch unter Anwendung von Lockrufen (das Blatten, die Schnecke, das Mäuseln, der Kitzruf, die Quäke, das Locken der Tauben etc.).
3. Die Suche mit dem Hühnerhund (manchmal auch ohne Hund), besonders auf Hasen, Hühner, Wachteln, Rallen und Fasanen.
4. Die Streife mit und ohne Hund durch mehrere Schützen.
5. Das Zudrücken, stille Treiben; der Jäger steht auf dem Wechsel.
6. Die Treibjagd, auch Klapperjagd, entweder nur mit Treibern oder auch mit Hunden.
7. Das Brackonieren im felsigen Gebirge (Bracken sind in Baden verboten).
8. Die Erlegung des Auerhahns und des Birkhahns auf der Balze, letztere meist aus einer Hütte.
9. Der Fang in Eisen (Schwanenhals, Tretfalle) auf Wölfe, Füchse, Biber, Ottern, Marder, Dächse, Katzen.
10. Das Graben der Füchse, Dächse, Kaninchen, Iltisse, Ottern und Katzen.
11. Das Frettieren der Kaninchen zum Schusse oder in Netze.
12. Das Sprengen der Füchse, Dächse, Ottern und Katzen mit Hunden.
13. Das Ausräuchern und Einkreisen der Marder u. s. w.

Das Jagen mit Windhunden ist sehr selten geworden, auch das Federspiel, das in neuerer Zeit wieder zur Aufnahme empfohlen wird, dürfte kaum eine bemerkenswerte Zukunft haben. Die Anwendung von Tüchern, busig gestellten und Prellnetzen, Federn und Lappen für die eingestellten Jagen ist meist aufgegeben oder auf die Hofjagden beschränkt. Die Anwendung von Gift auf das Raubzeug ist zwar erlaubt, gilt aber im allgemeinen nicht für waidmännisch; immerhin kann es von grossem Nutzen sein. Der Fang mit Angeln ist als eine schlimme Tierquälerei zu betrachten und kommt wenig mehr in Anwendung. Wildarten, denen das badische Jagdgesetz eine Schonzeit gewährt, dürfen bei uns weder mit Netzen (also auch die Enten nicht), Schlingen, noch Fallen und Angeln gefangen werden.

Auch die Parforcejagd kann als eine eigentliche Jagdmethode nicht mehr aufgefasst werden, zumal sie meist nicht auf ein durch die Vorsuche bestätigtes Wild, sondern auf einen eingefangenen Hirsch, Keiler oder Fuchs erfolgt, denen man zu diesem Zwecke die Freiheit giebt und bei deren Erlegung der Reitsport vorzugsweise zur Geltung kommt. Jedenfalls kann der Zweck der Erlegung des Wildes auf jede

andere Weise ohne den hier nötigen Aufwand von Menschen, Pferden und Hunden einfacher und leichter erreicht werden.

Ähnlich verhält es sich mit dem Hatzen des Schwarzwildes, wenn diese Jagd zu Pferde ausgeübt wird. Heutzutage werden die Schweine im Bürschgange, auf dem Anstande oder beim Treiben geschossen; wird ein angeschossenes Schwein von den Hunden gedeckt, so erfolgt ein Fangschuss oder auch das Abfangen mit dem Hirschfänger, manchmal nach dem vorangehenden Ausheben desselben. Zur Jagd verwendet man heute noch hauptsächlich den Dachshund, Hühnerhund, Schweisshund, den Saufinder und die Hatzhunde.

Wir wollen uns nun noch einen kurzen Einblick in die Motive verschaffen, welche der menschlichen Neigung zur Jagd zu Grunde liegen, und auch der Frage näher treten, ob die Ausübung der Jagd heute noch ihre Berechtigung hat. Ich berufe mich hier auf eine psychologische Studie von K. Gräser, und zwar nicht deshalb, weil sie etwa absolut Neues bietet, sondern weil sie einen vorurteilslosen Standpunkt einnimmt, wie er dem wirklich volkswirtschaftlich und gesellschaftlich gebildeten Jäger der heutigen Zeit glücklicherweise eigen ist.

In der That muss den Menschen ein starker Antrieb beherrschen, wenn er der Befriedigung seiner Jagdlust grosse Opfer an Zeit, Geld und Mühe widmet und sogar in dem Kampfe mit den wilden Tieren, dem Löwen, Tiger, Bären, Bison, Walfischen etc. die grossen Gefahren auf sich nimmt. In der Regel werden der Bethätigung der Jagdlust Motive unterstellt, die gerade so gut für irgend eine andere Thätigkeit angeführt werden können. Gräser führt deren sechs an:

1. die Freude an der Natur; es wird aber wohl kaum bestritten werden können, dass Derjenige, der ohne Jagdabsicht den Wald betritt, sich dem Genusse der Natur weit uneingeschränkter und ungestörter hinzugeben vermag, als der Jäger;
2. die Lust, die Schiessfertigkeit zu zeigen; diese Lust kann auf dem Scheibenstande und auf laufende oder geworfene Ziele entschieden harmloser befriedigt werden;
3. der Genuss in der Überlistung des Wildes ist ebensowenig ein genügendes Motiv, denn wenn auch bei den Tieren manche Sinne schärfer ausgebildet sind als beim Menschen, so steht doch diesem im allgemeinen eine so grosse differierende Ausbildung des Intellekts, der Erfahrung und der Hilfsmittel zu Gebote, dass die Leistung der Überlistung einem Tiere gegenüber weit weniger bedeutend erscheint, als wenn sie dem Menschen seinesgleichen gegenüber gelingt. Allerdings schärft besonders die Bürsche die Sinne und übt sie in der Ausnützung des Geländes und in der Selbstbeherrschung;
4. auch die Freude an der Geselligkeit könnte in anderer Weise befriedigt werden, denn der Jäger nimmt bei den Jagden oft mit einer Gesellschaft vorlieb, die er unter anderen Umständen gerne missen möchte;
5. die Rücksicht auf die Gesundheit (den Genuss der frischen Luft, die Weckung des Appetits, die Anregung der Verdauung) lässt sich in jeder andern Weise (z. B. durch Bergsteigen, Schwimmen, Holzsägen, Reiten, Radeln) zweckmässiger erreichen als durch den Wechsel zwischen anstrengender Bewegung und dem Stillstehen auf dem Anstande, dem Vater des Rheumatismus;
6. ganz unberechtigt ist heutzutage in der Regel das Motiv des Gelderwerbes. Hieran hindern in Deutschland meistens die hohen Pachtzinse und in fremden Landen die grossen Kosten der Reisen und Jagden selbst. Wer bei uns die Jagd auf eigenem Grund und Boden ausüben kann, mag allerdings nebenbei

unter diesem Beweggrund handeln, nicht selten wird aber auch bei ihm der Schaden, den die Jagdtiere ausüben, von dem Geldertrag nicht ausgeglichen werden. Neben diesen von Gräser angegebenen Beweggründen lässt sich noch eine Reihe weiterer Ursachen anführen, z. B.

7. der Zeitvertreib für Leute, welche keine geregelte oder genügende Beschäftigung haben, oder einer solchen abhold sind; leider ist dieses Motiv sehr stark verbreitet und nicht am wenigsten oft unter wenig kapitalkräftigen Leuten; es ist dies dieselbe Klasse Menschen, von der Herzog Ulrich sagt, sie treiben den Holzhandel nicht des Erwerbs, sondern des Schlamps wegen und vernachlässigen Haus und Hof. Das Ende ist in der Regel ein Vermögenszerfall;
8. in die gleiche Reihe gehören diejenigen, welche die Jagd zur Befriedigung besonderer Begierden, z. B. zum Trunk, zu Liebesabenteuern etc. benützen;
9. ein ganz natürliches Motiv ist das Streben, eine Eigenart zur Geltung zu bringen und aus dem Rahmen der Alltäglichkeit herauszutreten. Wenn auch Mitleid ein gar fruchtbares Erdreich für das Pflänzlein Liebe ist und der von des Gedankens Blässe angekränkelte Mann mancherlei Sympathie erwecken kann, so wendet sich eben doch das allgemeine Interesse des Weibes mehr dem wehrhaften, die Gefahr aufsuchenden, wetterfesten Jünglinge zu, das ist in erster Linie der Soldat, sodann aber auch der Jäger, in ähnlicher Weise der Reiter, Schwimmer, Bergsteiger, Seemann, Radler, Skiläufer, der Student. Der Schmiss wird z. B. von der Frauenwelt nicht als ein Beweis thörichter Ehrbegriffe aufgefasst, sondern als das Zeugnis bezeugten Mannesmutes. Als vor etwa 30 Jahren eine junge Frau mit einem Gewerbsgehilfen durchbrannte, bemerkte mir gegenüber ganz empört eine richtige Evastochter: ja, wenn es noch ein Offizier gewesen wäre, oder ein Schauspieler oder ein Student, aber so! Ähnlich rechnet ein Künstler in den »Fliegenden Blättern«, der zwei Landschöne einen Platz in der Bahn aufsuchen lässt; vor dem Nichtrauchercoupé ruft die Eine »da gehen wir nicht hinein, das sind schon keine rechte Mannsleute, die nicht rauchen«. Es erklärt sich aus diesen Anschauungen auch die Zuneigung, die das Volk dem Wildschützen in ganz anderem Masse entgegenbringt, als z. B. dem Schlupfler und Schlingesteller, der nur insofern einige Gunst geniesst, als er den Herren etwas am Zeuge flickte;
10. der Trieb, über das Leben und die Gewohnheiten der Tierwelt näheres zu erfahren, die Tiere zu beobachten und zu diesem Zwecke auch lebend zu erbeuten, liegt in dem Menschen und ist sicherlich berechtigt; der Knabe, der ein Vogelnest ausnimmt, der Eichhörnchen fängt, der sich tief unglücklich fühlt, wenn seine Pfleglinge infolge ungeschickter Behandlung zu Grunde gehen, folgt einem Gefühle, das ich den Trieb zur Domesticierung nennen möchte. Es steckt darin eine Art von Herrenmoral »Du sollst ihr Herr sein«; wie die Alten, so wollen auch die Jungen einen Gegenstand ihrer Neigung und ihres Verfügungsrechtes haben, wie das in einem Witzblatt der junge Bauernbursche drastisch dahin ausspricht: »jetzt bin ich 18 Jahre alt, jetzt muss mir ein Schatz her oder ein grosser Hund«. Das Interesse an der Erscheinung und den Lebensgewohnheiten der Tiere beweist der eifrige Besuch unserer Tiergärten am besten; wenn wir das freudige Aufleuchten der Gesichter bebetrachten, sobald in dem Affenkäfige die Insassen sich gegenseitig den Pelz nach lästigen Schmarotzern absuchen, so lässt sich nicht verkennen, dass in diesem Momente das Tier dem Zuschauer menschlich näher gerückt wurde.

Alle diese und vielleicht noch andere ähnliche Beweggründe können keine vollkommene Erklärung der Jagdleidenschaft geben, die latent im Menschen schlummert oder oft mit elementarer Gewalt zum Ausbruch kommt. Diese Leidenschaft äussert sich in der Begierde nach Beute und ist aus der Urzeit durch Vererbung auf uns gekommen. Wie körperliche, so werden auch seelische Eigenschaften vererbt. Anders können wir uns nicht erklären, wie das junge Huhn sofort nach dem Auskriechen mit Zuhilfenahme der Füsse und Zehen die Nahrungsmittel aufsucht, und wie das gewiss hilflose kleine Kind alsbald nach der Geburt der Mutterbrust die Milch zu entziehen weiss. Es liegt also ein Vorgang vor, dessen unbewusste Ausführung das junge Lebewesen vor seinem Eintritt in das Leben von der Natur gelehrt wurde. Diese Vererbung seelischer Eigenschaften nennt man bekanntlich bei den Tieren Instinkt, materiell ist sie von derjenigen der Menschen nicht verschieden.

Der Mensch musste gegen die bösartigen wilden Tiere kämpfen und auch diejenigen beseitigen, die seiner eigenen oder der Ernährung der ihm nützlichen Tiere nachteilig waren, ausserdem nötigte ihn die Beschaffung von Fleischnahrung zur Erbeutung der hierfür geeigneten Tiere. Nicht nur die auf die Erhaltung des Tieres zielenden seelischen Eigenschaften vererben sich, sondern auch die anerzogenen. Ich erinnere hier an die Vererbung der Brauchbarkeit gewisser Rassen als Reitpferde, des Hühnerhundes zur Suche etc. In dieser Weise haben sich auch die Neigungen des Urmenschen auf unsere Generation so gut vererbt, dass dieselben noch zu einer Leidenschaft auszuwachsen vermögen, die jede vernünftige Überlegung besiegt, den freien Willen beherrscht und jedes Mitleid mit Mensch und Tier erstickt. Auch bei dem waidgerechten Jäger besteht diese Leidenschaft, doch ist dieser Instinkt, der vom Urmenschen in voller Unbeschränktheit ausgeübt wurde, bei ihm nach den Grundsätzen der Zweckmässigkeit und des Mitleides eingeschränkt, also in gewissem Sinne verkümmert. Hierin liegt der Begriff des »Waidgerechten«, das sich als eine gewisse Norm in der guten Jagdgesellschaft herausgebildet hat und bei ihr im grossen ganzen Giltigkeit gefunden hat.

Magister Cyriak Spangenberg hält es in seinem Jagdteufel für unbillig, dass man das Volk in seinem Rechte schädige und aus dem Jagen ein Vorrecht der Herren und Reichen mache. Das Jagen soll jedoch für jedermann auf seinen Grund und Boden beschränkt sein. Wie es die Herren trieben, sei es ein tyrannisches Jagen, eine grausame Unterdrückung der armen Leute, denen man noch zumute, zu ihrem eigenen schweren Nachteil zu frohnden u. s. w. Nun giebt er eine Anleitung, wie man rechtmässig jagen soll, und zwar seitens der Obrigkeit, deren Regel nicht mehr bestritten werden kann, und seitens der übrigen Berechtigten; das Jagen soll geschehen: in der Gottesfurcht, ohne Gotteslästerung, ohne Versäumung des Gottesdienstes, ohne Schaden für andere Leute, ohne Nachteil für den Ackerbau, ohne Streit, als Vorbereitung des Körpers für die Strapazen des Krieges, zur Erfrischung des Gemütes, gegen die Fleischeslust, zur Vertilgung schädlicher Tiere, für Versorgung der Küche und um Freunden Geschenke machen zu können.

Allerdings wich die Praxis von diesem Ideale sehr erheblich ab, schon Kaiser Maximilian I. hatte eine hohe Ziffer von Jagdbediensteten (1 obersten Jägermeister, 14 Forstmeister, 105 Forstknechte, 2 Meisterjäger, 30 Jägerknechte, 15 Falknermeister, 60 Falknerknechte, 1500 Jagdhunde etc.), er stach mit besonderer Lust den Bären, auf einer Jagd wurden an einem Tage 183 Gemsen erlegt, einen besonders starken Hirsch hetzte er auf 100 Meilen, da mag es denn nicht so ganz ohne Jagdschaden abgegangen sein. Der Begriff des Waidgerechten ändert sich mit dem Stande der

menschlichen Kultur. Wie der junge Mensch und der Ungebildete meist rücksichtsloser und grausamer ist als der in der Schule des Lebens ergraute Familienvater und der gut erzogene Gebildete, so war auch der Begriff des Waidgerechten vor Zeiten ein anderer als heutzutage; aber auch heute ist er ein schwankender. Z. B. ist das Fangen des Wildes in Eisen, Angeln, Schlingen, das Wegschiessen der Alten von den Jungen beim Baue oder am Neste besonders bei Raubwild allgemein üblich, während es doch von manchen seiner Grausamkeit wegen als nicht waidmännisch betrachtet wird. Der Mensch hat zur Unterstützung seiner höheren Kultur wohl das Recht, die Tiere für sich zu benutzen und über ihr Leben zu verfügen, aber nur die zum Waidwerk veredelte Beutelust ist sittlich berechtigt. Wenn auch das Tier möglicherweise den Schmerz einer Verwundung nicht so intensiv empfindet als der Mensch, und das Sterben ohne die Vorstellung von dem Verlassensein und der Hilflosigkeit seiner Familie und die zu befürchtenden Höllenstrafen und dem intimeren Verkehr mit dem Teufel sich vollzieht, so verlangt das edle Waidwerk eben doch in erster Linie die Unterlassung jeder vermeidbaren Quälerei, dazu gehört eine jede ungenügende Verwundung, z. B. das Schiessen mit zu geringem Blei und auf zu grosse Entfernungen. Wenn Schopenhauer behauptet, es gäbe in der ganzen Bibel nur eine Stelle, welche von der Schonung der Tiere redet und daraus auf eine Bibelmoral schliesst, wonach es gegen die Tiere keine Pflichten gäbe, so muss dagegen bemerkt werden, dass schon Moses im Hinblick auf die ungleichartigen Leistungen verbot, ein Pferd und eine Kuh zusammenzuspannen; auch befiehlt er »Du sollst dem Ochsen, der Dir drischt, das Maul nicht verbinden«. Er hat sicherlich damit das liebe Vieh gemeint und nicht etwa auf gewisse geringe Einkommensverhältnisse der heutigen Zeit hingeziehlt.

Die waidgerechte und damit die berechtigte Jagdausübung beschränkt sich auf die Erbeutung der jagdbaren Tiere, letztere erläutert Gräser als das essbare und das diesem nachstellende Wild.

Der waidgerechte Jäger sucht jede Grausamkeit zu vermeiden. Die waidgerechte Jagdausübung wird vor allem auch die volkswirtschaftliche Nützlichkeit in Betracht ziehen. Wir brauchen hier nicht auf die Prärien, Pampas und Savannen, auf die weiten Waldflächen Afrikas hinzuweisen, auch bei uns bildet es schon einen ganz gewaltigen Unterschied, ob wir den Wildstand in einem von einer Waidfläche umgebenen Buchenbestande oder in einem dem Wilde besonders ausgesetzten Ausschlagwalde von Eichen, Eschen, Ahorn und Hainbuchen in einer landwirtschaftlich hochkultivierten Umgebung haben. Es sollten die etwaigen Nachteile für eine forst- und landwirtschaftliche Kultur den volkswirtschaftlichen Nutzen der Jagd nicht übersteigen. Hiernach wird der waidgerechte Jäger seine Hege und seinen Abschuss einrichten, zum Schiesser wird er sich nicht erniedrigen; er ist berufen, die Harmonie in der Natur aufrecht zu erhalten. Zum waidgerechten Jäger gehört aber auch die Einhaltung bestimmter Regeln zur eigenen Sicherheit und zur Sicherheit seiner Mitjäger und der Hunde, die Kenntnis der Jagdmethoden, der Lebensgewohnheiten der Jagdtiere, der Fährten, der Waffen und vieles andere, z. B. auch der Jägersprache, in der Gegenstände, Verhältnisse und Thätigkeiten in einer andern (oft selbst poetischen) Form bezeichnet werden. Dagegen gehört zum waidgerechten Jäger keineswegs das Jägerlatein. Wenn in alten Zeiten die Unzugänglichkeit grosser Waldungen und der dem Naturmenschen eigene Hang zum Aberglauben, verbunden mit unzulänglichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen und zunftmässiger Geheimniskrämerei die Grundlage für die unglaublichsten Erzählungen von Lindwürmern und Drachen abgaben, so

ist heutzutage umgekehrt der waidgerechte Jäger seitens der Laien dem Verdacht des Jägerlateins ausgesetzt, auch wenn er eine thatsächliche Beobachtung mitteilt, die einigermassen über den Rahmen des Alltäglichen hinausgeht. Am ehesten wird ihm dies begegnen, ein je aufmerksamerer und mitteilsamerer Beobachter der Natur er ist.

Wenn wir nun nach dem Gesagten überzeugt sind, dass die Jagdlust durch Vererbung von dem Urmenschen auf die jetzige Generation übergegangen ist, dass sie sich nicht allein in der Erbeutung einheimischer jagbarer Tiere äussert, sondern den Jäger selbst in ferne Gegenden bei der Löwen- und Tigerjagd zu Gefahren treibt, die er wohl nicht aus Humanität gegen die dort ansässige Bevölkerung auf sich nehmen würde, dass unter der Jagdleidenschaft ganze Völkerschaften in roher Schiesswut und in zwecklosester Weise die Bestände essbarer Tiere selbst unbevölkerter Gegenden vernichten, so müssen wir doch auch zugeben, dass diese Leidenschaft schon sehr viel zur Aufschliessung unbekannter Gegenden und zur Verbreitung nützlicher naturwissenschaftlicher Kenntnisse beigetragen hat und auch fernerhin beitragen wird. Wie das Streben zur Befriedigung der Beutelust an und für sich schon grossen Reiz und Genuss bietet, so ist in den Menschen auch die Begierde gelegt, seine Kenntnisse der Natur zu bereichern, d. h. zu forschen. Er durchforscht die weiten Himmelsräume, die höchsten Berge, die weitesten Ebenen und die äussersten Tiefen der Meere, er durchsucht die geologischen Gebilde und deren Versteinerungen nach der Urgeschichte der Erde, nach der Geschichte der Tierwelt und der Menschheit; so wird er allezeit streben und allenthalben suchen, vom himmelumspannenden Kometen bis — um mit dem Dichter zu reden — zum Infusoriengesindel hinunter.

Geheimerat Wagner, Über die Statue des Markgrafen Karls II. in Durlach und über süddeutsche Marktbrunnenfiguren. 31. Okt. 1901. Karlsr. Ztg. v. 14. Nov. 1901. (Der Vortrag erweitert veröffentlicht in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, neue Folge, Bd. XVII. p. 123. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1902.) (Hierzu das Titelbild.)

Der Vortragende führte aus, inwiefern die genannte Statue, die steinerne Figur eines geharnischten Ritters mit Fahne und Wappenbild auf verziertem Postament, auf dem Schlossplatz von Durlach stehend, als Standbild des Markgrafen Karls I. von Baden (geb. zu Sulzburg 1529, reg. 1553—1577, verlegte seine Residenz 1565 von Pforzheim nach Durlach und erbaute dort sein Schloss, die Karlsburg) angesehen wird. Sie ist aus gelbem Sandstein auf einer Ziersäule von rotem Sandstein in den Formen der deutschen Renaissance mit der Jahreszahl 1567 aufgestellt. Sie befindet sich aber nicht auf ihrem ursprünglichen Platz; Säule und Figur zierten ursprünglich den auf dem Marktplatz stehenden Marktbrunnen der Stadt. Die Entfernung des letzteren und sein Ersatz durch den jetzt noch auf dem Marktplatz stehenden Brunnen mit magerem Zierrat aus Eisen in den Jahren 1862—1865 erregten damals lebhaften Widerspruch ausserhalb Durlachs, der in einem besonderen Aufsatz des Grossh. Archivrats Jos. Bader in der Badenia »Das neue Durlach und sein alter steinerner Markgraf« zu besonders kräftigem Ausdruck kam. Es heisst dort u. a.: »die Bevölkerung hielt das Standbild des Markgrafen, dem sie so viel verdankt, lange Zeit in billigen Ehren, und die wildesten Kriegsstürme, selbst die vandalische Verwüstung der Stadt Durlach 1689 verschonten es; nun droht ihm eine herzlose Entfernung!« Man beruhigte sich, als nach dem Plan des damaligen Grossh. Konservators der Altertümer, Hofmalers von Bayer, die Ritterfigur auf dem neuen Postament vorne am Schlossplatz aufgestellt wurde. — Eine neuerliche Besichtigung liess an ihr

bedenkliche, nicht mehr aufzuhaltende Spuren der Verwitterung erscheinen. Es ist daher angezeigt, auf ihre Erhaltung Bedacht zu nehmen, denn sie stellt eine, wenn auch nicht besonders feine, doch gute, genau zeitlich datierte Arbeit deutscher Renaissance von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dar, wertvoll als ein historisches Denkmal in der Stadt, die sonst so viel Zerstörung erlitten hat, aus einer Zeit des Aufschwungs derselben und als Erinnerung an einen Fürsten, dem sie diesen Aufschwung zu verdanken hatte.

Die Erscheinung der Statue als Brunnenfigur mit der mehr einer Wetterfahne gleichenden Fahne von Blech und dem dekorativen Wappenbild will nun aber doch nicht ganz den Eindruck eines »von der dankbaren Stadt errichteten Ehrendenkmals für den Landesfürsten« in unserem Sinne machen, und es kommt dazu die auffallende Thatsache, dass ganz ähnliche Rittergestalten sich auch auf den Marktbrunnen anderer Städte, so in Pforzheim, Bretten, Gengenbach, Überlingen u. s. w., dann württembergisch in Öhringen, Markgröningen, Weil der Stadt, Reutlingen, Mergentheim etc. finden, so dass es sich um einen gewissen gemeinsamen Typus von Marktbrunnenfiguren zu handeln scheint, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Süddeutschland Verbreitung gefunden hätte.

In Bretten ist noch unversehrt erhalten die entsprechende Ritterfigur mit Fahne und Schild auf dem Marktbrunnen; sie trägt die Jahreszahl 1555 und man möchte in ihr das Standbild des damaligen Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich I., des Weisen, von der Pfalz erkennen.

In Pforzheim steht, vom früheren Marktbrunnen auf den kleineren laufenden Brunnen des Leopoldsplatzes übergeführt, eine barhäuptige Rittergestalt mit Schild und Schwert, die den Markgrafen Ernst von Baden, den Vater Karls II. (1515—1553), der 1535 seine Residenz von Sulzburg nach Pforzheim verlegte, darstellen soll. Die Behauptung, dass die Stadt aus Dankbarkeit zu seinen Ehren das Denkmal 1538 errichtet habe, ist aber äusserst schwach gestützt, die Ähnlichkeit der allerdings wiederholt durch Restaurierung veränderten Figur mit vorhandenen guten Porträts des Fürsten (besonders auf seinem Sarkophag im Chor der Schlosskirche) kaum zu finden.

In der ehemalig freien Reichsstadt Gengenbach finden wir auf der Renaissance-Brunnensäule von 1582 wieder die geharnischte Rittergestalt mit dem Reichsadler als Wappen am Schild; die vorgestreckte Rechte könnte wohl eine Fahne gehalten haben. Man glaubt, dass die Figur Kaiser Karl V. vorstelle, was annehmbar erscheine, da Ähnlichkeit mit dessen Bildnissen vorliegt. Urkundliche Aufzeichnungen sind, wie leider in den meisten Fällen, nicht mehr vorhanden.

Von württembergischen Städten befinden sich in Öhringen von 1554 und Markgröningen von 1580 entsprechende Ritterstatuen auf den Marktbrunnen. Ebenso in Reutlingen, wo die Figur von 1570 um den Helm eine Krone und auf der Brust die Kette des Ordens des goldenen Vliesses trägt (ähnlich in Überlingen) und nach allgemeiner Ansicht Kaiser Maximilian II. darstellt. Die Statue auf dem Marktbrunnen von Weil der Stadt von 1537 trägt gleichfalls die Kette vom goldenen Vliess und gilt als Denkmal für Kaiser Karl V.; in Mergentheim endlich hält der Ritter in der Rechten eine Fahne, in der Linken den Schild mit einem Deutsch-Meisterwappen; der Brunnen ist urkundlich 1548 von Bürgermeister und Rat der Stadt errichtet. Besonderer Beachtung wert ist, dass in Hildesheim der Marktbrunnen mit einer den unsrigen vollständig entsprechenden Ritterfigur den Namen »Rolandsbrunnen« führt. Dies erinnert an die in der Rechtsgeschichte schon viel behandelten norddeutschen Rolandsfiguren, welche als monumentale Urkunden

des Marktrechts der Städte, auch wohl der Marktgerichtsbarkeit, schliesslich überhaupt der Gemeindeverfassung und der städtischen Freiheiten gegenüber dem Stadtherrn, oder ihrer Geltung unter seinem Schutz anzusehen sind. Die Rolande selbst haben in Süddeutschland nicht Eingang gefunden; warum? ist bis jetzt nicht bekannt. Im 16. Jahrhundert haben aber offenbar unsere Ritterfiguren auf den Marktbrunnen mit den alten Marktwahrzeichen der Fahne und des Schilds ungefähr denselben Gedanken auszudrücken gehabt und da sie in der Zeit der Befestigung der Macht der Einzelfürsten errichtet wurden, so ist auch begreiflich, wenn man ihnen Ähnlichkeit mit den eben regierenden Landesherren zu geben suchte, etwa wie man jetzt deren Bildnisse auf die Münzen prägt. Man mochte dazu besonders geneigt sein, wenn, wie in Durlach und Pforzheim, der Fürst eben erst seine Residenz in der Stadt aufgeschlagen hatte. Die »dankbare Verehrung für den Fürsten« kam also dabei nicht oder erst in entfernter Linie in Betracht; freistehende porträtähnliche Denkmale zur Ehrung einzelner hervorragender Persönlichkeiten dürften, ausser in Kirchen und auf Grabmälern, in Italien vor dem 15., in Deutschland vor dem Ende des 17. Jahrhunderts überhaupt nicht nachzuweisen sein. Dem Durlacher Standbild lässt sich in der That eine gewisse Ähnlichkeit mit einer trefflichen Medaille des Markgrafen Karl II., die wir besitzen, und mit der Statue auf seinem prächtigen Grabmal im Chor der Schlosskirche von Pforzheim nicht absprechen. Die Stadt besitzt nach alledem in demselben doch ein für sie hochbedeutendes Denkmal aus jener denkwürdigen Zeit, dessen Erhaltung in der öffentlichen Meinung auch über ihre Grenzen hinaus als ihre Ehrenpflicht angesehen wird. Freilich wird das ganze Monument erst mit dem Brunnen vollkommen und die volle Ehre würde ihm erst dadurch angethan, dass der ganze Marktbrunnen an seinem alten oder am neuen Platz wieder hergestellt würde. Angesichts des dem Gegenstand entgegenzubringenden patriotisch-badischen Interesses dürften dazu vielleicht auch ausserhalb der Stadt Hilfsquellen flüssig gemacht werden können.

An den sich daran knüpfenden Besprechungen beteiligten sich u. a. mehrere als Gäste anwesende Herren von Durlach und Pforzheim. Herr Professor Moest bestätigte als Bildhauer, dass nach den vorgezeigten Photographien vom Grabmal und dem Gypsabguss der Medaille immerhin bei mässigen Ansprüchen von einer gewissen Porträtähnlichkeit geredet werden kann.

Vorgeschichtliche Funde aus der Umgegend von Karlsruhe.

Von *A. Bonnet* †.

Herausgegeben und ergänzt von *K. Schumacher*.

Taf. III.

Weitaus die meisten der im folgenden geschilderten Funde wurden von dem leider so früh verstorbenen, hochverdienten Erforscher der Karlsruher Umgegend, Ingenieur A. Bonnet in den Jahren 1896—1900 entdeckt und von ihm selbst, nicht selten eigenhändig oder mit Hinzuziehung einiger weniger Arbeiter, so weit untersucht, dass Zeit und Bedeutung derselben im allgemeinen gesichert erschien. Nur in einigen besonderen Fällen (Michelsberg, Königsbach etc.) wurden eingehendere Grabungen vorgenommen. Bei diesen Untersuchungen zeigte Bonnet ausserordentliches technisches Geschick und seltenen Spürsinn, und auch an Kleinfunden hatte er meistens reiche Ausbeute. Diese letzteren überliess er in uneigennützigster Weise der Grossh. Sammlung für Altertums- und Völkerkunde in Karlsruhe. Über seine Entdeckungen und Funde fertigte er sorgfältige Aufzeichnungen und Pläne an, aus welchen im folgenden das Wichtigere auszugsweise wiedergegeben sei. Einen grossen Teil der Grabungen habe ich persönlich angesehen.

Diese Untersuchungen bilden gewissermassen eine Fortsetzung der Forschungen, welche J. Näher (vgl. dessen »Die Umgebung der Residenz Karlsruhe« 1884 und »Die baulichen Anlagen der Römer in den Zehntlanden« 1883 und Bonner Jahrbücher, Heft 79) und O. Ammon (Berichte in der Karlsruher- und Landeszeitung, vgl. Karlsruher Altertumsverein, Heft I, 1891, S. 53) der Umgebung Karlsruhes gewidmet haben, durch welche auch Bonnet seine ersten Anregungen empfing.

Auf Grund dieser und der früheren Entdeckungen vermögen wir schon heute ein ziemlich anschauliches Bild der allmählichen Besiedelung der Umgebung Karlsruhes zu gewinnen. Deutlich lassen sich zwei Besiedelungsstreifen erkennen, der eine längs des Rheinhochgestades mit seinen Fischwassern und ausgedehnten Weideflächen in den Niederungen, der andere am Fuss und an den Westabhängen des Gebirges. Längs des Hochgestades sind es namentlich die vorspringenden Ecken desselben, wie Eggenstein, Knielingen, Hochstetten, welche wegen ihrer günstigen Lage und besseren Verteidigungsfähigkeit (vgl. hierüber auch Honsell, Karlsruher Altertumsverein I, 1891, S. 54) schon von der Steinzeit ab durch sämtliche folgende Perioden Spuren der Besiedelung zeigen. Sogar in den vorliegenden Niederungen haben sich mehrfach alte Kulturüberreste gefunden (Eggenstein, Liedolsheim, Graben, Huttenheim), welche auf pfahlbauartige Wohnungen der Stein- und Bronzezeit hinweisen. Am Gebirgsrand waren am frühsten bewohnt namentlich die zahlreichen Thalausmündungen mit ihrem Wasser-

reichtum, gutem Ackerboden und den ausgedehnten, am Fusse des Gebirges entlang ziehenden Wiesenflächen, und zwar befanden sich die Stätten der Siedelungen teils auf schützenden Bergvorsprüngen, namentlich die ältesten, so die steinzeitlichen bei Weingarten und Untergrombach, teils am Fusse des Gebirges in der Nähe der Bäche (Muggensturm, Durlach, Weingarten etc.). Durch diese Siedelungen, welche in kleineren oder grösseren Gruppen, aber von dorfartiger Geschlossenheit in nicht zu grossen Abständen aufeinander folgten, ergiebt sich mit Notwendigkeit das Vorhandensein zweier uralter Wegverbindungen, die eine längs des Hochufers, die andere am Fusse des Gebirges, wenn sie auch noch sehr primitiver und unregelmässiger Art waren.

So blieb es, bis die Römer ins Land kamen. Die beiden alten Saumpfade wurden nun in möglichst geradlinige Kunststrassen verwandelt, deren Spuren heute noch namentlich in den alten Schlägen des Hartwaldes deutlich zu erkennen sind (vgl. Karlsruher Altertumsverein I, S. 53). Einige der längs derselben liegenden alten Siedelungsstätten, wie Oos-Sandweier (vicus Bibiensis), Ettlingen, Stettfeld etc. blühten neu auf zu bedeutenden römischen Gemeinwesen, an anderen Punkten mögen die alteinheimischen Niederlassungen in gewohnter Weise weiterbestanden haben. Ausserdem aber erhoben sich längs jener Strassen und abseits derselben, wo ein schönes Wiesenthälchen Viehzucht und Ackerbau lohnend erscheinen liess, zahlreiche Einzelgehöfte, bald einfachere Bauernhöfe, bald ausgedehnte Gutshöfe, welche mit ihren manigfachen Gebäulichkeiten und der stattlichen Umfassungsmauer in solidem Stein- und Ziegelbau sich namentlich den Augen der Einheimischen, die noch in elenden Fachwerkhütten hausten, gar stattlich präsentierten. Hatte in vorrömischer Zeit in dem ausgedehnten Urwald zwischen jenen beiden Besiedelungsstreifen nur selten eine Hütte gestanden (vgl. Rüppurr), so konnte man jetzt längs der querenden Wasserläufe (Alb, Pfinz, Saalbach) da und dort in Lichtungen am Wiesenrande römische villae rusticae schauen. Doch blieb die dichtere Besiedelung dieser Hartgegend dem Mittelalter und z. T. sogar erst der neueren Zeit vorbehalten.

K. Schumacher.

I. Vorrömisches.

Eggenstein (A. Karlsruhe).

In den Lehmgruben in der Niederung westlich des Ortes prähistorische Scherben und Knochen vom Hirsch etc. (1897).

Gondelsheim (A. Bretten).

In der Pflanzschule im Eichwald (»Eulenwäldle«) südwestlich vom Erdbeerhof (Neuer Hof) 5 grosse trichterförmige Gruben.

Dabei auch eine Herdgrube, welche bei Anlage der Pflanzschule grösstenteils zerstört wurde. Eine nachträgliche Untersuchung (vom 28. Juni 1900) ergab Hüttenbewurf, Sandsteinstücke von Schleif- oder Glättsteinen und Herdsteinen, ein Feuersteinmesser und eine Anzahl neolithische Scherben, z. T. mit Verzierung. Von der Sohle der Grube war noch eine handhohe Schicht mit verbranntem Lehm und Holzkohlen intact. [Die Scherben gehören der Stufe der sogenannten jüngeren Winkelbandkeramik an, wie sie in letzter Zeit namentlich in der Gegend von Heidelberg, Schluchtern und Grossgartach in so reicher Fülle zum Vorschein gekommen sind.

Sie bestätigen zusammen mit steinzeitlichen Funden von Wilferdingen, Weingarten, Jöhlingen, Spranthal, Untergrombach, Bruchsal, Flehingen, Gemmingen, Rettigheim, Dühren, Wiesloch u. a. die Ansicht, dass bereits in der jüngeren Steinzeit das fruchtbare Hügelland zwischen Schwarzwald und Neckar eine ziemlich dichte Besiedelung aufwies. *Sch.*]

Helmsheim (A. Bruchsal).

1. Im »Grossen Wald« im Distrikt »bei der Linde« beiderseits des von Helmsheim kommenden Weges eine Gruppe von Grabhügeln.

2. Am »Hummelbrunnen« südöstlich des »Grossen Waldes« wurde ca. 1885 zwischen den beiden Rebstücken ein Fund von mehreren Bronzeringen und einer Lanzenspitze von Bronze gemacht.

Huttenheim (A. Bruchsal).

1. Einzelfund eines Steinbeils in der Ziegelei im Bruch, ca. 70 cm tief, auf der Grenze zwischen dem schwarzen moorigen Wiesenboden und dem Lehm (März 1899, jetzt in der Staatssammlung). An der Fundstelle keine Kulturschicht oder dergleichen, sondern nur natürlicher Boden.

Nahe dabei wurde früher Torf gestochen und soll sich nach Aussage von damals dabei beschäftigten Arbeitern durch den ganzen Torfstich eine »Brücke« gezogen haben; oft habe ein Stamm, bis zu 40 cm dick und 5—6 m lang, am andern gelegen. [Wohl eher Reste von Pfahlbauten als von einer Moorbrücke.]

2. Von dem schon länger bekannten bronzezeitlichen Urnenfriedhof am Hochufer nördlich vom Friedhof (vgl. E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe, S. 35 f.) wurden 3 weitere Gräber gefunden und aufgedeckt (1898) und die Gefässe den Grossh. Sammlungen überlassen. Die Gräber liegen in einer Linie von S. nach N. zwischen dem Bahnwartshäuschen und der Landstrasse, unter sich in Abständen von 3,50 bezw. 5 m.

Die Verbrennungsstelle scheint am Ausgange des Hochgestades gegen die Niederung, westlich vom Urnenfeld, zu liegen. Hier zieht sich ein 3 Meter breiter, 30—40 cm hoher, mit Sand untermischter Holzkohlenstreifen, 60—80 cm unter Terrain und etwa 1 m über dem jetzigen Niveau der Niederung im Gestade hin. Innerhalb dieses Streifens finden sich zahlreiche Knochenpartikelchen neben einzelnen kleineren Gefässcherben. Ein grosser Teil dieser Brandstelle ist durch Sandholen bereits abgegraben, während die Fortsetzung derselben in der noch stehenden Wand der Sandgrube sichtbar ist. Der zerstörte Teil der Schicht hatte nach Aussage der Arbeiter eine Länge von ca. 10 m.

Das ganze Terrain zwischen Friedhof und dem einspringenden Hochufer bei der Quelle an der Philippsburger Grenze ist mit prähistorischen, römischen und fränkischen Scherben übersät.

3. Herd- und Wohngruben am oberen Rande der Sandgrube bei der Gänseweide zwischen Dorf und Hochgestade. Festgestellt 2 kesselförmige Gruben von 0,80—1 m Tiefe und 0,80 m Durchmesser, angefüllt mit schwarzer kohlendurchsetzter Erde, Scherben der Früh-La-Tène-Periode (auch ein ganzes Gefässchen), einem Spinnwirtel, gebrannten Lehmstücken, Knochen, ausgeglühten Kieseln, einem als Schleif- oder Wetzstein dienenden Sandstein u. s. w. Direkt neben den beiden kleineren Gruben eine grössere Trichtergrube von ca. 5 m Durchmesser und 1 m Tiefe mit ähn-

lichem Inhalt. Sicherlich sind noch weitere Gruben vorhanden. Auch hier unmittelbar daneben römische Gräber.

[Da in dem Walde in der Niederung nordwestlich des Ortes auch Grabhügel mit Hallstatt- und Früh-La-Tène-Funden festgestellt sind (vgl. E. Wagner, Hügelgräber, S. 33), sind wir für diesen Punkt in der Lage, die Continuität der Besiedelung von der Steinzeit bis in die gallische Periode zu verfolgen. Von besonderem Interesse ist die Lage der Grabhügel in der Niederung. H. Thürach schreibt darüber in den Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte des Grossherzogtums Baden, Blatt Philippsburg (Nr. 39, Heidelberg, 1899) S. 27: »Die Grabhügel im Krärschrei und Schorrenfeld bei Huttenheim liegen in einem bewaldeten Gelände, das gegenwärtig noch sumpfig ist und z. T. keine höhere Lage einnimmt als die benachbarten Torfgründe. Der Schlick, in dem sie aufgeschüttet sind, ist nur schwach humos und lichter gefärbt als derjenige, der sie umgiebt. Derselbe ist dunkelgrau und stark humos. Vorausgesetzt, dass der Schlick der Grabhügel nicht von höher liegendem Gelände beigeführt wurde, weist dies darauf hin, dass die Humusanreicherung erst nach der Errichtung der Grabhügel stattgefunden hat, dass also dieses Gebiet in späterer Zeit sumpfiger geworden ist, als es damals war. Die jetzigen Wasserverhältnisse desselben und besonders diejenigen vor der Rheinkorrektion und vor dem Bau des Pfinzkanals lassen sogar den Schluss zu, dass die Versumpfung des Geländes in die jüngste Zeit fällt«. *Sch.*]

Jöhlingen (A. Durlach).

1. Im Sallenschlag, der nördlichen Kuppe des Hohbergs (Abteilung 3) liegen 2 oder 3 runde künstliche Hügel, die im Juni 1897 untersucht wurden. Der grösste Hügel zeigt 35 m Durchmesser und 1,60 m Höhe und ist mit grossen Buchen bestanden, so dass nur ein kreisförmiger Einschnitt in der Mitte von 7—8 m Durchmesser ausgeschachtet wurde. Im ganzen, aus Lehm bestehenden Hügel zerstreut fanden sich Holzkohlenstücke, kleine Knochenspuren, viele Sandsteinbrocken mit glatten Flächen, obwohl Sandstein 2 Stunden im Umkreis nicht vorkommt, ebenso verbrannte Lehmstücke. Genau in der Mitte des Hügels war in dem gewachsenen Lössboden eine flachmuldenförmige Grube eingeschnitten von 1,60 m Länge, 0,65 m Breite und 0,40 m Tiefe. Auf dem schrägen Rand dieser Mulde standen 3 Urnen, eine mit einer schalenförmigen Schüssel bedeckt, die aber so verwittert waren, dass sie sich nicht mehr heben liessen und nur einige wenige mit Quarzstückchen durchsetzte Scherben und warzenartige Ansätze ergaben. Die ganze Mulde war mit harter Branderde angefüllt. Auf dem Boden der Mulde war, scharf im Löss abgezeichnet, eine kleine Vertiefung von 15 cm Länge und 10 cm Tiefe eingeschnitten; auch hier bestand der Inhalt nur aus Branderde. [Wahrscheinlich enthielt die Mulde ein Hockerskelett, welches ganz vergangen war. *Sch.*] Auf dem gewachsenen Boden nordwestlich von der Mulde war eine grosse Brandplatte von ca. 1,50 m Durchmesser, in der nichts ausser Holzkohle zu erkennen war.

Etwa 150 m von diesem Hügel entfernt, etwas tiefer gegen Jöhlingen zu, befindet sich eine kreisrunde Erhöhung von ca. 25 m Durchmesser und 0,50 m Höhe, deren mittlerer, von Bäumen freier Teil am 14/15. Juli 1897 untersucht wurde. Unter der 15 cm hohen Humusschicht kam eine 60 cm hohe Schicht herbeigeführten festen Lehms, darunter gewachsener fester Lehm. In diesem fand sich ein 4 m langer, 1,60 m breiter kahnförmiger Einschnitt mit senkrechten Längsseiten und muldenförmig auslaufenden Schmalseiten. Die ganze, 65 cm tiefe Grube war mit schwarzbrauner, ungemein zäher Erde ausgefüllt, die Holzkohle, Brandspuren, einzelne Scherben,

Sandsteinbrocken, verbrannte Lehmstücke mit eingeschlossenen Getreidespelzen enthielt. Ferner fanden sich darin 2 sauber gearbeitete Steinmesserchen, ein Feuersteinknollen, 3 Feuersteinsplitter, das Bruchstück eines flachen Steinbeilchens und ein fast ganz erhaltenes Kugelgefäss mit Bogenbandverzierung. Die schwarze Kulturschicht reicht bis auf den gewachsenen Boden der Grube und erhebt sich, in der Mitte eine Wölbung bildend, 20 cm über demselben. Neben der Grube war auf dem gewachsenen Boden eine Brandplatte von 1,20 m Durchmesser. Grab (oder Abfallgrube einer Wohnstätte?) der jüngeren Steinzeit aus der Phase der Bogenbandkeramik, vgl. meine Bemerkungen Fundb. aus Schwaben, VIII S. 39.

2. Auf der südlichen, höchsten Erhöhung des Hohbergs in Abteilung 8 2 Grabhügel von 18—20 m Durchmesser und 0,60—1 m Höhe, welche vom 7. bis 16. Dezember 1897 geöffnet wurden. Der westliche, welcher 18 m Durchmesser und 1 m Höhe zeigt, enthielt eine aus Feldsteinen zusammengetragene Steinsetzung von 7,50 m Länge, 4 m Breite und 1 m Höhe, die in der Mitte des Hügels an die Oberfläche trat. An der Peripherie der Steinsetzung waren grössere flache Steine ringsherum wie eine Einfassung an die kleineren Feldsteine (Kalk) angelegt. Gleich unter der obersten Steinlage fanden sich Reste zweier Skelette, die Schädel zerdrückt, 20 cm unter der Oberfläche. Der Schädel von einem Skelett lag 90 cm von der Mitte entfernt, dieses selbst hatte die Richtung SW. nach NO., der Schädel des andern 2 m von der Mitte entfernt (Richtung O.—W.). Auf dem gewachsenen Boden, 80 cm von der Mitte gegen NW. lag eine grössere Kalksteinplatte, 40 cm lang, 20 cm breit, 8 cm dick. Auf dieser lag ein menschlicher Unterkiefer und ein Halswirbel, vor dem Kiefer mit dem Rand der Platte gleichlaufend (von N. nach S.) ein Bronze-Absatzkelt. Die Platte hatte dem Bestatteten offenbar als Stütze für den Kopf gedient, während ihm der Kelt als Beigabe unter den Kopf gelegt war. 15 cm vor der Platte gegen O. lag noch ein kleines, wohl durch Wurzeln oder Mäuse verschobenes Schädelstück. Neben diesem eine Henkeltasse und 3 kleine bronzene tutulusartige Knöpfchen, die, wie an dem umgebogenen Fuss zu erkennen ist, als Besatz auf Leder oder dgl. befestigt waren, und dabei längliche offene, gedrehte Bronze-Ringchen. An mehreren Stellen waren die Steine durch Feuer rot gebrannt.

Der zweite Hügel liegt ca. 50 m weiter östlich, mehr am abfallenden Terrain und zeigt ca. 20 m Durchmesser bei 0,60 m Höhe. Auch dieser Hügel zeigte in der Mitte eine längliche Steinsetzung von 7×1,50 m. Die untersten, auf dem gewachsenen Boden aufliegenden Steine waren pflasterartig nebeneinander gestellt, darüber lagen nur wenige Steine in 2—3 losen Schichten, die an zwei Stellen die Oberfläche des Hügels erreichten. Im Westen der Steinsetzung im Dreieck liegende Knochen (2 Unterschenkel und 1 Oberschenkel), dazwischen ein ovales flaches Stück Sandstein mit scharfen Rändern, der in der Gegend nicht vorkommt. Aus der Lage der Knochen darf man vielleicht auf hockende Beisetzung schliessen. Dabei der stark oxydierte Rest einer Bronzespirale von einer Fibel. Auch unter dem Ostende der Steinsetzung gegen N., 30 cm unter Terrain ein hohler Bronzehalsring, der jedoch bis auf den Verschluss zerfallen war. 20 cm tiefer als der Halsring einige sehr rohe, schlecht gebrannte Thonscherben. Knochen fanden sich nicht mehr. [Das ursprüngliche Grab stammt also aus einem mittleren Abschnitt der Bronzezeit, die Nachbestattung nach der Form des Ringes aus der jüngsten Hallstatt- oder der Früh-La-Tène-Periode. Die Form des Absatzkeltes ist für die Rheinebene und Frankreich charakteristisch und zeigt, wie schon damals die westlichen Einflüsse weit über den Rhein vordrangen. *Sch.*]

Karlsdorf (A. Bruchsal).

Bei der [1897 von mir entdeckten und untersuchten] römischen villa rustica auf den Heimenäckern fand sich unter der Stückung der westlichen Abschlussmauer eine kesselförmige, mit Holzkohlenresten und prähistorischen Scherben ausgefüllte Grube.

[Da etwa 1 km nördlich von dieser Fundstelle im Walde östlich der Kronauer Allee Grabhügel der jüngsten Bronzezeit und ebensoweit davon südöstlich am Kändelweg Früh-La-Tène-Gräber festgestellt sind, scheint es, dass die Ufer der Saalbach hier von Alters her besiedelt waren. *Sch.*]

Königsbach (A. Durlach).

Über 20 Grabhügel im »Grossen Walde« auf der Höhe in der Nähe der Hütte. Ein grosser Hügel wurde in den 40er Jahren bei Anlage des Waldwegs durchgraben, wobei verschiedene Bronzeringe und Schwerter gefunden worden sein sollen. Mehrere der Hügel sind bereits früher angeschlitzt. In einem derselben wurde durch einen Einschnitt (am 11. Mai 1899) der Rest einer aus Kalksteinen bestehenden Steinsetzung nach Art eines Plattengrabes festgestellt. Ausserhalb der Steinsetzung befand sich die Feuerstelle mit handhoher Holzkohlenschicht. Die Steinfassung bestand aus 3—4 Lagen unregelmässiger grösserer Kalksteine (Findlinge).

Ein zweiter unberührter Hügel enthielt ein in den gewachsenen Boden ca. 30 cm tief eingeschnittenes Grab mit fast völlig vermoderten Resten eines Skeletts in der Richung NO.—SW. Dabei lagen zwei Armringe aus Bronzedraht, eine eiserne Früh-La-Tène-Fibel und eine gleiche aus Bronze, welch letztere aber vollständig in Oxyd verwandelt war und zerfiel. Einige der Hügel lassen mit der Sonde einen Steinkern verspüren.

Leopoldshafen (A. Karlsruhe).

An der Stelle, wo 1882 der Dammbruch stattgefunden hatte, eine Anzahl rohe dickwandige schwarze Gefässtücke, wie diejenigen der Pfahlbauten.

Oberhausen (A. Bruchsal).

Prähistorische Scherben in der Sandgrube an der Strasse nach Rheinhausen bei der Kapelle. Ebendaselbst auch römische Scherben (1899).

Rüppurr (A. Karlsruhe).

Zwischen Rüppurr und Durlacher Wald, je ca. 700 m von Schloss Rüppurr und der Kirche entfernt, fanden sich im Gewann »Steinäcker« auf dem abfallenden Ufer eines alten Flusslaufes in dem Auswurf eines alten Rübenloches eine Anzahl roher prähistorischer Scherben. Bei einer provisorischen Nachgrabung (1897) zeigte sich in 60 cm Tiefe der gewachsene Kies, auf diesem liegt ein sandiger, humöser Boden, der in seinen unteren Teilen mit zahlreichen prähistorischen Scherben durchsetzt ist. Es dürften in nächster Nähe prähistorische Wohnplätze oder ein durch die Kultur zerstörter Urnenfriedhof anzunehmen sein. (Vgl. Antiquitäten-Zeitung 1897, Nr. 33).

Singen (A. Durlach).

Gruppe von 12 Grabhügeln im Buchwald am Schlangenrain südwestlich vom ehemaligen Remchinger Schloss, entdeckt November 1897. Ein Hügel wurde teilweise angegraben, wobei ziemlich nahe am Rande ein fränkisches Plattengrab (nur Deckplatten) zum Vorschein kam. Es war von W.—O. orientiert, vom Skelett waren aber nur noch wenige Reste vorhanden. Beigaben: ein schmales Bronzeblech mit Öse und eine Anzahl farbiger Thon- und Glasperlen. Im Innern des Hügels gegen die Mitte in verschiedener Höhe viel Hüttenbewurf und grosse Brandplatten. Die ursprüngliche Bestattung wurde nicht angetroffen, da die Grabung sich nicht in die Mitte des Hügels erstreckte und auch nicht tief genug eindrang.

[Diese Grabhügelgruppe wie die grosse Nekropole im Königsbacher Wald, der Hügel bei Söllingen und andere Funde zeigen deutlich, dass auch in der vorrömischen Metallzeit dies Hügelland und besonders die fruchtbaren Thalhänge dicht besiedelt waren. Bei Singen liegen die Stätten der Toten unten am Thalrande, wo auch die Wohnungen der Lebenden gestanden haben dürften, während in den meisten andern Fällen wenigstens die Grabstätten auf beherrschenden, aussichtsreichen Höhenplateaus angelegt sind. Auch Refugien waren durch die zahlreichen fast isolierten Bergkuppen, wie z. B. den Hopfenberg bei Berghausen, zur Genüge vorhanden. *Sch.*]

Söllingen (A. Durlach).

Grabhügel im Walde »Birkenhügel«, genannt »Kanzel«, entdeckt November 1897 und untersucht von der Direktion der Grossh. Sammlungen, aber ohne nennenswerte Ausbeute.

Unter-Grombach (A. Bruchsal).

1. Grabhügelgruppe von noch gegen 20 Hügeln im Walde Retzenbruch und auf den angrenzenden Wiesen, einer auch auf dem westlich davon liegenden Felde, etwas über 1 km südwestlich des Ortes. Entdeckt im Januar 1899 durch Waldmeister Kroll in Weingarten.

2. Skelettgräber vorrömischer Zeit wurden im jetzigen Friedhof beim Ausschachten neuer Gräber öfters durchschnitten, da sie anders als die jetzigen orientiert sind (gegen Osten). Im Juli 1899 fanden sich zwei Skelette nebeneinander, ein aussergewöhnlich starkes und ein jugendliches, das letztere mit einem Bronzering am linken Ellenbogengelenk. Unter den Skeletten lagen Gefässtrümmer und Holzkohle. Ein grösseres, früher gefundenes Gefäss enthielt nach Aussage des Totengräbers 2—3 kleinere. Die Gefässe scheinen häufiger zu sein als die Bestattungen und nicht zu diesen zu gehören.

3. Im Jahre 1896 wurde in gleicher Höhenlage wie der Friedhof im Einschnitt des Fahrwegs auf den Michelsberg, ca. 50 m oberhalb des Kapellchens, eine noch jetzt sichtbare Trichtergrube von 8 m Durchmesser festgestellt; sie enthielt auf der Sohle nur Holzkohle und Steine. Ob sie mit der grossen steinzeitlichen Ansiedlung auf der Kuppe des Berges (vgl. Veröffentlichungen II, S. 39 f.) oder mit den Ansiedlungen im Thal in Zusammenhang zu bringen ist, muss einstweilen noch dahin gestellt bleiben.

Weingarten (A. Durlach).

1. Über 40 Grabhügel im Dörnigwald und den anstossenden Wiesen, einen starken Kilometer westlich von W., entdeckt im April 1897. Die Funde der Hügel (vgl. unten) reichen von der Bronzezeit ununterbrochen bis in die jüngere Hallstatt- bezw. Früh-La-Tène-Periode.

2. Vier Grabhügel im Walddistrikt »Waldbrückenschläge«, ca. 450 m nördlich der Strasse Weingarten-Blankenloch und ca. 650 m östlich des Hasenbruchs. Zwei davon wurden durch Geh. Rat Wagner untersucht. In dem einen waren ausser einigen Holzkohlenspuren alle Reste der Bestattung vollständig vergangen. In dem zweiten ergab sich ausser Holzkohlen und winzigen Knochenresten ein hohler Bronzehalsring der Spät-Hallstatt- oder Früh-La-Tène-Zeit, der aber bis auf das stöpselförmige Schlusstück zerfiel.

II. Römisches.

Blankenloch (A. Karlsruhe).

1. Am Fussweg von Blankenloch nach Büchig, direkt neben dem Steg über die »alte Bach«, im Gewann »Heckenäcker«, soll früher eine »Burg« gestanden haben. Auch soll es dort nicht geheuer sein, alte Weiber wollen öfters ein tanzendes Licht und einen Mann in weissem Gewande gesehen haben. Eine kleine Nachgrabung am 30. März 1897 ergab das Vorhandensein der unteren Partieen eines Kalkofens und vielen, teils verschlackten Kalksteinmaterials. Ferner fanden sich römische Leisten- und Hohlziegel, Gefässcherben, Nägel etc. Offenbar stund hier irgend ein römisches Bauwesen.

Es ist nicht unmöglich, dass schon in römischer Zeit am Westrand der Pfinzniederung entlang von Rintheim über Hagsfeld-Büchig-Blankenloch ein einfacher Verbindungsweg geführt hat, der nach Süden über das Killisfeld, wo eine römische Münze gefunden wurde, Anschluss an die römische Bergstrasse in der Gegend von Wolfartsweier haben mochte, und nach Norden vielleicht in Verbindung stund mit einem durch mich nachgewiesenen römischen Verkehrsweg von Karlsdorf über Forst und Weiher nach Stettfeld.

2. Römisches Gebäude am »Bürgel«-Brunnen im Grossh. Hartwald, ca. 600 m östlich der Hütte an der Grabener Allee, 1½ km östlich der Römerstrasse Mühlburg-Graben. Als vor einer Reihe von Jahren jener Waldbestand abgetrieben war, wurden die Stumpen von Blankenlochern Bürgern zum Ausroden gesteigert; bei dieser Gelegenheit stiessen sie auf die römischen Fundamente, die sie teilweise ausbrachen und wagenweise wegführten. Sie fanden auch viel Geschirr (»rotes Porzellan«) und Münzen. Sage vom Bürgeljäger, der dort umgehe. [Die Lage dieses Gebäudes, abseits jeder römischen Strasse, inmitten der trockenen Hart, die schwerlich Gelegenheit zu Ackerbau und Viehzucht bot, ist sehr auffällig. Wenn der römische Ursprung des Gebäudes wirklich gesichert sein sollte, könnte man es vielleicht als eine Heimstätte für Kohlenbrenner oder etwas ähnliches ansehen. Bonnet vermutete eine Wegverbindung von Blankenloch an diesem Gebäude vorbei nach Eggenstein und Jockgrim bezw. Rheinzabern, wo die Töpfer vieler Holzkohle bedurften. Übrigens wurde auch östlich vom Neureuther »Kirchfeld« bei einer Rodung im Jahre 1886 eine römische schön emaillierte Fibel gefunden (in der Karlsruher Sammlung), von der man sich auch nicht leicht vorstellen kann, wie sie dahin geraten ist, da sie abseits der Römerstrasse in unfruchtbarer Umgebung zum Vorschein kam. Die von O. Ammon entdeckte Römerstrasse Strassburg-Rastatt-Mühlburg-Graben-Heidelberg ist übrigens an mehreren Punkten in nächster Nähe Karlsruhes wohl erkennbar, so nordwestlich vom Exerzierplatz, wo sie zwischen Schiesstand 5 und 6 durchschneidet, ebenso fast in ihrem ganzen Zug durch den Park, erst westlich der Grabener Allee, dann vom »Häuser-Hüttenschlag« ab östlich derselben. *Sch.*]

Daxlanden (A. Karlsruhe).

Villa rustica in den Sargäckern an dem Fussweg von Grünwinkel nach Daxlanden, unmittelbar am linken Albufer, wo der Fluss nach dem kurzen südlichen Lauf wieder gegen Westen fliesst, am Übergang der von O. Ammon nachgewiesenen Römerstrasse. Es geht die Sage, dass hier ein Kloster gestanden habe, welches durch unterirdische Gänge mit Ettlingen und Gottesau in Verbindung gewesen sei. Die römischen Gebäude — nach der Sondierung drei bis vier einzelstehende — sind jetzt noch durch leichte Terrainanschwellung, herumliegende Sandsteine, Hohl- und Leistenziegel, sowie römische Scherben erkennbar. Bei einer am 31. Mai 1897 in dem Fusswege vorgenommenen kleineren Nachgrabung zeigte es sich, dass die Fundamente bis auf die untersten Steine ausgebrochen waren und die Grube mit dem Bauschutt wieder ausgefüllt war. In den anstossenden Äckern, gegen die Appenmühle zu, sollen früher schwere Sandsteinquadern und Platten gehoben worden sein. Ein Gebäude steht unmittelbar am Albabhang. Unterhalb dieses soll früher ein ausgemauerter Brunnen sichtbar gewesen sein. Fund einer römischen Silbermünze des Vespasian. Im Frühjahr 1899 fand sich in dem spitzen Winkel, den Fussweg und Albhochufer bilden, eine 1 m tiefe, längliche Vertiefung, welche Holzkohle, verbrannte Knochenreste und sehr verwitterte Scherben von ca. fünf Gefässen enthielt; dabei lag auch ein schwerer länglichrunder Rollstein (Sandstein) von der Grösse eines starken Mauersteins. Reste eines Brandgrabs?

Von dieser Ansiedlung stammen offenbar die beiden der Diana Abnoba und dem Juppiter O. M. geweihten Inschriftsteine (C. J. L. XIII n. 6325 u. 6326), von welchen der erstere im Albbett oberhalb der Bleiche, der letztere auf einem Acker im Faulbruch bei Daxlanden zum Vorschein kamen und die offenbar vom Hochwasser verschleppt wurden (vgl. auch Generalbericht der Direktion des badischen Altertumsvereins 1858, S. 61). Auch beim Bau des neuen Karlsruher Hafens wurden in der Niederung meist sehr stark abgeschliffene römische Thonscherben gefunden, die nur von jener Villa hergeschwemmt sein können.

Durlach.

1. Römisches Gebäude in den Götzenstückern dicht an der Blankenlocher Gemarkungsgrenze. Es liegt auf dem sanften Abhang vom Wald zum Wiesenterrain, zwischen der Landstrasse Weingarten—Blankenloch und der Pfinz, ca. 200 m von dieser und ca. 80 m von jener entfernt. Beim Nachgraben (März 1897) ergab es sich, dass die Mauerzüge bis in die untersten Fundamente ausgebrochen sind. Es fanden sich viele Leisten- und Hohlziegel, Gefässfragmente aus terra sigillata und gewöhnlichem Thon. Es ist wohl ein Meierhof. Sage, dass es dort spuckt (ein weisser Mann ohne Kopf etc.).

2. Römische Gefäss-Scherben auf den Storenäckern zwischen Grötzingen und Hagsfeld. Die Storenäcker bilden in dem ausgedehnten sumpfigen Wiesenterrain am rechten Pfinzufer eine kleine Insel von ca. 200 m Durchmesser. Auf der Oberfläche liegen viele römische Scherben besonders von terra sigillata herum. Von Fundamenten ist dort nichts bekannt, dagegen werden daselbst viele Tierknochen ausgeackert. Es lässt sich vermuten, dass die Insel früher einmal zum Verlochen von umgestandenem Vieh benutzt wurde und dass hierbei dort befindliche römische Begräbnisse zerstört wurden.

[Da auch nördlich der Ziegelfabrik zwischen Durlach und Grötzingen bei den Lehmgruben schon früher Spuren eines römischen Gebäudes und neuerdings nordwestlich davon jenseits der Pfinz im Gewann Beun römische Gräber zum Vorschein kamen, dabei der Grabstein eines 100 Jahre alt gewordenen Veteranen, so ergiebt

sich, dass die römische Bergstrasse auch nördlich von Ettlingen von einer Menge einzelner Bauernhöfe begleitet war, wie sie südlich derselben so zahlreich nachgewiesen sind. *Sch.*]

Durmersheim (A. Rastatt).

1. Römisches Gebäude im »Legel«, auf dem Hochufer, ca. 1100 m nördlich der Bickesheimer Kapelle, an der alten Speierer Strasse. Gegenüber in der Niederung eine Quelle. Landwirt Joseph Laber aus D. hat schon einen Teil der Fundamente aus seinem Acker entfernt und viele Wagen Steine und Ziegel weggefahren. In nächster Nähe ging auch die von O. Ammon gefundene Rheinthalstrasse Strassburg—Heidelberg vorbei.

2. Etwa 200 m nördlich der Bickesheimer Kapelle zieht quer über die Landstrasse eine Vertiefung gegen die Niederung. An der Nordseite dieser Vertiefung, wo das Terrain ansteigt, liegen die »Schafläger«. Hier ist man öfters auf Fundamente und Skelette gestossen. Aus welcher Zeit?

Da, wo jene Vertiefung am Hochuferabfall endet (Kiesgrube, Schweineweide), soll ein Kloster versunken sein. Es werden dort häufig röm. Leistenziegel gefunden und lagen 1897 und 1898 noch einige auf der Schweineweide umher.

[Hier an der Bickesheimer Kapelle verliess wahrscheinlich die römische, von Ettlingen kommende Heerstrasse (bis zum Walde »alter Ettlinger Weg«) das Hochufer, um bei Au den Rhein zu überschreiten. Von beiden Orten, Durmersheim und Au, stammen auch Skulpturen von sog. Viergötteraltären, die noch in der Kirche von D. bezw. dem Friedhof von Au eingemauert sind (vergl. Haug, Westd. Zeitschr. X, 1891, S. 19). Ein Rheinübergang bei Au ist bewiesen durch den Meilenstein Brambach n. 1958. *Sch.*]

Ettlingen.

Über ältere Funde vergl. Näher, d. baul. Anlagen der Römer in den Zehntlanden. Karlsruhe 1883, S. 19, 38 u. s.

1. Beim Umbau des Hauses von J. A. Fladt (Leopoldstrasse 291/2) stiess man in 2—2,5 m Tiefe auf römische Fundamente eines grösseren Gebäudes mit Ziegeln, Scherben etc. Über dem römischen Schutt kam neuerer. Nach dem Brande von 1689 wurde der Schutt einfach eingeebnet — es fanden sich in demselben Gefässe mit der Jahreszahl 1688 — und darauf die neuen Bauten gesetzt.

2. Auch beim Neubau des Hauses Nr. 289 (Morlock) stiess man auf röm. Reste; eine Säule mit Kapitäl wurde wieder vermauert.

3. Waldhüter X. Frank fand beim Anlegen einer Dunggrube auf seinem Anwesen Kirchgasse 2 eine grosse bearbeitete Sandsteinplatte, unter der es hohl klang. Die Sache wurde nicht weiter untersucht. Ausser Scherben kam auch eine Bronzemünze des Trajan zum Vorschein.

4. In der Nähe dieser Fundstelle liegt auch das Haus Nr. 314, wo früher römisches Mauerwerk und die römische Tischsäule der Grossh. Sammlung gefunden wurde.

[Nach all dem kann kein Zweifel sein, dass unter dem jetzigen Städtchen namentlich in dessen südöstlichem Teile, ein römischer vicus, vielleicht auch ein frühes Kastell, lag, nicht bloss eine einzelne villa rustica. An der Ausmündung des Albthales in die Ebene und am Schnittpunkte der römischen Bergstrasse mit der Strasse Au—Pforzheim—Cannstatt gelegen, war die Ansiedelung sehr entwicklungsfähig. Dass sie auch der Sitz einer Schiffer- oder Flösser-Gilde war, beweist der in Nachbildung am Rat-

hause eingemauerte bekannte Votivstein an Neptun (C. J. L. XIII. 6324, vgl. auch Schauinsland 1900), welcher wahrscheinlich in der Nähe der Brücke stund, auf welcher die römische Strasse von Pforzheim vom nördlichen Albufer auf das südliche übersetzte, in der Nähe der Bleiche.

Durch das Vorhandensein eines solchen vicus erklärt sich auch die besondere Häufung von Meierhöfen beiderseits der römischen Bergstrasse in der Umgegend von Ettlingen. Längst bekannt und teilweise angeschürft sind folgende: 1. in den Maletschwiesen beim Schatzwäldchen, deren Wasserleitung bei Anlage des Hedwigshofs gefunden wurde; 2. unterhalb der „Mauerreben" am Beierbach zwischen Ettlingenweier und Oberweier; 3. im Gefällwald südlich von Oberweier; 4. am Hürstbuckel im Hartwald westlich von Oberweier. Über die Litteratur vgl. Bissinger, Trümmer- und Fundstätten, Näher u. a. *Sch.*]

Gondelsheim (A. Bretten).

1. Römischer Keller am „Wolfsbrüchle" am „Säuloch", 2 km nordwestlich des Ortes in der Nähe einer Quelle, auf dem Acker von Gottl. Bohner. Ausgegraben

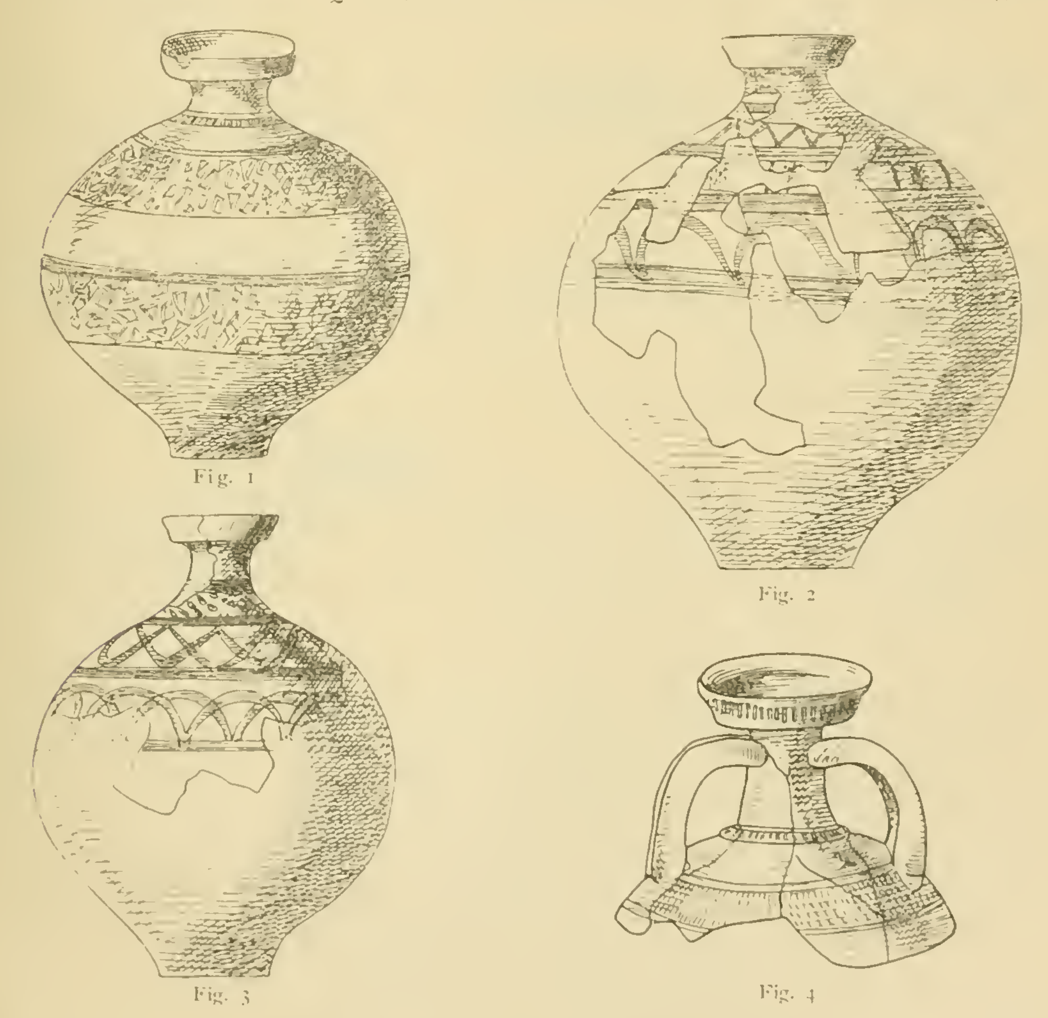


Fig. 1

Fig. 2

Fig. 3

Fig. 4

2. Mai 1900. Höhe des Mauerwerks über dem Kellerboden noch 0,90 m, 0,25 m unter dem Ackerboden. Länge 3,77 m, Breite 2,15 m im Lichten. Eingang 1,10 m breit.

Mauerfugen rot ausgestrichen. Längs der Südwestseite eine 30 cm breite und 10 cm hohe Lössbank. Von dem ganzen Gebäude, das sehr einfach gewesen sein muss, ist nur der Kellerraum übrig. Es ist offenbar niedergebrannt.

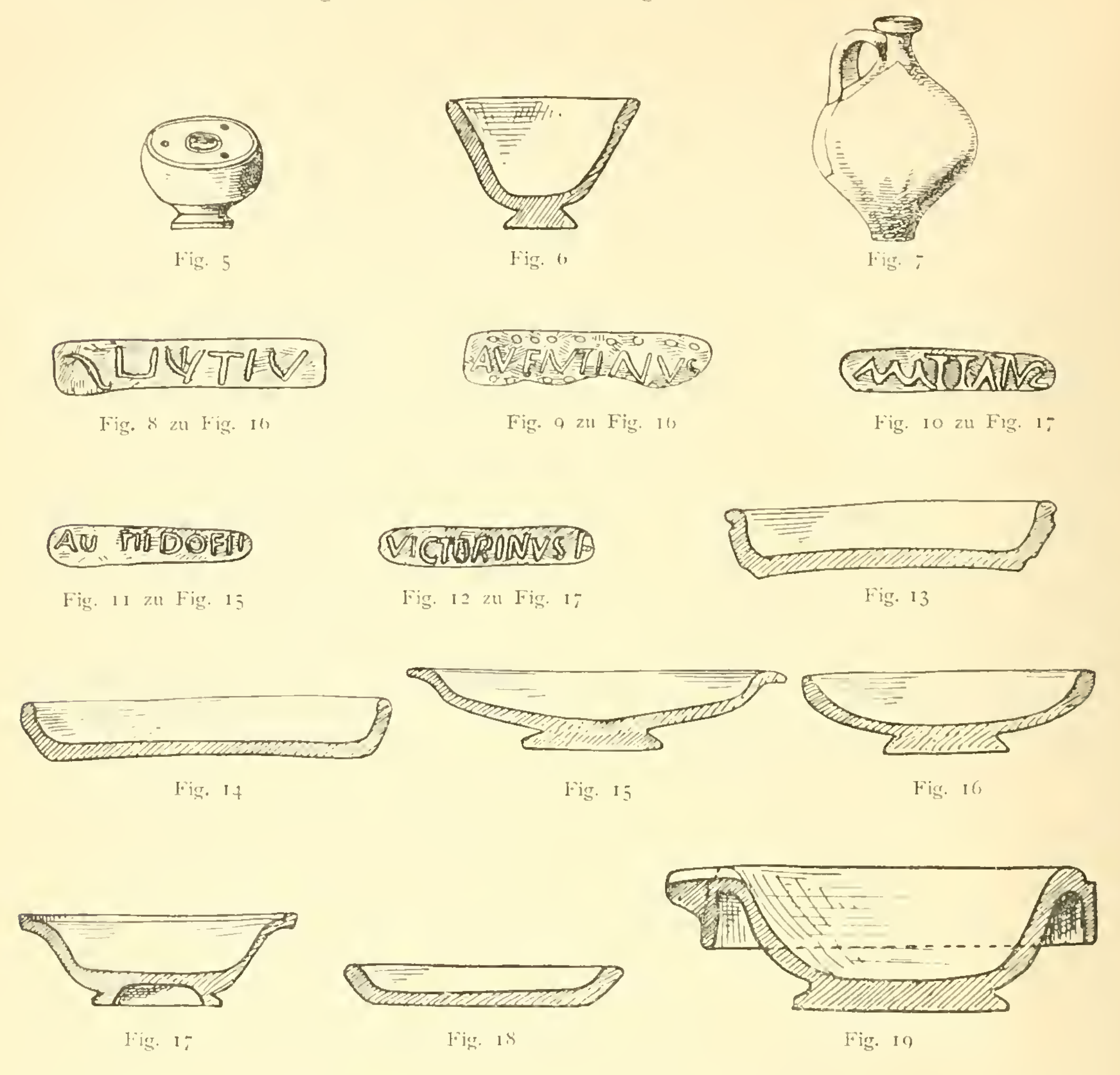


Fig. 5 Fig. 6 Fig. 7

Fig. 8 zu Fig. 16 Fig. 9 zu Fig. 16 Fig. 10 zu Fig. 17

Fig. 11 zu Fig. 15 Fig. 12 zu Fig. 17 Fig. 13

Fig. 14 Fig. 15 Fig. 16

Fig. 17 Fig. 18 Fig. 19

Funde: vor dem Eingang lagen Eisenteile wie Schlossblech, Schloss, Thürzudrücker (Gegengewicht). An der nordwestlichen Wand stand ein kleiner grauer Krug (Fig. 7), daneben ein sog. Tintenfass aus sigillata, Fig. 5. In der nördlichen Ecke lagen die Trümmer eigenartig bemalter Gefässe (Fig. 2, 3), an der nordöstlichen Längswand die Scherben von ca. 10 grossen doppelhenkligen Krügen (Fig. 4), die aber infolge der Gluthitze des Brandes so verschlackt und verzogen waren, dass nur weniges zusammengesetzt werden konnte. Die Gefässe, welche direkt an der Wand oder in den Ecken standen, kamen am besten weg. An der südöstlichen Querwand stunden in zwei Reihen dicht nebeneinander 13 Schüsseln und Teller, davon 5 aus terra sigillata (Fig. 15—17), einige mit Stempel (Fig. 8—12); 2 weitere stunden auf der erwähnten Lössbank. Viele waren fast unversehrt. Wie deutlich zu erkennen war, hatten die Gefässe auf einem Brett gestanden, welches durch 2 untergestellte Backsteine auf die Höhe der Lössbank gebracht worden war. Das Brett ist verbrannt und die Gefässe

sind heruntergesunken; diejenigen, unter denen sich die Backsteinunterlagen befunden hatten, lagen schief auf denselben. Hauptsächlich in den oberen Schichten fanden sich einige sigillata-Scherben, aus welchen 2 Tassen, eine kleine dünnwandige Schale und die Hälfte einer Reibschale zusammengesetzt werden konnten (Fig. 6 und 19). Sie scheinen aus dem über dem Keller befindlichen Raume herabgestürzt zu sein. An sonstigen Funden sind zu nennen: 2 Riegel, Kloben und Beschlägteile aus Eisen, 2 Knöpfe, einer aus dünnem Eisenblech, der andere aus Bein, ein bearbeitetes Knochenstück u. s. w. Über die Bedeutung dieser Funde, besonders der bemalten Gefässe, vgl. meine Bemerkungen im Corrbl. d. Ges. Ver. 1901 S. 199 f.

2. Fundstelle römischer Scherben im »Judenkirchhof« zwischen Karrheckenweg und dem Wege nach dem »Grossen Wald« (28. Juni 1900).

3. Der von Wilhelmi, Sinsheimer Jahresber. VIII S. 84 beschriebene, im Jahr 1840 ausgegrabene römische Keller liegt vor der Nordostecke des Eichwaldes an dem kleinen Bächchen; hier ist gleichfalls der sigillata-Stempel Victorinus gefunden.

Graben (A. Karlsruhe).

An zwei Punkten römische Fundstellen:

1. In den »Burglichäckern« einen starken Kilometer südlich von Graben zwischen der Hecklach und der Römerstrasse.

2. Zwischen der Strasse Graben-Neithart und Pfinz in der Ausbuchtung gegenüber dem »Pfinzschlag« in den sog. Kreuzwiesen. Fund eines Stückchens sigillata mit dem Stempel Marcellinus, welches von einem Acker auf die Landstrasse herausgeworfen worden war (9. Juni 1898).

Grötzingen (A. Durlach).

1. In der Kiesgrube zwischen Wald und Zündhütchenfabrik, etwa 80 m unterhalb dieser im Gewann Heiligenfeld wurde beim Kiesgraben etwa 1 m unter Terrain im September 1897 ein Depotfund von 5 römischen Werkzeugen aus Eisen gemacht: nämlich 2 Pflugscharen, 2 Hämmer, 1 Beil (jetzt in der Karlsruher Sammlung für Altertums- und Völkerkunde).

2. Römisches Gebäude im Bruchwald am Stahlbühl, rechts vom Gänsgraben, Taf. III, ausgegraben im Juni 1897. Die Langseiten liegen auf der höchsten Uferkante, parallel zu einem alten ca. 50 m breiten, jetzt versumpften Wasserlauf, der wohl von der Pfinz gespeist wurde. Das Hypocaustum zeigt sehr unregelmässig aufgebaute Sandsteinpfeilerchen von 30 cm Höhe und 30—40 cm Dicke in 20—60 cm Abständen, welche mit ungleich grossen Sandsteinplatten abgedeckt waren und einen 10 cm starken Gussboden trugen. Darüber standen die Mauern noch bis zu ca. 35 cm Höhe. Heizröhren (tubuli) wurden nur an der SW.-Wand in situ beobachtet, in Entfernungen von 1,10 m. Das an der SO.-Seite gelegene praefurnium war ausgebrochen. Der nach NO. anstossende Raum, welcher noch Wandmalerei von roten Streifen und Zickzackbändern zeigt, enthält ein ca. 6 m langes, 4 m breites und 1,15 m tiefes (unter der Bodenhöhe der andern Zimmer) Bassin, das an der NW.-Seite terrassenförmige Abstufungen als Sitzbänke und Zugangsstufen hat.

Hochstetten (A. Karlsruhe).

Römische Hütten im Gewann Strassenäcker am Rheinhochgestade ca. 500 m östlich des Ortes, bei der Sandgrube. In der Nähe 2 Quellen, von welchen die eine »die steinerne Quelle« heisst. Taf. III.

a) Viereckige Grube im Acker des Karl Hofmann und Karl Heuser, ausgegraben am 15. Juni 1898 und 17. März 1899. Grösse 2,25×1,30 m, Tiefe 0,80 m. Die Wandung der Grube, ebenso der Boden waren vom Feuer gerötet. Inhalt der Grube: Holzkohle, Reste verkohlter Balken, eiserne Nägel, Kloben, Beschlägstücke von Thür und Fenster, Scherben verschiedener Gefässe, zwei angebrannte Abwurfstangen vom Hirsch, Hohl- und Leistenziegel. Drei Hohl- und drei Leistenziegel lagen an der SW.-Seite, wo sich der Eingang herabsenkte, noch in richtiger Lage nebeneinander, wie sie beim Einsturz des Daches hingefallen waren. Von andern Funden sind zu nennen: eine eiserne Lanzenspitze, ein Schlüssel von Eisen, ein Ortband einer Schwertscheide, zwei Wetzsteine aus feinkörnigem Sandstein, zwei sigillata-Schüsselchen, von welchen das eine den Töpferstempel Flavianus trägt. Von Mauersteinen, Wandbewurf oder Mörtel ergab sich keine Spur. Vgl. auch Beilage zur Bad. Landeszeitung vom 21. Juni 1898 Nr. 140.

b) Im Feldweg am Acker des Ludwig Lang. Grösse 1,20×1,00 m, Tiefe 0,50 m, ausgegraben 14. Juni 1900. Inhalt der Grube: ein Stück Bandeisen, Leistenziegel, terra sigillata-Scherben wie solche aus gewöhnlichem Thon, Knochen.

c) Im Acker des Ludwig Schneider und Wilhelm König, grösstenteils aber im Feldwege. Ausgegraben 9. Juni 1900. Grösse 2,00×1,80 m, Tiefe 1,30 m. Eingang an der Südseite, 1 m lang, 0,70 breit, sich allmählich herabsenkend. Gegenüber dem Eingang eine 40 cm breite und 50 cm hohe Erdbank, vor deren beiden Enden in einer Vertiefung je eine sigillata-Tasse und einerseits noch eine grössere Urne (aus dem Anfang des II. Jahrhunderts) stund. In der Mitte des Raumes runde Feuerstelle. Sonstige Funde: Schlüssel und Schlossreste von Eisen, Nägel, eisernes Messer, Bruchstücke einer Handmühle aus Basalt, Hirschgeweihstück, zwei Reibschalen und mehrere Gefässreste aus terra sigillata, Scherben von gewöhnlichem Thon.

d) Im Acker des Wilhelm König zweiteilige Grube, von welcher nur der nordwestliche Theil ausgegraben ist (15. Juni 1900). Dieser hat 3,80 m Länge, 2,10 m Breite und 1,20 m Tiefe und ca. 0,30 cm Durchmesser. Nicht ganz in der Mitte, sondern näher der Südwestecke eine Feuerstelle. Die Wände sind etwas abgeschrägt. Der Raum ist von dem anschliessenden, 20 cm tieferen (in Folge des fallenden Terrains) durch eine 30 cm hohe und breite Erdbank getrennt, welche aber nahe der Nordwand in 45 cm Breite unterbrochen ist und vor der Unterbrechung ein 55 cm tiefes Pfostenloch zeigt. Inhalt: Bruchstücke von Leisten- und Hohlziegeln, Hüttenlehm, viele Holzkohle, Eisenbeschlägstücke, Nägel, abgebrochene Messerklinge, ein Stück doppelgewundenen Bronzedrahts, Knochenpfriem, Feuerstein, Stücke eines Webergewichts aus Thon, viele Scherben, auch aus sigillata. [Spätrömische Formen, welche beweisen, dass diese Hütte noch im III. und IV. Jahrhundert benutzt wurde.]

Huttenheim (A. Bruchsal).

Vgl. oben unter Prähistorischem.

Jöhlingen (A. Durlach).

Im Gewann „Wasserland“, 1½ km nordöstlich des Ortes, auch „Stein- und Schelmenäcker“ genannt, am südlichen Hang sehr ausgedehnte römische Villa rustica. Die Scherben- und Mauerreste nehmen einen Raum von etwa 200×100 m ein. Einzelne Ackerbesitzer haben schon viele Fuhren Stein weggeschafft. Den Berg

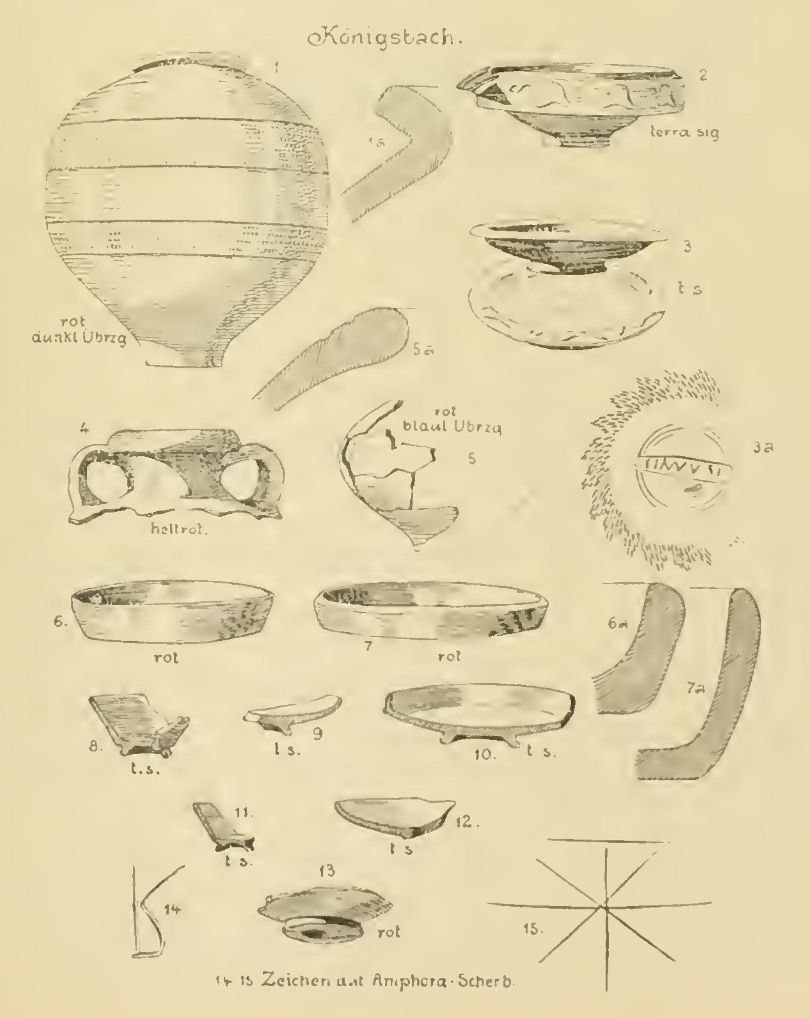
hinauf ist wenig mehr erhalten; unten am Weg im Rain eine Mauer von noch 1,50 m Höhe, welche zu einem Hypocaustum gehört, dessen aufgemauerte Pfeilerchen mit grossen Sandsteinplatten abgedeckt sind (untersucht am 21. Juli 1897).

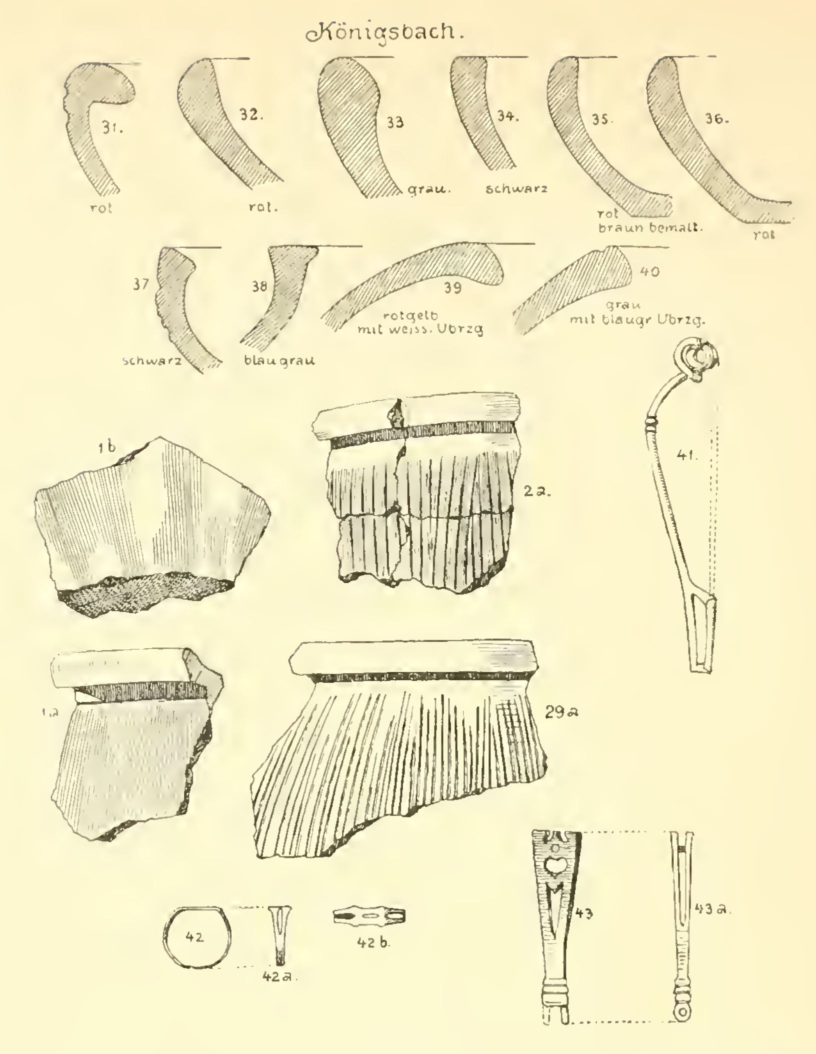
Etwa 500 m nördlich der Ansiedlung ist am Obergrombacher Weg (bezw. an dem Querweg nach dem Igelsbrunnen) in der Nähe der Quelle ein römischer Sarkophag als Brunnentrog aufgestellt. Über die Fundstelle desselben war nichts mehr zu erfahren, da er seit Menschengedenken diesem Zweck dient; bis vor wenigen Jahren war er allerdings etwa 80 m weiter abwärts aufgestellt.

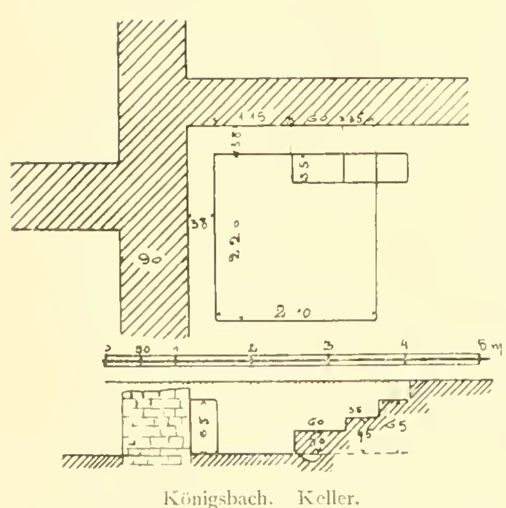
Ferner befindet sich an der äusseren Seite der Maria-Hilf-Kapelle zwischen Jöhlingen und Wöschbach das obere Stück eines römischen Brunnensteins mit bärtigem männlichen Kopf als Weihwasserbehälter eingemauert. Er stammt jedenfalls von einer in der Nähe gelegenen römischen Ansiedlung, sei es nun einer bei Jöhlingen oder bei Wöschbach gelegenen; hier liegt Mauerwerk zwischen den Schlossäckern und den Schelmenwiesen.

Königsbach (A. Durlach).

Villa rustica im Ramsbachthal, 1½ km nordöstlich vom Dorfe, an den »Brochwiesen« (Brachenthal). Ausgegraben im Herbst 1899. Taf. III. Sage, dass dort eine Saline gestanden habe und die in der Nähe entspringenden Quellen salzhaltig seien. Am gegenüber liegenden Steinzenberg soll ein Schloss gestanden







Königsbach. Keller.

haben, von welchem ein unterirdischer Gang zur Saline geführt habe. Einer der Ackerbesitzer hatte auf seinem Grundstücke einen vierkantigen Säulenfuss mit einem kurzen Stück der Trommel ausgegraben und in seinem Hause vermauert. Derartige Säulen wurden während der Ausgrabung noch mehrere gefunden und zwar längs des langen schmalen Raumes. Über die Einzelheiten liegen leider keine Aufzeichnungen von Bonnet vor. Ausser diesem Hauptgebäude wurden auch noch Spuren von Nebengebäuden angeschürft, namentlich an der grossen Umfassungsmauer des Ganzen.

Königsbach soll sich früher nach der Ortssage mehr nach der »grossen Gasse« ausgedehnt haben, vielleicht sind auch dort römische Reste zu finden, wenigstens sollen im Anwesen eines Gärtners daselbst viele Fundamente verspürt werden.

Langensteinbach (A. Durlach).

Römische villa rustica im »Steinmäuerlein« (Wald »Strohbusch«) auf dem höchsten Punkt zwischen Langensteinbach und Ittersbach unmittelbar an der Landstrasse. Entdeckt 12. Juli 1899. Runder, einem Grabhügel ähnlicher Trümmerhaufen, mit vielen herumliegenden Leisten- und Hohlziegeln, Bausteinen etc.

[Da Bonnet die Anlage wegen der weiten Aussicht in das Pfinz- und Enzthal für einen Wart- oder Signalturm in der Nähe einer römischen Strasse hielt, untersuchte ich dieselbe Oktober 1899 mit Mitteln der Reichslimeskommission. Es stellte sich heraus, dass das als Turm betrachtete Mauerwerk nur ein Teil eines grösseren Gebäudes war, welches von einer weiten Umfassungsmauer umgeben ist.]

Mörsch (A. Ettlingen).

1. Der in der Karlsruher Sammlung befindliche römische Steintisch und Viergötteraltar (vergl. Generalbericht der Direktion des Bad. Alt.-Ver. 1858 S. 56) wurde auf dem Anwesen des Landwirts Ludwig Martin von dessen Vater gelegentlich eines Kellerbaues gefunden inmitten ausgedehnterer Fundamente. Die Stelle liegt am westlichen Ende des Ortes direkt am Hochufer.

2. Nach der Sage soll auf dem Terrain des jetzigen Friedhofs eine Burg gestanden haben; man hat dort vielfach Baureste und Schutt angetroffen. Zeit?

3. Gegenüber dem Friedhof im Acker des Ratschreibers Franz Josef Deck am »Durlacher Strässle« finden sich menschliche Skelette mit krugartigen Gefässen in ca. 60 cm Tiefe, querüber.

Ober-Grombach (A. Bruchsal).

Einen starken Kilometer nördlich des Ortes links vom Bruchsaler Weg liegt beim Seebrunnen (Kinderbrunnen), wo nach der Sage ein Kloster gestanden haben soll, eine ausgedehnte römische Ansiedlung (Gewann im »Steinhaufen«). Eine dort gefundene Gordian-Münze ist im Besitz des Herrn Oberförsters Walli in Bruchsal.

Vierhundert Meter von der Quelle entfernt auf dem höchsten Punkt des Stöckig-Waldes in der Nähe einer grossen Vertiefung (Erdfall?) fanden sich (25. Juni 1898) die Fundamente eines kleinen Häuschens von 3×1,50 m, dessen Boden mit Kalksteinplättchen belegt war. In einer Ecke des Häuschens war eine trichterförmige Vertiefung, ringsum mit flachen Kalksteinen ausgepflastert. Die Grube hatte eine Tiefe von 1,20 m (bei 1 m D?) und war mit Kalksteinen, Leisten- und Hohlziegeln, Holzkohlenstückchen, Mörtelresten, einem eisernen Nagel ausgefüllt. Stücke von römischen Ziegeln fanden sich überall innerhalb und ausserhalb der Fundamente, dagegen keine Spur römischer Scherben. Dies sowie der Umstand, dass sowohl unversehrte als durch Feuer gerötete Kalksteine durcheinander verwendet wurden, lässt vermuten, dass die Steine ebenso wie die Ziegel dem nahen römischen Trümmerfelde entstammen, so dass das Häuschen möglicherweise erst in neuerer Zeit entstanden ist.

Auffallend sind auch je zwei parallele Erddämme, welche im »Stöckig« oberhalb des Steinbruchs und im Walddistrikt »Breiteiche« bei der Quelle bogenförmig den oberen Rand einer Mulde umziehen.

Oberhausen (A. Bruchsal).

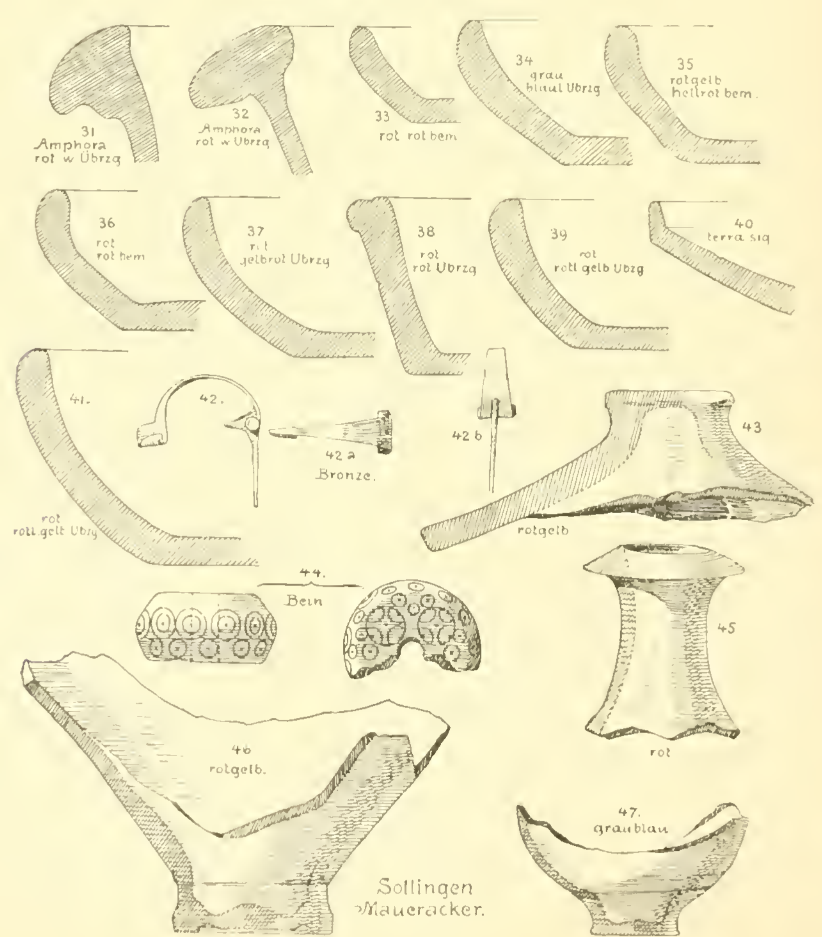
Am nördlichen Ende des Ortes liegen auf dem linken Hochufer des alten Wagbachlaufs in einer Linie eine Reihe römischer Gebäude, die sich vom Dorfe bis fast ans Kreuz erstrecken. Die Gewanne heissen »Holzhäufergewann« und

neuer Zaun . (Auch im Gewann Hühnerhecke nahe der Kreuzung der Waghäusel—Oberhauser und Waghäusel-Philippsburger Strasse dürften römische Reste zu suchen sein.) Polizeidiener Werle hat aus seinem Acker fünf Fuhren Bauschutt weggeführt. Der Bruder des Ratschreibers hat vor einigen Jahren einen römischen, mit Wandmalerei verzierten Raum freigelegt. Auch im Orte selbst wurden schon römische Gefässe gefunden (in den Gärten). Beim Neubau des Gasthauses zum Engel scheint man in 2 m Tiefe auf einen Brennofen gestossen zu sein und in dem gegenüberliegenden Anwesen des Joseph Decker fand man bei einem Kellerbau so viele verzierte Scherben, dass man glauben konnte, es habe dort ein Häfner gewohnt .

Philippsburg (A. Bruchsal).

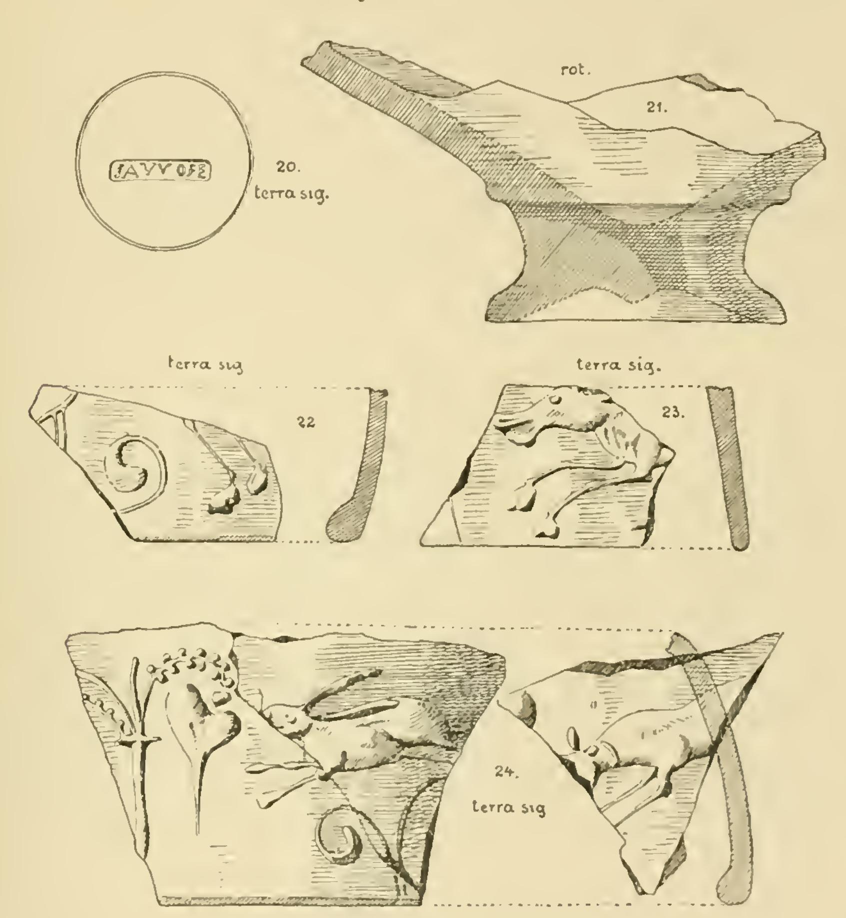
Im Oberfeld, etwa 1 km südlich des Städtchens, auf dem Hochufer über dem alten Pfinzbett römische Scherben. [Wohl von einer villa rustica. Dagegen dürften die von H. Nopp, Geschichte der Stadt und ehemaligen Reichsfestung Philippsburg (1881) S. 4 f. vermuteten römischen Wege etc. grösstenteils dem Mittelalter angehören. Auffallend ist ja die Häufung römischer Funde bei Huttenheim, Rheinsheim, Philippsburg, Oberhausen und dürfte sich am ersten durch den gegenüber liegenden bedeutenden römischen Ort bei Germersheim erklären, nach welchem von der rechtseitigen Rheinebene, etwa von Stettfeld her, ein Strassenzug geführt haben mag. Ähnliche Erscheinungen liegen vor in der Gegend von Hockenheim gegenüber Speyer. *Sch.*]

Söllingen (A. Durlach).



1. Villa rustica in den »Maueräckern«, 1 km südwestlich vom Ort, oberhalb des Hirschbach-Brunnens, auf den Äckern des Joh. Bittighofer, M. Dentes, Gemeinderechners Kussmann und des Jos. Wenz. Taf. III. Etwa 100 m südlich von diesem Hauptgebäude gegen den Bahnhof liegt ein kleiner Bau, der nicht untersucht wurde.

2. Villa rustica auf dem »Storkenbuckel«, am rechten Pfinzufer, 3/4 km nördlich vom Ort, südlich vom »Engelfeld«. Ausgegraben 6./7. Dezember 1898. Taf. III.



Hinter der römischen Ansiedlung soll früher eine alte Strasse am Heulenberg vorbei nach Jöhlingen geführt haben. — Ca. 150 m unterhalb des Bahnhofs am sog. »langen Steg« altes Brückenfundament in Gussmauerwerk.

Traishof (Gem. Königsbach, A. Durlach).

Römische Baureste 150 m nordwestlich vom Hofe, an dem Wege nach der »Hohen Strasse«. Wegen der günstigen Lage am Hange eines Seitenthälchens der Pfinz wohl villa rustica.

Weingarten (A. Durlach).

1. Römische Gebäudereste bei der Ruine Schmalenstein, in der Gabelung der alten und neuen Strasse. Gewann Lettenbuckel. Sie fielen wahrscheinlich schon der alten Strassenanlage zum Opfer. Wenige Schritte entfernt entspringt eine starke

Quelle, in deren sumpfiger Umgebung ein Herrschaftskutscher mit Wagen, Insassen und Pferden versunken sein soll. Der Kutscher geht heute noch mit seinen schwarzen (nach andern weissen oder feurigen) Rossen um. — Bei Anlage des neuen Strassenstücks zwischen W. und Jöhlingen stiess man oberhalb der Porzellanfabrik auf eine Grube mit abgelöschtem Kalk, die römischen Ursprungs sein könnte.

2. In der Ziegelei von Herrn Trautwein »an der Heidengasse« am östlichen Ende des Ortes, ca. 900 m vom Gebäude am Schmalenstein entfernt, wurde 3 m tief im Lehm eine römische Email-Bronzefibel gefunden und an die Grossh. Staatssammlung abgeliefert (Oktober 1898).

3. Villa rustica im »Brettener Grund«, gegenüber dem »Hässloch« am nördlichen Hange zwischen den beiden parallel zur Mulde ziehenden Rainen. In dem ca. 5 m hohen unteren Rain sind die Mauern noch 2 m hoch erhalten. Auch eine Umfassungsmauer wurde mit der Sonde ca. 50 m westlich verspürt.

[Diese römischen Überreste in Verbindung mit den Villen bei Jöhlingen und Wössingen (vgl. Veröffentl. II, S. 19 f.) zeigen so recht deutlich, wie die Römer die wasser- und wiesenreichen Seitenthälchen für die Anlage ihrer Meierhöfe bevorzugten. *Sch.*].

Würmersheim (A. Rastatt).

Unmittelbar am westlichen Ende des Ortes an der Strasse nach Elchesheim bildet den höchsten Punkt ein Kiesrücken, der teilweise behufs Kiesgewinnung abgetragen wurde. Hierbei stiess man auf Mauerfundamente, auch auf zwei gemauerte Brunnen. Die aufgefundenen Scherben, Ziegel etc., auch eine kleine Gabel waren aber mittelalterlich. Vielleicht hat hier der Hof des Stiftes Ettlingen gestanden, welcher in Urkunden erwähnt wird (vgl. Krieger, topogr. Lexikon des Grossherzogtums Baden unter Würmersheim).

An derselben Stelle, wo nach der Sage eine Burg gestanden haben soll, wurden aber auch (ca. 1894) einige römische Münzen gefunden, die aber mit einer Ausnahme (Grossbronze des Trajan) an einen Händler verkauft wurden. Es ist also wahrscheinlich, dass hier oder in der Nähe auch ein römisches Gebäude lag.

III. Merowingisches.

Berghausen (A. Durlach).

In den »Äckern hinter dem Dorf« (südwestlich vom Orte), besonders im Acker von Laubwirt Becker liegen Plattengräber, wovon B. im Juli 1897 sieben untersuchte (vgl. Antiquitäten-Ztschr. 1897 Nr. 33). Die vier Wände sind aus mauerartig aufeinandergelegten roten Sandsteinplatten gebildet. Im Boden jedes Grabes lag am Kopf- und Fussende je eine Steinplatte, auf welche die Leiche direkt gelegt war. Das Grab, das auf diese Weise zugleich Sarg war, war mit zwei bis vier grossen Sandsteinplatten überdeckt, deren Fugen mit Steinen verschiedener Grösse verstopft oder wieder mit andern Platten überdeckt waren. In einigen Gräbern zeigte sich ringsherum, sowie auf dem Boden eine Schicht vermoderten Holzes, so dass es den Anschein hatte, als ob die Leiche in einem Sarge beigesetzt worden sei.

Die Gräber befinden sich auf dem Ackergelände rechts der Landstrasse Durlach-Berghausen, unmittelbar hinter den ersten Häusern des Ortes. Sie sind so in den aus reinem Löss gebildeten Boden eingegraben, dass die Deckplatten 0,3—0,7 m und die Bodenplatten des Grabes ca. 1,5 m unter der Ackerkrume liegen. Die Breite der Gräber betrug 0,55—0,75 m, ihre Länge 1,80—2,20 m. Zwei der Gräber waren am Fussende schmäler als am Kopfende, alle anderen waren gleich breit. Die Längsrichtung war von Osten nach Westen, und alle Leichen lagen so, dass sie der aufgehenden Sonne entgegenschauten. In ihrer gegenseitigen Lage zeigten die Gräber keine Ordnung; sie waren durchschnittlich 1 m von einander entfernt in vier Reihen geschieden. Da auf den umliegenden Aeckern schon hin und wieder von den Landleuten Steinplatten und Skelette in früheren Jahren gefunden wurden, so darf man wohl schliessen, dass die Gräber in Gruppen beisammen liegen und jede Gruppe vielleicht einer Familie angehört. [?]

Von den Skeletten, die sich in allen Gräbern fanden, waren drei vollständig erhalten, während die andern mehr oder weniger vergangen waren. Drei Skelette lagen auf dem Rücken, zwei auf der linken und zwei auf der rechten Seite. Die drei erhaltenen Skelette zeigten schön geformte Schädel mit tadellos erhaltenen Zähnen. Besonders schöne Zähne, alle weiss und gut erhalten, zeigt der Schädel eines jungen weiblichen Individuums. Die Schädelform ist die in früheren Zeiten allen germanischen Stämmen eigentümliche dolichocephale Form. Es sind Langköpfe mit schmaler Stirn und auffallend langem Hinterhaupt.

Die Beigaben waren spärlich. Ein Skelett, welches selbst fast ganz vergangen war, hatte an der rechten Seite ein ca. 20 cm langes Messer und an der linken ein ca. 60 cm langes Kurzschwert (Scramasax). Diese Stücke sind aus Eisen, befinden sich in noch teilweise erhaltenen Holzscheiden und sind stark oxydiert. Scramasax noch mit Beschläg, an dem der Tragriemen befestigt werden konnte.

Obengenannte weibliche Leiche hielt in der rechten Hand ein eisernes Messer und hatte auf der Brust nahe dem Halse ein grünoxydiertes Schmuckstück (Brosche), welches wohl aus einer Kupferlegierung besteht. Auf dieser Brosche waren noch gut erhaltene Reste von Gewebe zu erkennen.

Im Laufe der Zeit waren die Gräber alle durch die Thätigkeit des Wassers, der Würzelchen und der Würmer vollständig mit Erde ausgefüllt worden. Die Gräber darf man wohl als Frankengräber aus dem 5. bis 6. Jahrhundert n. Chr. ansprechen.

Blankenloch (A. Karlsruhe).

Auf dem ganzen Areal der ehemaligen Zehntscheuer, jetzt Besitztum des Friedr. Hofheinz in Bl., werden reihenweise liegende Skelette gefunden, »lauter Offiziere mit Schwertern (Schweden)«, wie die Leute sagen. Im Jahre 1875 kamen beim Bau einer Scheuer 6—7 Skelette zum Vorschein und später bei der Anlage einer Dunggrube 3—4. Sie lagen alle von W. nach O.

Jöhlingen (A. Durlach).

Am südwestlichen Abhang des »Metzelbergs«, nordöstlich hinter dem Orte am Gondelsheimer Weg sollen schon früher bei Weinberganlagen öfters »Gruften mit Soldaten, die Schwerter und Lanzen bei sich hatten«, gefunden worden sein. Im Acker des Simon Eisler gelang es 1897 zwei Plattengräber zu entdecken. Vom ersten fehlten nur die Deckplatten, die seitlichen Trockenmauern waren aus Kalkstein. Masse

im lichten 1,80 m lang, 0,60 m breit, 0,60 tief. Das Skelett, welches wie gewöhnlich mit dem Gesicht nach Osten schaute, hatte keine Beigaben. Das zweite Grab lag nur wenige Schritte davon entfernt, doch war es schon durchwühlt; es ergab aber noch ein kleines Eisenmesser. Im Garten des Herrn Roth, der etwas weiter westlich am Bergabhang liegt, kamen früher ebenfalls Plattengräber und gewöhnliche Skelettgräber zum Vorschein. Eine Lanzenspitze, die dort gefunden war, stack zwischen einer Mauerfuge und diente zum Aufhängen der Rechen. Ein gleichzeitig gefundenes Schwert ging verloren. (Die Lanze jetzt in der Grossh. Sammlung.) Es geht die Sage, dass an der Stelle jener Gräber ein Kreuz vergraben sei. Früher soll dort öfters auch ein Licht gesehen worden sein.

Königsbach (A. Durlach).

Unmittelbar nördlich vom Orte bei der Lehmgrube grösseres Gräberfeld. Beim Abgraben des Lehms kamen öfters Skelette mit Waffen zum Vorschein; auch beim Bau der Scheuer des Schmiedemeisters Zaiset wurde ein Plattengrab aufgedeckt. 1897 stiess man beim Ausheben eines Rübenlochs auf dem Acker des Landwirts Aug. Fränkle auf ein Skelett, welches mit einer Lanzenspitze ausgestattet war (jetzt im Besitz von Herrn Oberförster a. D. Schrickel). Auf diesem Acker wurden Oktober und November 1899 fünf weitere Gräber geöffnet, deren Inhalt (Lanze, Pfeilspitzen, Messer, Schildbuckel, Gürtelschnallen, ein silberner Ring, Beinkamm etc.) der Karlsruher Sammlung übergeben wurde.

Liedolsheim (A. Karlsruhe).

Fränkische Gräber im nordwestlichen Teile des Dorfes, auf den Grundstücken des Gustav Friedrich Roth und der Witwe Kuhbach (†). Anfangs der 70er Jahre wurden beim Hausbau 6—8 Skelette mit Schwertern, Lanzen, Perlen etc. gefunden. 1891 im Garten beim Bau der Scheune Lanze (jetzt in der Grossh. Sammlung) und Scramasax, welch letzteres jahrelang zum Reinigen der Wagenräder verwendet wurde, aber verloren ging.

[Diese Funde haben deswegen besonderes Interesse, weil sie wie ähnliche von der Ziegelei bei Daxlanden, bei Hochstetten, Russheim, Huttenheim etc. aus der Rheinniederung stammen und zeigen, dass diese in der frühgermanischen Zeit nun allmählich noch mehr als in der römischen Periode angebaut und bewohnt wurde, wiewohl auch aus römischer Zeit Spuren von Besiedelung in derselben nicht fehlen. *Sch.*]

Singen (A. Durlach).

1. Plattengräber in der Lehmgrube des Herrn Kaiser.

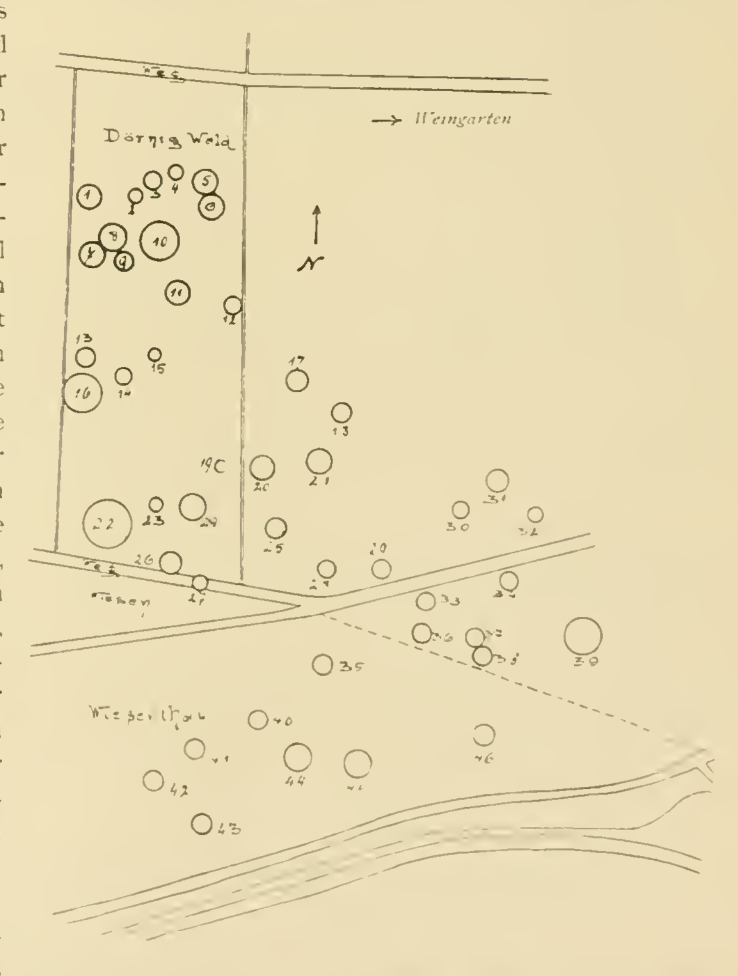
2. Fränkische Nachbestattung in einem Grabhügel im Buchwald, vergl. oben unter Vorrömischem.

Die Grabhügel im »Dörnigwald« bei Weingarten.

Taf. I. u. II.

Von *K. Schumacher.*

Die jetzt noch aus gegen 50 Grabhügeln bestehende, im Frühjahr 1897 von A. Bonnet entdeckte Nekropole liegt etwa 1 km westlich von Weingarten in der sumpfigen Niederung, welche den Fuss des Gebirges begleitet und früher als Ostrhein oder »deutscher Rhein« angesehen wurde, in Wirklichkeit aber durch den ungünstigen Abfluss der Gebirgswasser entstanden ist. Die grössere Zahl der Grabhügel befindet sich in den Wiesen und wurde seit Jahren von den Landleuten abgetragen, so dass heute vielfach nur noch ganz leichte Anschwellungen oder besserer Graswuchs die ehemaligen Totenstätten bezeichnen. Die dabei gefundenen Gegenstände, von welchen die Leute noch vieles zu erzählen wissen, wurden verschleudert. Glücklicherweise liegt ein Teil der Hügel in dem anstossenden Sumpfwald, der sie besser vor menschlicher Zerstörung geschützt hat. Diese Hügel zeigen durchschnittlich 10—20 m Durchmesser, einer sogar 32 m und bis 1½ m Höhe. Sie bestehen im allgemeinen aus lehmiger Erde und ruhen auf Kiesgrund. Die Mehrzahl derselben wurde auf Kosten des Karlsruher Altertumsvereins im Sommer und Herbst 1897 und 1898 unter Leitung von Geh. Rat Wagner, A. Bonnet und mir geöffnet.



Hügel 1. D. 14 m, H. 1,10 m.

1,35 m südwestlich vom Mittelpunkt in 45 cm Tiefe Schädelstücke und Halsring mit verdicktem Ende aus dünnem Bronzedraht (Taf. I, Fig. 1) und Reste eines hohlen Halsringes mit Stöpselverschluss (C 7624)* von einer Bestattung der jüngeren Hallstatt- oder frühsten La-Tène-Zeit (wohl Nachbestattung).

Hügel 2 und 3 noch nicht ausgegraben.

Hügel 4. D. ca. 8 m, H. 1,30 m.

25 cm unter der Mitte drei kleine verbrannte Kalksteine (späterer Zeit?). In 70 cm Tiefe östlich vom Mittelpunkt vereinzelter menschlicher Röhrenknochen von einer Nachbestattung. Im gewachsenen Kiesboden ein rechteckiger Einschnitt in der Richtung SO. nach NW. von 2,50 m Länge, 85 cm Breite und 40 cm Tiefe, in dem die ursprüngliche Bestattung lag, die aber ganz vergangen war. Am nordwestlichen Ende derselben drei Thongefässe, Fig. 2—4 (C 7627—29), die nach ihrer Form einem älteren Abschnitt der Bronzezeit angehören.

Hügel 5, 6, 7, 8 noch nicht ausgegraben.

Hügel 9. D. 14 m, H. 1,15 m.

60 cm südwestlich vom Mittelpunkt in 1 m Tiefe Scherben von zwei Gefässen, Fig. 5—6 (C 7625, 26), offenbar Beigaben einer ganz vergangenen Bestattung der älteren Bronzezeit.

Hügel 10 noch nicht ausgegraben.

Hügel 11. (C 7600—7603.) D. 18 m, H. 1,30 m.

Nahe der Mitte in 70 cm Tiefe eine Nachbestattung, von der aber nur Stücke eines sehr dickwandigen Schädels übrig waren, in der Richtung O.—W. Zu Füssen der Leiche, aber 1,05 m tief, also wohl von einer anderen Bestattung, drei Thongefässe (Fig. 7, 8, 10) der älteren Bronzezeit. Am südlichen Rande, 70 cm tief, ein geschlossenes Bronzearmringchen (Fig. 9) von rundem Querschnitt (D. 4,5 cm), welches von der genannten oder einer weiteren Nachbestattung herrühren dürfte.

Hügel 12. Bestattung in einem Einschnitt im Kies, SO.—NW. Nur noch wenige Knochenspuren, keine Beigaben.

Hügel 13. D. 10 m, H. 0,60.

Erde mit calcinierten Knochenstückchen durchsetzt. Offener Halsring der (älteren oder) mittleren Hallstatt-Zeit, Fig. 11 (C 7496). Wegen grösserer Bäume nicht vollständig durchgegraben.

Hügel 14 und 15 noch nicht ausgegraben.

Hügel 16. D. ca. 21 m, H. 1,50 m.

Er enthielt, nach den Resten von Schädeln etc. zu urteilen, wenigstens vier Bestattungen, welche aber in ihrer Zerstörung schwer mehr von einander zu trennen waren. An vier weiteren Stellen fanden sich Reste von Kohlen und verbrannte Knochenstückchen, welche neben den Bestattungen auf Leichenverbrennung schliessen lassen. Im südöstlichen Viertelkreise waren wahrscheinlich zwei Bestattungen: von der

---

* Inventarnummer des Sammlungskatalogs.

einen, der älteren La-Tène- oder der jüngsten Hallstatt-Zeit angehörigen, nur 120 cm tief liegenden rühren zwei Bronzearmringe mit Endknöpfen her (Fig. 20, C 7610) (oder sollten sie zufällige Verluste sein?). Von der andern, in 1 m Tiefe, waren Schädelreste (Richtung S.—N., mit geringer Abweichung gegen W.) vorhanden, neben letzteren ein eiserner Knopf (Fig. 18, C 7620), als Beigabe ein gekrümmtes eisernes Rasiermesser (Fig. 19, C 7621), welches auf die ältere Hallstatt-Periode hinweist. Im südwestlichen Viertel lag in 50 cm Tiefe eine zerdrückte Urne der mittleren Hallstatt-Periode mit calcinierten Knöchelchen (Fig. 14, C 7615). Im nordwestlichen Viertel waren verschiedene einzelne Nester: gegen die Mitte Bruchstücke einer verzierten Urne (Fig. 13, C 7612) der mittleren Hallstatt-Zeit mit Kohle und Knochenstückchen; weiterhin Knochen- und Kohlenreste, unter denen die Erde 40 cm tief verbrannt war, und zwei übereinandergreifende Bronze-Armringe, wohl der älteren Hallstatt-Zeit (Fig. 12, C 7611), dann noch ein Scherbennest; im nördlichen Teil Bestattung in ca. 50 cm Tiefe, von O.—W., beim Schädel (eines Kindes) Ohrringchen von Golddraht (Fig. 23, C 7613). In dem nordöstlichen Viertelkreis lag eine Bestattung der älteren La-Tène-Zeit nahe dem Mittelpunkt in der Richtung SO.—NW. in 75 cm Tiefe, beim Schädel eine Fibel (Fig. 16, C 7616) und dabei wohl auch die Reste einer Früh-La-Tène-Fibel Fig. 25, weiter nördlich Armringe aus dünnem Bronzedraht C 7617 und weiterab die Fussringe (Fig. 21, C 7618). Wozu die an anderer Stelle gefundene Fibel derselben Zeit (Fig. 22, C 7616a), sowie das Gefäss Fig. 15, C 7619 gehört, lässt sich nicht sicher entscheiden, doch stammt letztere Urne wohl von einem Brandgrab der mittleren Hallstatt-Periode, wiewohl die Form auch schon in der älteren Hallstatt-Zeit vorkommt. Die Fibel entspricht der obigen und gehört vielleicht zu derselben Leiche, wenn sie auch von ihrem ursprünglichen Ort, vielleicht durch eine Nachbestattung, verdrängt ist. Genau unter der Mitte des Hügels fand sich im gewachsenen Kiesboden eine rund ausgehobene Grube und auf dem Boden eine Feuerstelle mit rohen Scherben, calcinierten Knochen (ein menschlicher Speichenkopf C 8191) aus der jüngsten Bronzezeit.

Hügel 17 noch nicht ausgegraben.

Hügel 18. (C 8192—95.) Eingeebnet (D. ca. 15 m).

Bestattung der älteren Hallstatt-Periode in 65 cm Tiefe von SO. nach NW., Gesicht gegen NW. Auf Bruchstücken des Schädels aufliegend, in Entfernung von 22 cm von einander, zwei mehrfach gewundene Spiralen (Taf. II, Fig. 2, 3, C 8195) aus gedrehtem Bronzedraht, also Ohrringe oder Lockenhalter. 45 cm unterhalb dieser, unter sich in 40 cm Abstand, zwei dicke, handbreite Lignitarmringe (C 8194). Aus der Lage der Ringe und der in diesen erhaltenen Knochen geht hervor, dass die Hände auf der Brust übereinander gelegt oder ineinander gefaltet waren, was auch bei mehreren anderen Bestattungen beobachtet werden konnte. Zwischen den Füssen des Skeletts — die Schienbeinknochen waren teilweise noch erhalten und hafteten auf der Unterseite der Scherben — stand eine Urne (Taf. II, Fig. 1, H. 32 cm), welche eine kleine Schale enthielt (Fig. 4, 5 cm hoch, die Massangabe der Zeichnung unrichtig).

Hügel 19 noch nicht ausgegraben.

Hügel 20. (C 8184—90.)

Abgetragen. Mehrere Erdbestattungen und Verbrennungen. Eine (oder wahrscheinlicher zwei) Bestattung der Hallstatt-Periode lag 25 cm über dem Kies, 50 cm unter der Oberfläche, Richtung S.—N. mit kleiner Abweichung nach W. Unter

den Schädelresten — das Gebiss des Ober- und Unterkiefers mit sämtlichen Zähnen, die alle gesund, aber sehr abgenutzt sind, ist wohlerhalten — massiver geschlossener Halsring von Bronze mit drei Ösen (Taf. II, Fig. 5), der wie auch die massiven Arm- und Fussringe der älteren Hallstatt-Zeit angehören dürfte. Links an einem Oberkiefer kleines Ohrringchen aus rundem Bronzedraht (C 8185, Taf. II, Fig. 6), rechts Bruchstück einer kleinen Paukenfibel der jüngsten Hallstatt-Zeit mit unterer Sehne (Taf. II, Fig. 10, C 8186). In der Lendengegend dünnes Gürtelblech mit gestanzter, geometrischer Verzierung (C 8189). Beiderseits des Gürtelblechs lagen die massiven Bronzearmringe Fig. 9 (D. 6,5 cm) und in der Knöchelgegend die beiden, ebenfalls massiven Fussringe Fig. 7 (D. 10 cm). 40 cm oberhalb des Kopfes fand sich noch eine geringe Bronzespur von einem dünnen, bandförmigen Ohrring mit Mittelrippe (Fig. 11) und die Endknöpfe eines Halsringes (Fig. 8), wohl von einem Brandgrab der mittleren Hallstatt-Zeit. Die Körpergrösse des besser erhaltenen Bestatteten betrug nach der Lage der Beigaben höchstens 1,70 m. Auffallend ist der geringe Durchmesser des Halsringes (18—19 cm), der kaum einem Kinde über den Kopf geht, also vielleicht schon in der Jugend angelegt und beibehalten wurde. Unter dem Skelett deutliche Spuren einer Holzunterlage. Daneben, gegen W., standen drei Gefässe der jüngsten Bronzezeit mit vielen verbrannten Knochen von einer oder mehreren Leichenverbrennungen. Die Gefässe waren durch Brand so zerstört, dass ein Zusammensetzen nicht mehr möglich war.

Hügel 21. Eingeebnet. Bestattung, wohl der Bronzezeit, von SO.—NW., in einem Einschnitt 90 cm unter Terrain im Kies. War wegen zu starken Wasserzudrangs nicht näher zu untersuchen.

Hügel 22. D 31,50 m, H 1,50 m.

Bis jetzt nur durch einen 1 m breiten Einschnitt von S her bis zur Mitte und hier durch ein Viereck von 4 : 2,70 m untersucht. Ca. 5 m vom Rand beginnt in 15—80 cm Tiefe eine einfache Lage grösserer roher Kalksteine, von ca. 5,70 m Breite, in derselben ein menschlicher Röhrenknochen (S—N). In dem viereckigen Einschnitt in ca. 1,50 m Tiefe Steinsetzung aus teilweise schweren Kalksteinblöcken, innerhalb derselben eine 60 cm tiefer hinabgehende, muldenförmige Einsenkung, die ganz mit grösseren und kleineren Steinen und vereinzelten Scherben und Holzkohle ausgefüllt war (Bodenstück C 7623, 1,40 m tief). Über der Steinlage eine tiefschwarze 50 cm hohe Erdschicht mit Holzkohlenspuren. Am Westrand lag oberflächlich ein kleines Bronzestückchen. Die Weiteruntersuchung ist nur bei ausnehmend günstigem Wasserstand möglich.

Hügel 23. (C 7622) D. 8.

Verbrannte Knochen, Bronzestücke, die durch Brand vollständig deformiert sind, von Armringen, Spiralen etc. (Fig. 12—14), wohl eher aus der jüngsten Bronze- als der mittleren Hallstatt-Zeit.

Hügel 24. D. 17 m, H. 0,70 m.

In der Mitte der nördlichen Hügelhälfte in 60 cm Tiefe Nachbestattung der (jüngeren Hallstatt oder) Früh-La-Tène-Zeit, von der noch Schädelreste vorhanden, in der Richtung von O.—W., mit Stücken eines massiven Halsringes mit Endknöpfchen (C 7606), je einem geschlossenen, massiven Arm- und Fussringe (Fig. 17, 18, 22, C 7604—5). Eine zweite Nachbestattung (S.—N.?) in der Mitte der westlichen Hälfte des Hügels. Beigaben: zwei Bronzedrahtspiralen (Lockenhalter?), (Fig. 20, C 7609) beim Schädel, ferner zwei Lignitarmringe von 7,5 cm H. und 10,5 cm Dicke (Fig. 19, C 7608, 9),

aus der älteren Hallstatt-Periode. Die älteste Bestattung, wohl aus der Bronzezeit, lag unter der Mitte des Hügels in einer 30 cm tief in den gewachsenen Kies eingeschnittenen Grube von 2,50 m L., 0,60 m Br. und 1,50 m Gesamttiefe, in der Richtung von S.—N., war aber fast ganz vergangen. Ueber dem Kopfende derselben stund ein grösseres Gefäss der jüngsten Bronzezeit, in welchem sich ein kleineres und verbrannte Knochen befanden (C 8180, 8181, Fig. 15, 16), vielleicht von einem weiteren Brandgrab. In der Nähe von Schädelresten lagen zwei hohle Bronzeohrringe (C 8182, Fig. 21), welche wohl von einer Nachbestattung der jüngeren Hallstatt-Zeit herrühren In der Mitte des Einschnittes am Leib 1 cm dicke, schwarze Schicht (Leder?) mit Bronzeblechhäkchen und Bronzeringchen von einem Gürtel. Am Fussende Henkeltopf (C 8178, Fig. 23) und Scherben zweier anderer Töpfe, z. T. verziert (C 8179), aus der jüngsten Bronzezeit wie C 8180, ähnlich den Wieslocher Scherben der Heidelberger Sammlung mit ihren Brandspuren.

Hügel 25. (C 8196, 8197.)

Abgetragen. 85 cm unter der Oberfläche auf dem gewachsenen Kies Urne Fig. 24 (H. 21 cm, gr. D. 30 cm), deren unterer Teil durch Besenstrich rauh gemacht ist. In der Urne stand vollständig unversehrt das Gefässchen Fig. 25 (H. 4,75 cm, gr. D. 10,3 cm). Es hat wie das Hauptgefäss eine kleine zizenartige Warze. Der Boden des Gefässes ist in sanfter Wölbung nach innen gedrückt. Es fanden sich weder Skelett- noch Brandreste, auch kein Einschnitt für die Leiche. Die Urnen gehören der älteren (oder mittleren) Hallstatt-Periode an, wahrscheinlicher aber der ersteren.

Hügel 26. D. 11,60 m, gr. H. 1,20 m.

3,50 m südlich vom Mittelpunkt in 1 m Tiefe Bestattung von S.—N. (Bronzezeit?). Einzelne Scherben. Nachbestattung SO. NW., mit Hals- und einem Armring aus dünnem Bronzedraht, Spuren von Leder und Bronzehäkchen als Besatz von einem Gürtel. Hallstatt-Periode. (C 7496.)

Die Hügel 27—30, 39, 46, welche alle eingeebnet sind, enthielten ausser geringen Knochen- und Kohlenresten keine sicheren Bestattungen oder Verbrennungen.

Hügel 31. Eingeebnet (D. ca. 10 m).

In 50 cm Tiefe grosse Feuerstelle von 10 cm Stärke (Eichenholzkohlen). Von Bestattung oder Verbrennung keine Spur mehr, obwohl bis 1.50 m (bis aufs Wasser) gegraben.

Hügel 32. (C 8207.) Eingeebnet (D. 9 m).

Bestattung 85 cm tief, von S.—N. Länge des Skeletts 1,78 m, des Oberschenkels 46 cm. Auf der rechten Schulter kleines offenes Bronzeringchen von rundem Querschnitt von 2,7 cm D. und 3 mm Dicke.

Hügel 33. Eingeebnet (D. ca. 12 m).

Bestattung 1,30 m tief auf dem Kies, Richtung S.—N. Von 30—45 cm Tiefe Feuerstelle am Südende des Kopfes. In der 15 cm starken Holzkohlenschicht armdicke Eichenkohlen und verbrannte Steine. Beigaben: massiver Halsring mit kleiner Verdickung (Fig. 27, C 8203, 14—15 cm innerer D., Dicke 7,5 mm) und zwei massive Fussringe (C 8204, Fig. 26, von 9 cm innerem D. und 10 mm Dicke), alle von rundem Querschnitt, wohl ältere Hallstatt-Zeit. Beide Oberarmknochen und Fussknochen teilweise erhalten. In 50 cm Tiefe ein einzelner roher Scherben.

Hügel 34. (C 8208—9.) Eingeebnet (D. 10 m).

In 60 cm Tiefe Bestattung in Richtung von O.—W. Beigaben: Reste eines Gürtelblechs mit Bronzehäkchen, auf demselben, 43 cm von einander entfernt (von Mitte zu Mitte) zwei massive Armringe aus Bronze von leicht ovalem Querschnitt, in denen die Armknochen erhalten waren (rund, massiv, D. 7 cm, 5 mm dick). 1 m von den Armringen entfernt, westlich am Fussende grosse Feuerplatte von 1 m D. und 20 cm H. von bis armdicken Eichenholzkohlen. Einzelne Scherben in ca. 30 cm Tiefe.

Hügel 35. (C 8202.) Eingeebnet (D. ca. 14 m).

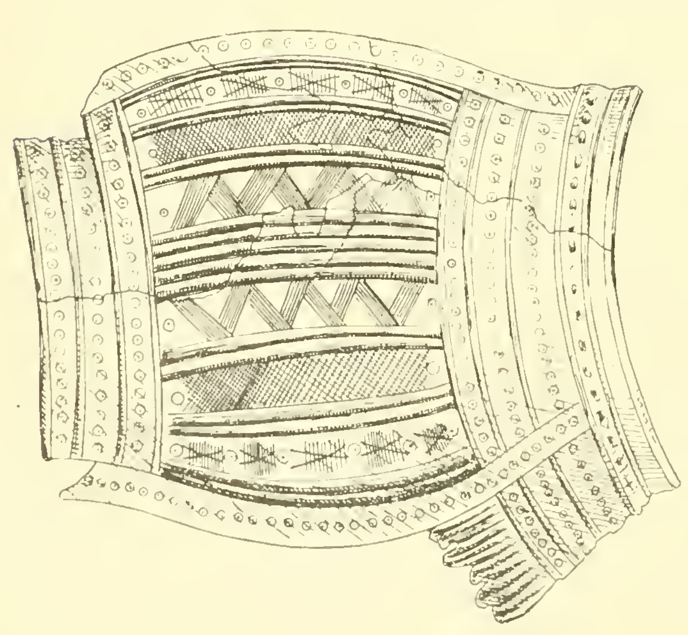
Bestattung der älteren Bronzezeit in 1,50 m Tiefe, in den Kies eingeschnitten, in der Richtung S.—N.: rechteckige Grube von 1,80 m Länge, 0,60 m Breite und 0,25 m Tiefe im Kies. Vom Skelett nur geringe Spuren. Im Südende des Einschnittes ein kleines Henkelgefässchen (Fig. 29, C 8202), glatt, schwarz, 7,5 cm hoch. In dem mit den Gefässtrümmern ausgehobenen Schlamm fand sich noch eine einzelne flache, rötliche Perle von Bernstein (C 8202, Fig. 28). In 50 cm Tiefe einige Scherben von jüngeren Gefässen.

Hügel 36. (C 8206.) Eingeebnet (D. ca. 12 m).

In 20—40 cm Tiefe am Südende Feuerstelle von 1,50 m D. In 80 cm Tiefe Nachbestattung eines Kindes der älteren Hallstatt-Periode, Richtung O.—W. Beigaben: offener, ovaler Halsring aus Bronzedraht (D. 12—14 cm, Dicke 4 mm), darauf ein kleines Drahtringchen von Bronze. Innerhalb des Halsringes am oberen Ende gut erhaltene Zähne, auch Reste der Beinknochen. Beiderseits des Halsringes Haarspiralen von Bronze, 27 cm unterhalb derselben zwei Armspiralen mit quergerieften Enden (unter sich 26 cm entfernt, von Mitte zu Mitte gemessen). Die ursprüngliche Bestattung wohl der Bronzezeit lag 1,40 cm tief in einem Einschnitt im Kies; sie war ganz vergangen und hatte keine Beigaben, Richtung S.—N., nur zwei rohe Scherben.

Hügel 37 und 38 noch nicht untersucht.

Hügel 40. (C 8198—8201.) Eingeebnet (D. ca. 8 m).



Bestattung der älteren Hallstatt-Periode 95 cm tief, in der Richtung S.—N. Beigaben: zwei dreifache Bronzedrahtspiralen am Schädel, zerdrückter hohler Halsring von Bronze, Bruchstücke von zwei verzierten Tonnenarmbändern von Bronze mit getriebener und gravierter Verzierung (Textfigur), die 14 cm unterhalb des Halsringes lagen. Innerhalb der zerdrückten Armbänder sind die Armknochen erhalten, welche quer über die Brust lagen. Unter diesen lag ein stark zerstörtes Gürtelband, bestehend aus einer Lederunterlage mit dicht aneinandergereihten, kleinen halb-

kugeligen Bronzezierraten, auf diesen und zwischen den beiden Armbändern Reste eines eisernen Ringes.

Hügel 41—43 noch nicht untersucht.

Hügel 44. Eingeebnet (D. ca. 16 m).

In 60 cm Tiefe mittelalterlicher Dolch (C 8205), in 1,20 m Tiefe grosse Brandplatte mit verbrannten menschlichen Skelettresten (Schädelknochen noch gut erkennbar), Richtung O.—W., Verbrennung an Ort und Stelle, ohne Beigaben. 30 cm tiefer Einschnitt im Kies von S.—N., welcher jedenfalls eine Bestattung enthielt. Diese aber ganz vergangen, gleichfalls ohne Beigaben.

Hügel 45. Eingeebnet (ca. 15 m D.).

In 40 cm Tiefe Feuerstelle, in 1.20 m Tiefe auf dem Kies zwei Bestattungen ohne Beigaben. Die Skelette lagen mit den Schienbeinen übereinander, eines in der Richtung S.—N., das andere SO.—NW. (C 8206 a).

Hügel 46, vgl. Hügel 27 f.

Aus dieser Uebersicht ergeben sich eine Reihe von Folgerungen, welche für die Geschichte dieses Friedhofes und damit auch der Ansiedelung bei Weingarten nicht ohne Interesse sind. Wie die Hügel 4, 9, 11, 24 und 35 besonders deutlich zeigen, waren schon in einem älteren Abschnitte der Bronzezeit Gräber über die ganze jetzt mit Grabhügeln bedeckte Fläche von fast 1/2 km Länge zerstreut, wie es auch in den folgenden Perioden der Fall ist. Die Toten wurden in einer in den gewachsenen Boden eingeschnittenen Grube bestattet, gewöhnlich mit dem Angesicht gegen Norden, unter Beifügung mehrerer Gefässe, selten eines Schmuckgegenstandes. Aus der geringen Tiefe der Gruben darf wohl geschlossen werden, dass sie mit einem, wenn auch niederen Hügel als Erinnerungs- und Erkennungsmal bedeckt waren. Die Toten der jüngeren Bronzezeit wurden verbrannt, ob im Grabe selbst oder an anderer Stelle, liess sich nicht mehr mit voller Sicherheit erkennen, doch ist letzteres wahrscheinlicher; die Totenasche wurde in einer mit Erde überschütteten Grube (16, 20) oder in dem Aufwurf eines älteren Hügels beigesetzt (wohl 24). Auch in dieser Periode fehlen ausser den Urnen und Beigefässen Beigaben von Schmuck etc. fast völlig. Am reichsten vertreten ist die ältere Hallstatt-Zeit (z. B. 18, 24, 25, 36, 40): die Toten wurden wieder bestattet, und zwar auch gegen Norden (oder NW.) orientiert (eine Ausnahme bildet die Kinderleiche des Hügels 36), teils in neuen Grabeinschnitten, teils in älterem Hügelaufwurf, der dann jedenfalls erhöht wurde. Die Leichen dieser Zeit zeigen reiche Ausstattung an Schmuck und Gefässen. In einer etwas höheren Schicht des Hügelaufwurfs, bisweilen über Leichen der älteren Hallstatt-Periode, finden sich wiederum Verbrennungsgräber (vgl. 16, 20 etc.), und zwar, wie ausser der Schichtenlagerung auch die Gefässformen zeigen, eines mittleren Abschnittes der Hallstatt-Periode, während zu oberst in den Hügeln wieder Leichen — und zwar der jüngsten Hallstatt- und Früh-La-Tène-Periode — bestattet sind. Die reich ausgestatteten Toten der jüngeren Hallstatt-Periode schauen gewöhnlich gleichfalls gegen Norden, die der Früh-La-Tène-Zeit öfters nach W. (Hügel 11, 16, 24). Die gleiche Beobachtung konnte ich auch bei vielen Grabhügel-Untersuchungen des Neckarhügellandes und der Bodenseegegend machen. Wie diese Sitte zu erklären ist, lässt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen.

Wir sehen also, dass unser Friedhof von der älteren Bronzezeit ab ununterbrochen bis in die Früh-La-Tène-Periode, also während eines Zeitraums von über 1000 Jahren, in Benützung war. Für den gleichen Zeitraum ist also eine dorfartige Ansiedelung in der Nähe anzunehmen, sei es aus zerstreuten Hütten in der Nähe der Grabhügel, sei es in einem geschlossenen Gemeinwesen, das dann wohl nahe am Weingartenbach lag. Ob aber auch ein und dieselbe Bevölkerung an Ort und Stelle blieb, ist fraglich. Die Funde der Früh-La-Tène-Periode sind übrigens so geringfügig, dass sie vielleicht nur als Vorläufer dieser neuen Kultur, nicht als Beweise der Anwesenheit gallischer Siedler aufgefasst werden können.

Auf die allgemeinere wissenschaftliche Bedeutung der z. T. recht interessanten Funde im einzelnen einzugehen, gebricht es mir im Augenblick an Zeit. Nur sei noch darauf hingewiesen, dass nur durch ähnliche systematische Untersuchung grösserer Nekropolen und der zugehörigen Ansiedelungen die schwierige Frage des Kommens und Gehens der Völker in diesen weitzurückliegenden Zeiten entschieden werden kann.

Grabhügel bei Forst (Amt Bruchsal).

Von *K. Schumacher.*

Im oberen Lusshart zwischen Forst und Karlsdorf, im Walddistrikt »Maienäcker« (Abteilung I, 9), erheben sich unweit der Kronauer Allee drei kreisrunde Hügelchen von 14—16 m Durchmesser und ca. 1 m Höhe, welchen in diesem an Dünenerhöhungen so reichen Teile der Rheinebene bisher Niemand besondere Beachtung geschenkt hatte. Auf der Suche nach einer römischen Strasse zwischen Karlsdorf—Forst—Stettfeld kam ich im Jahre 1897 mit A. Bonnet an ihnen vorüber, und sofort stund es uns wegen der regelmässigen Form derselben fest, dass es Grabhügel sein müssten. Die am 5./6. Juni 1899 unter Leitung von Geh. Rat Wagner* und mir im Beisein Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Gustav von Schweden vorgenommene Ausgrabung derselben bestätigte unsere Vermutung. Sie sind aus Sand aufgeworfen ohne Steinsetzung und waren daher verhältnismässig leicht zu bearbeiten.

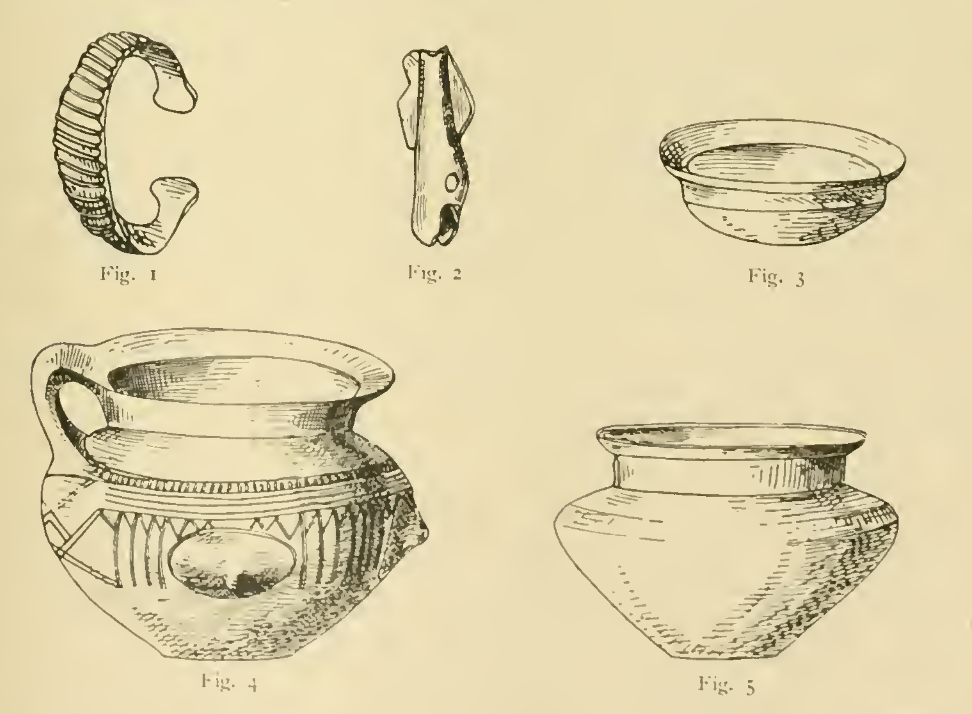


Fig. 1 Fig. 2 Fig. 3

Fig. 4 Fig. 5

Der erste Hügel (D. 14 m, H. 0,90 m) ergab 1,20 m südlich von der Mitte des Hügels ungefähr in der Tiefe des gewachsenen Bodens einen gerippten bronzenen Armring (vgl. Fig. 1) und neben ihm kleinere Bruchstücke von Bronzegegenständen,

---

* Vgl. auch F. Wagner, Karlsruher Zeitung, 5. Juli 1899.

ein Stück eines Bronzepfeiles (vgl. Fig. 2), ein Ringchen, einen Knopf, die augenscheinlich durch Feuer teilweise deformiert sind. Das Ganze war umgeben von dunklerer Erde, in welcher auch calcinierte Knochenstückchen lagen, unsicher ob von einem verbrannten Menschen oder einem Tier. Etwa 1,40 m weiter nördlich stiess man in gleicher Tiefe auf ein Nest von Scherben, aus welchen sich drei Gefässe (Fig. 3—5) zusammensetzen liessen. Von besonderem Interesse ist das schwarze Henkelgefäss (Fig. 4) mit Strichverzierung und drei hervortretenden Buckeln, das eine bis jetzt in Baden seltene Form darstellt. Dabei lagen noch einzelne Scherben aus roherem Material und von einfacherer Verzierung, der gleichen Zeit angehörig, welche stark durch Feuer verzogen und augenscheinlich schon als Scherben in den Hügel gekommen waren. Eine zweite Fundstelle ergab sich 2,90 m westlich vom Mittelpunkte, in nur 20 cm Tiefe: es war der untere Teil eines grösseren Gefässes, dessen oberer Teil wegen der oberflächlichen Lage bereits verschwunden war. Auch hierbei lagen verbrannte Knochenstückchen.

Die Fundumstände lassen kaum einen Zweifel darüber bestehen, dass mindestens zwei verschiedene Gräber in demselben Hügel vorhanden waren. Unsicherheit herrscht nur darüber, ob die Toten bestattet oder verbrannt waren. Dass von Skeletten keine Überreste mehr gefunden wurden, zeugt inanbetracht des lockeren Bodens und zahlreicher Baumwurzeln keineswegs für Verbrennung und andererseits können die bei beiden Fundkomplexen beobachteten geringen Reste calcinierter Knöchelchen ebensowohl von Tieren als von Menschen herrühren, da den Toten nicht selten eine Wegzehrung, Reste des Leichenschmauses etc. mitgegeben wurden.

Entscheiden lässt sich die Frage indessen, wie ich glaube, durch die genaue Zeitbestimmung der Beigaben. Nun gehören sämtliche Gefässe, wenigstens des ersten Hügels, wie ich aber hier nicht weiter ausführen kann, der jüngsten Bronzezeit an, also dem Ende des II. oder Anfang des I. Jahrtausends, aus welcher Periode ähnliche Funde, z. B. von Wiesloch und Neuenheim vorliegen und auch bei Weingarten begegneten. In diesem Zeitabschnitt herrscht aber überall in Südwestdeutschland Verbrennung der Leichen, wie wir auch bei Weingarten sahen. Demnach dürfen wir auch in unserem Falle Leichenbrand annehmen und verstehen so die Deformierung der Bronze- und Gefässbeigaben sowie das Vorkommen der einzelnen Scherben von verschiedenen Gefässen. Die Leiche war an einer andern Stelle verbrannt worden, und nur die gesammelten Überreste wurden in dem Hügel geborgen.

Das zweite Grab ist jedenfalls etwas jünger als das erste, wie die oberflächliche Beisetzung am Hügelrand zeigt; wieviele Zeit aber dazwischen liegt, lässt sich bei der schlechten Erhaltung der Urne und dem Fehlen weiterer Beigaben zunächst nicht näher feststellen.

Auch der zweite Grabhügel (D. 16, H. 1 m) bot ganz ähnliche Erscheinungen. Wiederum lag in der Nähe der Hügelmitte auf dem gewachsenen Boden ein Nest von Scherben gleichfalls aus der jüngsten Bronzezeit, calcinierte Knöchelchen und das Bruchstück der Klinge eines Bronzeschwertes, das deutliche Einwirkungen des Feuers an sich trägt. Ein zweites Scherbennest kam 2,15 m südwestlich vom Mittelpunkt zum Vorschein, welches Stücke von Schalen wie Fig. 3 enthielt. Das nur noch 4,6 cm lange Stück der Schwertklinge, welches durch die Gewalt des Feuers verbogen und an den Rändern geschmolzen ist, weist deutlich auf die Vorgänge der Brandbestattung hin. Bruchstücke eines gleichen Schwertes wurden übrigens auch in den erwähnten Brandgräbern bei Wiesloch gefunden (jetzt in der städtischen Sammlung zu Heidelberg).

Beide Grabhügel enthielten also, nach Pfeil und Schwert zu schliessen, die Asche eines Kriegers. Über die Nachbestattungen lässt sich, wenigstens für diejenige des

zweiten Hügels, nur mit Sicherheit sagen, dass sie nach dem Charakter der Thongefässe nicht wesentlich jünger als die Hauptbestattung in der Mitte des Hügels gewesen sein kann.

Im dritten Hügel (D. 16 m, H. 1,10 m) fand sich ungefähr in der Mitte, etwas in den gewachsenen Boden eingeschnitten, eine grössere Ansammlung von Thonscherben. Unter den Töpfen, zu welchen sie gehört haben, war wieder ein Henkeltopf mit Buckeln, wie der im ersten Grabhügel erhobene, nur von brauner Farbe, sowie eine flache Schale, deren Rand mit einem eingeritzten Zickzackmuster verziert war. Von den Gefässen zog sich eine Verwesungsschicht 2 m gegen Osten, die an und für sich von einem Leichnam (Nachbestattung?) herrühren könnte, wenn auch keine Spur mehr von Knochen erhalten war. Etwas nordwestlich von der Mitte stiess man in nur 30 cm Tiefe auf eine kleine Feuerstelle ohne weitere Funde.

Alle drei Hügel zeigen demnach im wesentlichen den gleichen Inhalt: ein oder mehrere Brandgräber der jüngsten Bronzezeit und schwache (sogar fragliche) Spuren von Nachbestattungen jüngerer Zeit. Wie die Grabhügel nur gering an Zahl sind und nur wenige Toten bergen, also wohl auf keine grosse und langdauernde Ansiedelung, wie bei Weingarten, hinweisen, so zeichnen sich auch die Toten selbst nur durch wenig Schmuck und Beigaben aus, wenn die mitgegebenen Thongefässe auch auserlesener Art waren.

Und fragen wir, wo die Hütten dieser Siedelung gestanden haben mögen, so wird man wohl in der Nähe der Saalbach suchen müssen, wo am Waldrand in der Nähe der Bahn eine (früher vielleicht stärkere) Quelle entspringt und auf den Heimen- (in einem älteren Stockbuch Heunen)-äckern vor der Südostecke des Waldes unter den Trümmern einer römischen Villa sich vorrömische Scherben fanden (vgl. oben S. 36).

So bietet sich wieder ein lehrreiches Beispiel, wie die römische Kultur den Spuren der vorausgegangenen Siedelungen folgte und wie sich die Erinnerung an diese Vorgänge in den Namen der Fluren und Wälder bis auf den heutigen Tag erhalten hat, denn die Heunen sind die Hünen, das von den frühen germanischen Einwanderern mit ihren primitiven Blockhütten als riesenhaft gedachte römische und vorrömische Volk mit seinen gewaltigen Steinbauten und Erdwerken.

Ein Skulpturwerk vom Anfange des 14. Jahrhunderts.

(Hiezu Taf. IV und V.)

Von *M. Wingenroth.*

1859 gelangte das Oberteil eines Sandsteinsarkophages in die Grossh. Sammlungen, welches wir in zwei Seitenansichten (Taf. IV und Taf. V) publizieren. Das Stück ist vor allem inhaltlich, aber auch künstlerisch von grossem Interesse.

Der Deckel hat die Form eines Satteldaches; er endigt am Fussende in eine leere (abgehauene) Giebelfläche[1], am Kopfende wie zu beiden Seiten derselben in je einen, mit Krabben geschmückten und einfachem Masswerk ausgefüllten Giebel, welcher seinen Abschluss fand in einer jetzt weggebrochenen Kreuzblume bezw. Fiale; die drei Bohrlöcher hierfür sind noch erkennbar. Auf dem Deckel liegt eine jugendliche nackte Gestalt nach rechts geneigt, das Haupt von Locken umwallt, die ein Stirnreif zusammenhält. Zwei kleinere Figuren in Zeittracht auf der rechten, zwei Engel auf der linken Seite halten das unter ihr ausgebreitete, in schönen Falten herabfallende Bahrtuch. Ein weiterer Engel stützt das Haupt, ein anderer macht sich mit einem merkwürdigen Instrumente am Arm zu schaffen, während eine in der Haartracht ähnliche Figur, aber ohne Flügel, den linken Fuss umfasst. Von der linken Seite der Hauptfigur her sind drei Gestalten damit beschäftigt, dieser mit messerartigen Instrumenten Wunden zuzufügen; ihre Köpfe und Hälse sind abgeschlagen, ihre Arme mit einer Art von Krokodilshaut bedeckt.

Die Masse des Sarkophagdeckels sind folgende: Länge 160 cm, Breite am Kopfende 75 cm, am Fussende 72 cm. Die nackte Gestalt misst 120 cm. Der Deckel ist stark ausgehöhlt; die Dicke des Aufsatzrandes beträgt 9—10 cm, derselbe hat an den Längsseiten eine 4 cm breite und 3 cm tiefe Rille zum festen Aufsetzen auf den nicht erhaltenen Sarkophag.

Der Stil der Skulptur weist dieselbe in die Zeit um das Jahr 1300; war der Meister dieses Werkes auch kein Künstler allerersten Ranges, so war er doch ein nicht unwürdiger Nachkomme jener glänzenden Epoche, da die deutsche Plastik einen Höhepunkt erreicht hatte, wie er ihr nicht mehr beschieden war. Das Masswerk und die Krabben der Giebel sprechen für die gleiche Zeit und lassen eine spätere Entstehung als die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts nicht zu. Noch bestimmtere Anhaltspunkte gewährt die Tracht. Die bis in die Höhe des Kinns herabfallenden

---

[1] Offenbar war der Stein in späterer Zeit einmal aufrecht an eine Wand gestellt und deshalb unten abgearbeitet worden.

Locken mit dem Stirnreif bei der Hauptfigur, das Kinntuch und die flache Mütze der beiden das Bahrtuch haltenden Gestalten gehören zum Kostümstil des 13. Jahrhunderts, der in Deutschland ziemlich unverändert bis gegen 1330 fortdauert; die von der Haube zusammengehaltenen Haarbauschen, welche die Ohren bedecken und in sehr starker Schwellung hervortreten, entsprechen einer Mode, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts aufkam. Nach alledem dürfte unser Stück im Anfange des 14. Jahrhunderts entstanden sein; es ist, wenn man diese Bezeichnung anwenden will, noch durchaus frühgotisch.

Um so merkwürdiger, ich möchte fast sagen rätselhafter, ist dieses Werk. Meines Wissens und auch nach der Meinung der von mir befragten Fachgenossen, besitzen wir kein Analogon dazu. Eine vollständig nackte Gestalt auf einem Sarkophag ist in dieser Zeit etwas Unerhörtes. Zweihundert Jahre später finden wir wohl auf den französischen Königsgräbern die Gestalten der Herrscher unten nackt liegen und oben angekleidet knien — aber ein früheres Beispiel ist nicht aufzufinden. Auch die Gestaltung des Kopfendes mit den drei Giebeln ist merkwürdig. Welcher Vorgang aber sollte hier angedeutet werden? Dies die Hauptfrage, deren Beantwortung uns obliegt.

In der Gegend, in der das Stück sich früher befand, hatte sich bald eine Sage darüber gebildet. Es lag bis 1859 in Grafenhausen (Amt Ettenheim, Rheinebene) auf dem Friedhof, Zerstörung und Beschädigung fortdauernd ausgesetzt[1]. Dem Volksmund nach soll der Stein auf der Grenzscheide der Grafenhausener und Mahlberger Gemarkung auf dem Felde gefunden worden sein, das jetzt noch den Namen Friedrichsfeld trägt, dort sei der St. Friedrich erschlagen worden, den die Figur auf dem Deckel darstelle. Urkunden hierüber, so berichtete 1856 der Pfarrer des Ortes, seien keine vorhanden, was allerdings glaubhaft ist. Er meinte infolge dessen einen Reliquienkasten vor sich zu haben. Dagegen ist Verschiedenes geltend zu machen. Steinerne Reliquiarien sind zunächst eine sehr grosse Seltenheit, sowohl in Frankreich wie in Deutschland; kennt doch in letzterem Otte nur vier Beispiele, die mit unserm keine Ähnlichkeit aufweisen. Häufiger ist die »arca«, wie sie dort bezeichnet wird, in Italien. Ausserdem scheint mir die ganze Scene nicht recht zur Darstellung eines Heiligen passen. Der heilige Friedrich war Bischof von Utrecht und Apostel von Seeland. Er wurde ermordet (838?) auf Anstiften der Gattin des Kaisers Ludwig, weil er diesem vorgehalten, dass seine Ehe mit seiner Halbschwester unerlaubt sei. Er wird dargestellt in Bischofstracht von zwei Schwertern durchstochen. Mindestens die Andeutung der ersteren fehlt; die letzteren könnten vielleicht die Instrumente der Mörderfiguren andeuten. Das einzige, was vielleicht dafür spricht, dass wir es mit einem Reliquiensarg zu thun haben, ist die eigentümliche Gestaltung des Deckels als Satteldach mit Wimpergen; immerhin kein entscheidender Grund. Wir möchten daher in dem Denkmal lieber einen einfachen Sarkophag sehen. Die Angaben über den Fundort stammen aus dem 18. Jahrhundert, sind also schwer zu kontrollieren. Das Denkmal wurde nämlich noch zur[2] alten Kirche verbracht, die 1787 abgebrochen wurde; die in dem Sarg gefundenen Gebeine sollen in oder bei derselben beigesetzt

[1] Der Unterteil des Sarkophages, wurde 1856 gemeldet, befinde sich bei Hufschmied Kirner in Grafenhausen als Brunnentrog. Schon Konservator von Bayer erkannte damals die Irrigkeit dieser Angabe. Ich habe das Stück Ende vorigen Jahres nochmals besichtigt und muss es ebenfalls als nicht zugehörig bezeichnen, obwohl es zweifellos dem 14. oder 15. Jahrhundert entstammt. Die Masse sind: 62 cm Breite und 148 cm Länge.

[2] Wahrscheinlich in die alte Kirche und an eine Wand gestellt, wofür die unter Anmerkung 1 zu Seite 65 erwähnte Bearbeitung nötig war.

worden sein. Der Ort Grafenhausen bestand schon im frühesten Mittelalter; 1111 wird ein Adalbero de Grabenhusen erwähnt, 1225 das Dorf Grauvinhusen. Das Feld, auf dem der Stein gefunden, gehörte zum Kloster Schuttern, von dessen reichen und alten Beständen leider nur geringe Reste erhalten sind. Weder diese noch die Geschichte des Klosters geben uns Anhaltspunkte zur Erklärung.

Analoga für die Anbringung der nackten Gestalt bieten, wie gesagt, erst die viel späteren französischen Königsgräber. Dass es sich, wie man bei der Überbringung in die hiesigen Sammlungen annahm, zweifellos um die Darstellung eines Mordes handle, möchte ich nicht so kategorisch behaupten. Man hat unser Stück mit einem Steinrelief in der Pfarrkirche zu Engen in Verbindung gebracht. Ein mir vorliegender Bericht aus dem Jahre 1859 meldet über dessen frühere Aufstellung folgendes: »In genannter Stadtpfarrkirche stand aus dem Altertume her frei ein steinerner Sarg von beiläufig 3½′—4′ Länge, den man in der dortigen Volkssprache das »Gräble des Höwener Büeble« nannte. In den 1820er Jahren wurde derselbe aber behufs einer Renovation der Kirche weggehoben und auch geöffnet. Die weichen Teile des Büeble waren zwar in Staub verwandelt, die Gebeine aber so gut erhalten, dass der damalige Amtsphysikus Meister sie zu einem vollständigen Skelett herstellen konnte, das man wieder in den Sarg legte und diesen sodann in aufrechter Stellung in die linke Wand innerhalb der Kirche so einmauerte, dass jetzt nur noch der Deckel, wie sonst ein Grabstein, an derselben sichtbar ist.« Dieser Deckel zeigt im Hochrelief »ein nacktes Kind, um dessen Kopf und Beine sich Schlangen zu winden scheinen«. (Kraus, Kunstdenkmäler des Grossh. Baden I, S. 21.) Der zitierte Bericht glaubt wohl irriger Weise zu erkennen, dass »die Füsse des Knaben mit einem Riemen gefesselt sind und der Kopf mit einer grossen Ahle oder vielmehr mit einem Pfriemen durchstochen, welcher noch in der Wunde steckt«. Aus der sehr zerstörten, gotischen Minuskelinschrift (Kraus a. a. O.) geht hervor, dass der Grabstein 1492 geöffnet wurde und darin die Reste eines Kindes unverwesen gefunden worden sind, welches 200 Jahre vorher von den Juden gemordet worden sein soll. Bei Barth (Geschichte der Stadt Engen und der Herrschaft Hewen I, 289) heisst es: . . . . ein roh bearbeiteter Stein, welcher sich auf die Ermordung eines Knaben durch die Juden bezieht. Er trägt die Inschrift 'in diesem Stein hierunter liegt begraben ein Christknäblein von 5 Jahren alt, so vermög alter Schriften um das Jahr 1295 gelebt und allhier zu Engen von den Juden, welche selbige Zeit hier gewohnet, gemartert, getödtet, folgendes auf den 7. November 1495 durch Wohlgeborenen Herrn Heinrich, Grafen zu Lupfen, Landgrafen zu Stühlingen, Herrn zu Hewen, in Beisein ehrwürdiger Priesterschaft, eines ehrsamen Rathes, neben andern ehrbaren Leuten allhier besichtiget, und dermalen ohnverwösen erfunden worden'. Dieser Text, bemerkt Kraus, kann jedenfalls nicht als eine getreue Wiedergabe der Inschrift gelten und dürfte auf eine ältere schriftliche Aufzeichnung über das Faktum bezw. die Legende zurückgehen. Bemerkenswert ist die Körperbildung des Kindes, die fast mehr ein Mädchen als einen Knaben wiedergiebt.« Der Bericht aus dem Jahre 1859 erzählt die Sage folgendermassen: Der unglückliche Knabe war ein Sohn des damaligen Herrn von Hohenhöwen, den die Eltern aus Anlass eines Marktes in Engen auf schauerliche Weise verloren. Im Volksgewühl kam der Knabe nämlich seinem ihn begleitenden Hofmeister auf einmal so aus den Augen, dass alles Nachfragen und Aufsuchen ohne Erfolg blieb und zuletzt nur der Volksinstinkt noch den Weg zu dessen Leiche andeutete.

Weil die Juden, deren damals viele in Engen wohnten, bei dem Volke in Verdacht standen, dass sie bei Entbindungen ihrer Frauen Blut von Christenknaben an-

wenden, so hiess es alsbald, der Edelknabe sei ganz gewiss im Volksgedränge dem Hofmeister entrissen und von den Juden umgebracht worden. Und so war es auch. Bei einer vorgenommenen Hausdurchsuchung fand man das unglückliche Kind wirklich in einem Judenhause auf solche Schauder erregende Art gemordet, als Leiche, wie sie auf dem Grabdeckel ausgehauen wurde, und an Ort und Stelle noch zu sehen ist.«

Soweit die Legende über den Engener Grabstein, der entsprechend man auch in dem Grafenhausener Stück das Denkmal eines einem Ritualmord zum Opfer Gefallenen sehen wollte. Ein solcher ist aber schon bei dem Stein in Engen durch die zweihundert Jahre spätere Inschrift keineswegs beglaubigt: die Sage hat für die merkwürdige Darstellung eine Erklärung gesucht und auf ihre Weise gefunden. Was unser Stück betrifft, so scheinen die mit einer Art Krokodilshaut bekleideten Gestalten eher Teufel als Juden vorzustellen, womit ich eine dritte Art der Erklärung andeute, diejenige, welche ich vorschlagen möchte.

Zwei Momente scheinen mir aus obiger Schilderung des Reliefs in Engen für uns wichtig zu sein. Dass es nämlich, wie aus dem Inhalt der Inschrift und aus dem Stil hervorgeht, der gleichen Zeit zu entstammen scheint (? ich kann leider nicht aus eigener Anschauung urteilen), in die ich die Entstehung des uns beschäftigenden Werkes setzen muss und dass ferner Zweifel über das Geschlecht des Dargestellten bestehen. Solche Zweifel sind nämlich auch bei dem Grafenhausener Denkmal berechtigt. Zunächst wurde die Gestalt allgemein für weiblich gehalten und in der That lässt eine gewisse Weichheit der Formen zunächst an ein Mädchen denken. Allerdings fehlt jegliche Andeutung der Brüste, was aber für diese Zeit nicht beweisend ist. Können wir doch überhaupt nicht feststellen, ob es sich um ein Kind oder ein Erwachsenes handelt; im ersteren Falle hätte der Künstler die Formen der ausgereiften Gestalt einfach auf kleineren Masstab reduziert zur Darstellung eines Kindes verwendet, wofür wir genug Beispiele besitzen. Wichtiger ist, dass die Haartracht entschieden die männliche ist. Da die eine Hand die Scham bedeckt, so fällt das entscheidende Merkmal fort.

Wie aber, wenn diese Ungewissheit dem Bildhauer gleichgültig sein durfte oder wenn sie gar recht eigentlich der Idee des Werkes entspricht? Haben wir hier vielleicht eine Darstellung der Seele des Verstorbenen vor uns, um deren Heil und Verdammnis Engel und Teufel sich streiten, während die Hinterbliebenen um sie trauern? Diese Erklärung scheint mir die meistbefriedigende — zweierlei steht ihr jedoch entgegen. Einmal, dass die sogen. Teufel unleugbar der Gestalt mit Instrumenten Wunden zufügen, was indes als Andeutung der infernalen Thätigkeit aufgefasst werden kann; dann aber, dass wir meines Wissens keine Beispiele einer solchen Darstellung durch Bildhauerei in dieser Grösse, dieser Zeit und auf einem Sarkophagdeckel besitzen. Genaue Forschungen darüber stehen noch aus, wann die Darstellung der Seele als nackte Gestalt, die von Engeln und Teufeln hin- und hergezogen, hie und da von einem Heiligen oder durch die Arme Gottes gerettet wird, im Mittelalter aufkommt. Im christlichen Altertume war diese Art der Darstellung nicht üblich, von fern erinnert daran die seltene Darstellung der Seele in Gestalt einer kleinen »Orans«, die sich über dem Leib des Verstorbenen erhebt. Die Verkörperung in der mittelalterlichen Kunst hängt sicher eng zusammen mit der nackten Bildung der Auferstandenen im Weltgericht. Jedenfalls war sie schon früh im Mittelalter gebräuchlich und wurde auch an Grabmalen, wenn auch nicht in unserer Weise, verwendet. Ich erwähne aus dem 13. Jahrhundert ein Beispiel vom

Grabmal des Königs Dagobert in S. Denis (später Musée des Petits Augustins). Hier erscheint die Seele nackt in einem Nachen (?) mit Dämonen, aus deren Händen sie Heilige befreien und in den Himmel emporführen[1]. An dem Grabmal des Erzbischofs Pierre de la Jugée in der Kathedrale von Narbonne (vom Anfange des 14. Jahrhunderts) waren über dem Kopf der Grabfigur Malereien angebracht, darstellend wie die Seele des Erzbischofs, eine nackte Gestalt mit der Mitra auf dem Haupte, von zwei Engeln in einem Tuche zum Himmel emporgetragen wird[2]. Sehr früh ist die damit zusammenhängende oder dafür vorbildliche Darstellung der Seele Maria's in Gestalt eines kleinen Kindes, das über ihrem Leichnam Christus in Empfang nimmt, welcher Scene wir schon im 10. Jahrhundert begegnen[3].

Im Gegensatz zu den Auferstandenen im Weltgericht, bei denen gewöhnlich, in Italien und Frankreich immer, die Geschlechte deutlich unterschieden sind, scheint solches bei der Darstellung der Seele durchaus vermieden worden zu sein, was ja auch dem Sinne entspricht. Bei dem Grafenhausener Denkmal könnte indess noch ein anderes Moment mitgewirkt haben. Häufig nämlich, wenn andere Mittel, wie ein belaubter Zweig etc. nicht am Platze schienen, hat man zur Geschlechtslosigkeit gegriffen, um die Gefühle der Beschauer nicht zu verletzen. Dieser Grund war jedenfalls bestimmend z. B. bei einem Reliquiar des 14. Jahrhunderts im Museum des Louvre, auf das Prof. Marc Rosenberg so liebenswürdig war mich aufmerksam zu machen. Es enthielt eine Reliquie des hl. Laurentius und zeigt die kleine, völlig nackte Figur des Heiligen auf dem Rost liegend. (Abgebildet bei Molinier, Hist. des arts appliqués à l'industrie IV. L'orfévrerie.) Unter anderem finde ich, wenn die Abbildungen nicht trügen, dieses Mittel, Anstoss zu vermeiden, auch verwendet bei der Gestalt des Adam an der Decke der Michaelskirche zu Hildesheim. (Um 1200; allerdings stark restauriert.) Ich muss natürlich darauf verzichten, auf diese kultur- und kunstgeschichtlich interessante Frage hier näher einzugehen. Möglich immerhin, dass die eben erwähnte Rücksicht auch bei unserem Denkmal mitwirkte; möglich, dass allein massgebend die Absicht war, die Seele darzustellen.

Diese Erklärung unseres Skulpturwerkes, die ich hiermit kompetenten Beurteilern unterbreite, scheint mir den beiden ersten gegenüber die wahrscheinlichste. Mich endgültig dafür zu entscheiden, wage ich nicht, da ich eingehendere Studien über die Darstellung der Seele im Mittelalter nicht anstellen konnte. Ich kann mich damit trösten, dass zahlreiche Fachgenossen, denen ich die Frage vorlegte, ebenfalls keine Entscheidung zu treffen wagten und dass zu diesen selbst der in der mittelalterlichen Ikonographie so sachkundige F. X. Kraus gehörte, mit dem ich noch darüber konferierte. Die Absicht dieser Zeilen konnte nur sein, das mir bekannte, zur Beurteilung nötige Material vorzulegen und das der Beachtung jedenfalls sehr werte Monument zu publizieren.

---

[1] Viollet le Duc Dictionnaire rais. de l'arch. franç. IX. S. 33.

[2] Ebenda S. 51.

[3] Einigermassen erinnern an unsern Vorwurf einige Holzschnitte des 15. Jahrhunderts, in denen der »Kampf zwischen Fleisch und Geist durch gute und böse Engel dargestellt wird, so in der Ars moriendi. Doch handelt es sich dabei erst um einen Sterbenden und auch sonst sind manche Unterschiede vorhanden. Die Hauptfrage, ob es sich hier um die Seele handelt, wird dadurch nicht aufgehellt. Immerhin sind die Blätter aus einer ähnlichen Empfindung herausgewachsen, wie unser frühes Werk.



ELISABETH CHARLOTTE

Pfalzgräfin bei Rhein

im achten Lebensjahre.

(Nach einem Oelgemälde der Stadt. Sammlung
zu Heidelberg.)

Aufnahme von Dr. H. Hofm
(Heidelberg).

Aus Liselottens Jugendzeit.

Ein Beitrag zur Erziehungs- und Kulturgeschichte des XVII. Jahrhunderts.[1]

Mit einem Bildnis:
Elisabeth Charlotte, Pfalzgräfin bei Rhein, im achten Lebensjahre.

Von *A. Winkelmann.*

Unter allen weiblichen Angehörigen des Pfälzisch-Wittelsbachschen Hauses, man kann fast sagen, unter allen Prinzessinnen aller fürstlichen Familien ist Elisabeth Charlotte, die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz Karl Ludwig, die bekannteste und beliebteste. Jenes verdankt sie vor allem der grossen Zahl ihrer auf uns überkommenen Briefe[2], dieses ihren hervorragenden Charaktereigenschaften. Tiefe des Gemüts, lautere Aufrichtigkeit und Wahrheit, ihre allezeit fleckenlos erhaltene Reinheit und unerschütterliche Festigkeit sind nach Bodemann[3] die Hauptzüge ihres edlen deutschen Charakters und deutschen Herzens. So begegnet uns ihr Bild bei fast allen, die sich mit ihrem Leben beschäftigt haben, und so wird es zu allen Zeiten in der Geschichte fortleben.

Die äusseren Lebensschicksale der Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte sind schon häufig zur Darstellung gekommen[4]; man darf die Kenntnis davon wohl im allgemeinen voraussetzen. Alle Biographen beschäftigen sich fast ausschliesslich mit der »Liselotte« am Pariser Hof, mit der unglücklichen Fürstin, die ihr Lebensglück der väterlichen Politik opfern musste und trotz dieses Opfers, oder besser gesagt gerade durch es zum Ruin ihrer so innigst geliebten Heimat beitrug, mit der deutschen Frau, die auch in der Fäulnisatmosphäre von Paris und Versailles unentwegt der deutschen Sprache, dem deutschen Wesen, dem deutschen Vaterlande treu geblieben ist. Weniger beachtet ist im allgemeinen ihre Jugendzeit, und doch bieten ihre Briefe Material genug, um

---

[1] Als Vortrag in nicht wesentlich veränderter Form gehalten im Karlsruher Altertumsverein am 20. März 1902.

[2] Von den Publikationen ihrer Briefe sind benutzt und bilden durchgehends die Grundlage:

Menzel, W. Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte an die Raugräfin Louise. 1676—1722. Bibl. d. litterar. Vereins in Stuttgart. Bd. VI. 1843. [Ein guter Auszug.] (Vollständig daselbst Bd. LXXXVIII, CVII, CVIII, CXXII, CXXXII, CXXXIV, CLVII ed. Holland.)

Bodemann, E. Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Kurfürstin Sophie von Hannover. 2 Bde. 1891. (= E.-S.)

—. Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an ihre frühere Hofmeisterin A. K. v. Harling, geb. v. Uffeln, und deren Gemahl, Geh. Rat Fr. v. Harling zu Hannover. 1 Bd. 1895. (= E.-H.)

[3] —. E.-S. I, 1.

[4] Z. B.: Ranke, L. v. Französische Geschichte. Bd. VI. — Häusser, L. Gesch. d. rhein. Pfalz. Bd. II, 712—734. — Bodemann, E. Vorwort zu E.-H. — Wille, J. Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans. Neue Heidelb. Jahrb. V.

erkennen zu lassen, in welchem Geiste sie erzogen wurde, um das zu werden, als was sie uns erscheint, als die deutscheste der deutschen Frauen des XVII. Jahrhunderts. Sagt sie doch selbst »ich ware schon zu alt, wie ich in Frankreich kommen, umb von gemüthe zu endern, mein grundt war schon gesetzt«. Darnach ist man wohl berechtigt, die Jugendzeit Liselottens, d. h. die Zeit bis zu ihrer Vermählung, einer besonderen Untersuchung zu unterziehen.

Es ist allgemein anerkannt, dass ungünstige Familienverhältnisse, vor allem Hader zwischen den Eltern, auf die Entwicklung des Gemütes eines Kindes von grösstem Einflusse sind, und das Verhältnis der Eltern der am 27. (28.?) Mai 1652 geborenen Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte zu einander war thatsächlich so schlecht wie möglich. Die sanguinische Natur Karl Ludwigs vertrug sich nicht mit dem stolzen, zurückhaltenden, empfindlichen Wesen der hessischen Landgrafentochter Charlotte. War schon die Ehe ohne jede gegenseitige Zuneigung geschlossen (1650), so vermochte auch die Geburt des Kurprinzen Karl (1651) und die unserer Liselotte nichts zur Besserung der Beziehungen der beiden Gatten beizutragen. Da glaubte Karl Ludwig in dem anmutigen, lebensfrohen Hoffräulein seiner Gattin, in Luise von Degenfeld die gefunden zu haben, nach der sein Herz sich sehnte. Die Bemühungen des Kurfürsten um die Gunst und die Liebe dieses Fräuleins entgingen natürlich nicht der Gattin. Es kam zu den hässlichsten Auftritten zwischen Karl Ludwig und der schwer gekränkten Gattin, zur gänzlichen Trennung von Tisch und Bett, und schliesslich (1658) zur morganatischen Vermählung mit Luise, während die Kurfürstin zunächst noch auf dem Schloss zu Heidelberg verblieb. Es ist klar, dass solche Zustände im Elternhaus selbst ein weniger aufgewecktes Kind wie Liselotte auf die Dauer hätten ungünstig beeinflussen müssen. Da nahm sie Sophie, ihre Tante, die Herzogin und spätere Kurfürstin von Hannover, zu grosser Freude des Vaters zu sich nach Hannover (1659) und behielt sie dort, sorgsam gehegt und gepflegt wie ein eigenes Kind, bis zum Sommer 1663, als der Vater nach der jetzt endlich erreichten Entfernung der Kurfürstin aus Heidelberg seine Tochter wieder zu sich hatte kommen lassen können. Jetzt konnte Elisabeth Charlotte Zeuge des glücklichsten Familienlebens sein, das nur hier und da vorübergehend durch die völlig unbegründete Eifersucht Karl Ludwigs getrübt wurde. Ihre innige und aufrichtige Verehrung und Liebe für den Vater übertrug sie voll und ganz auf ihre zweite Mutter und später auch auf ihre zahlreichen Halbgeschwister, die Raugrafen und Raugräfinnen. Das Schicksal ihrer eigenen Mutter erweckte wohl ihr Mitleid, mehr nicht; denn um ein näheres Verhältnis zwischen ihnen aufkommen zu lassen, dafür war die Tochter, man kann wohl sagen, glücklicherweise zu früh von ihrer Mutter entfernt worden. Die Liebe der Tochter erwiderte der Vater von ganzem Herzen; das hinderte ihn aber nicht, dem vermeintlichen Wohle seines Landes sie, ihr Lebensglück und ihren Glauben zu opfern. Sie wusste wohl, dass sie durch die Vermählung mit dem Herzog Philipp von Orléans nicht glücklich sein werde, aber in ihrem kindlichen Gehorsam erhob sie keinen Widerspruch. Mit dem Gefühl eines Schlachtopfers trennte sie sich zu Strassburg von Vater, Familie und Vaterland; zu Metz fügte sie sich in das Unabänderliche des Glaubenswechsels, und als sich bald nach der Hochzeit (1671) ihre trüben Ahnungen nur allzu sehr bewahrheiteten, da lässt sie in ihren Briefen doch keine Klagen oder Vorwürfe vernehmen, um den lieben Vater nicht zu ängstigen und traurig zu machen. Trotz allem war er und blieb er der gute Vater; an ihm war für sie eigentlich kein Fehl; mit innigster Dankbarkeit gedachte sie seiner zu allen Zeiten, und dankbar konnte sie ihm sein für seine Liebe zu ihr, für die schöne Jugendzeit, und nicht minder auch für die Erziehung, die er ihr angedeihen liess.

Nicht zum wenigsten durch den Einfluss des Humanismus waren die Anforderungen, die man an die geistige Ausbildung eines Fürsten stellte, ganz erheblich gesteigert worden. Männer ersten Ranges wurden als Hofmeister der jungen Prinzen herangezogen. Nicht mehr körperliche Tüchtigkeit und höfische Tugend allein, sondern auch hervorragendes Wissen auf den verschiedensten Gebieten galt als notwendig für einen Fürsten. So erschienen auch dem Kurfürsten Karl Ludwig die besten Kräfte des Landes gerade gut genug für die Erziehung des Erben, des Prinzen Karl; ein Ezechiel Spanheim[1], ein Samuel Pufendorf u. a. hatten teil an ihr. Bis ins einzelnste gehende Instruktionen bezeugen das Interesse des Vaters an der geistigen und körperlichen Ausbildung seines Sohnes. Dasselbe that er auch bei seinen anderen Kindern, bei den raugräflichen ebensowohl, wie vor allem auch bei Elisabeth Charlotte[2]. Sind nun auch nicht alle Instruktionen für ihre Hofmeisterinnen und Hofmeister auf uns überkommen, so sind doch die erhaltenen von grösstem Wert für die Beurteilung seiner Absichten bei Erziehung der Prinzessin; die Art der Erziehung selbst tritt uns aber deutlicher in Liselottens Briefen vor Augen; ihr Leben, wie es sich widerspiegelt in den Briefen, giebt uns den Erfolg der Erziehung. Diese Briefe also und die Instruktionen sind das Material für die folgende Untersuchung, bei der es sich darum handelt, in möglichster Kürze festzustellen, welches das Wissensgebiet war, das sie sich in der Jugend zu eigen machte, wie für die Pflege des Körpers gesorgt wurde, auf welche Weise ihre höfische Erziehung vor sich ging, und schliesslich, was sie aus dem Verkehr mit Land und Leuten aufnahm.

Wie jedes Kind, begann auch Liselotte ihre eigentliche Unterrichtszeit mit Lesen und Schreiben. Zunächst lag der Unterricht in beiden Gegenständen in den Händen der Hofmeisterin. Diese scheint im Schreiben keine besonderen Resultate erzielt zu haben; denn bald trat hierin an ihre Stelle ein »schreibmeister«. Schon als siebenjähriges Mädchen kann sie lesen und schreiben; trotzdem, und wohl nicht ohne Grund — bittet sie doch noch zwei Jahre später ihren Vater um Entschuldigung wegen ihres »Gekritzels« — wurde der Schreibunterricht noch in Hannover fortgesetzt. Jener erste Lehrer wusste offenbar dadurch, dass er die Kleine Sprüche schreiben liess, wie z. B.

»was nicht zu endern stehet,
lass gehen wie es gehet«,

Interesse für den Gegenstand zu erwecken und hatte sich bewährt, da er später auch noch die raugräflichen Kinder zu unterrichten hatte. Schlimm hatte es aber der andere, »un poète (!) qui écrit une très belle main en allemand«[3], aber auch wohl ein etwas wunderlicher Heiliger; gesteht sie doch selbst voll Reue, dass sie »den armen menschen arg geplagt hat«. Das Ergebnis war doch eine kräftige, fast männliche, gut leserliche Handschrift[4], und die ganz ungeheure Zahl ihrer z. T. sehr langen Briefe dürfte wohl

[1] Wenn Wille (l. c. Separatabdruck S. 6) diesen hervorragenden Gelehrten auch mit der Erziehung der Schwester beauftragt sein lässt, so dürfte das auf einem Versehen beruhen: in der betr. Instruktion (Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, NF. VIII, 105) steht hiervon nichts, und dann erwähnt Liselotte ihn nie als ihren Lehrer (»ich habe 4 spanheim gekandt, den so in Englandt gestorben undt meines brudern S. directer geweszen . . .«).

[2] Diese Instruktionen sind zuerst herausgegeben von F. v. Weech in der Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins Bd. 26 und Bd. 47 (= NF. VIII), und im Anschluss daran von F. Schmidt, Monumenta Germaniae paedagogica Bd. XIX (Geschichte der Erziehung der Pfälzischen Wittelsbacher), mit eingehendem geschichtlichem Überblick.

[3] Bodemann, E. Briefwechsel der Herzogin Sophie von Hannover mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Publ. a. d. Königl. Preuss. Staatsarchiven. Bd. 26, 47 (= S.-L.).

[4] Vgl. das Faksimile eines Briefes bei Menzel.

als ein Zeugnis dafür anzusehen sein, dass man damals mit Recht grossen Wert auf schnelles, geläufiges Schreiben gelegt hat.

Man wird vielleicht nicht fehlgehen, wenn die meisterhafte Beherrschung der deutschen Sprache durch Liselotte eine Folge des Einflusses des bekannten Philosophen Michel de Montaigne auf ihren Vater war. War doch Montaigne, dessen Werke offenbar seine Lieblingslektüre waren[1], einer der ersten, die in der Zeit der Vorherrschaft des Lateinischen ausdrücklich die Bedeutung der Muttersprache hervorhoben und ihre Kenntnis forderten. So war denn auch ganz naturgemäss der erste sprachliche Unterricht der Prinzessin der in der deutschen Sprache, für deren Wesen sie frühzeitig ein entschiedenes Verständnis zeigte. Schon als achtjähriges Mädchen schrieb sie nach Form und Inhalt durchaus bemerkenswerte Briefchen an ihren Vater. Das würde zunächst nicht viel besagen, da man in solchen Fällen gewöhnlich nicht wissen kann, wie viel im eigenen Garten gewachsen ist; in unserem Fall verhält es sich aber anders, da die Kleine niemand an ihre Briefe kommen liess (personne ne touche à ses lettres qu'elle)[2]. Nach welcher Methode sie im Deutschen unterrichtet wurde, wissen wir nicht, jedenfalls nicht nach der grammatischen, sondern eher nach der natürlichen, für die auch Montaigne eintrat. Kunstvolle Satzperioden zu konstruieren, war zu jener Zeit noch nicht beliebt: »zu meiner zeit fand man wol geschrieben, wenn die phrasen in kurtzem begriff und man in wenig worten viel sagte, nun aber findet man schön, wenn man viel wörtter daher setzte, so nichts bedeuten«. Ihr will diese neue »österreichische« Art, deren Nachwirkungen nebenbei bemerkt noch jetzt in Österreich leider zu spüren sind, nicht gefallen, darum hält sie sich lieber an ihre alte »mode«, in möglichst wenig Worten möglichst viel zu sagen. Darum zeichnen sich auch ihre Briefe durch ihre Klarheit und Deutlichkeit aus; wie sie dachte, so schrieb sie (»wen man nur die teutsche handt schreiben kan, hatt man nicht nöhtig brieff zu lehrnen machen; man kan ja nur schreiben, wie es einem im kopff kompt, wie ich thue«), und die zahlreichen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, deren sie sich bediente, vermehren noch den Eindruck des Lebenswahren, Unmittelbaren. Durch den täglichen Verkehr lernte sie die Sprache, und sicher waren auch die von Karl Ludwig sehr geliebten theatralischen Aufführungen dabei nicht ohne Einfluss. Vom Vorlesen hatte sie jedenfalls keinen Nutzen, da sie dabei jedesmal von einer unüberwindlichen Schläfrigkeit erfasst wurde. Der Lesestoff, aus dem sie ihre Sprachkenntnisse hätte erweitern können, hielt sich auch in sehr mässigen Grenzen; ausser der Bibel las sie mit besonderer Vorliebe deutsche Volksbücher, so z. B. das Buch von der schönen Melusine, oder in einer alten Bibel, die sie in der väterlichen Bibliothek ausfindig gemacht hat, weil sich kein Kapitel darin befand, »wo nicht ein recht mergen eingeflickt war«. Die damals schon sehr beliebten Romane bekam sie in Heidelberg fast gar nicht zu lesen; ihr Vater hielt von ihnen nichts, »denn das mache die weibsleutte zu huren undt die mansleutte zu nahren«.

Von ganzem Herzen liebte sie die deutsche Sprache, die sie sich so ganz zu eigen gemacht hatte, und suchte sich die Kenntnis davon nach besten Kräften in Frankreich zu erhalten. Sie ist stolz darauf, dass ein Leibnitz ihr Deutsch rühmt, und kann nicht verstehen, wie die Deutschen seit ihrer Übersiedlung mehr und mehr unter dem beherrschenden Einfluss Ludwigs XIV. ihre eigene Sprache der französischen hintansetzten, »alss wenn unsere muttersprach nicht gut genug wäre«. Ein andermal

[1] Bodemann, E.-S. I, 294.

[2] Bodemann, S.-L., 40.

frägt sie, als sie erfuhr, dass ein deutscher Fürst immer Französisch spreche, voll Ingrimm: »redt man denn kein teutsch mehr in Teutschland?«. So sehr sie sich auch bemühte, sich ihre Sprache richtig — so tadelt sie z. B. in einem Briefe einer ihrer Halbschwestern die Form »gefrihrt« für »gefrohren« — und rein zu erhalten, so konnte selbst sie es nicht ganz vermeiden Fremdwörter zu gebrauchen, aber nur mit Widerstreben. So war sie voller Verzweiflung, da sie für »ridicule« oder »affectation« kein dem völlig entsprechendes deutsches Wort zu finden wusste, und bat sogar, deshalb bei der fruchtbringenden Gesellschaft zu Frankfurt anzufragen, die ja wie sie auch bemüht war, die Fremdwörter aus der deutschen Sprache auszumerzen; oder als sie »divertissant« schon geschrieben hatte, beeilte sie sich hinzuzusetzen »zeitverdreiblich solte ich sagen«.

Wenn man bedenkt, dass die Herzogin selbst im höchsten Alter kaum irgendwie bedeutsame Spuren von einem Vergessen der deutschen Sprache — vielleicht mehrten sich die Fremdwörter — in ihren Briefen erkennen lässt, obwohl sie doch oft monatelang nicht in die Lage kam, deutsch mit anderen zu sprechen, so dürfte dies der beste Beweis sein für die Gründlichkeit des Unterrichts darin, und sicher auch dafür, dass am Hofe Karl Ludwigs neben deutscher Sitte auch deutsche Sprache hochgehalten wurde.

Während in der Instruktion von 1661, der frühsten, die uns erhalten ist, merkwürdigerweise keine Angaben darüber gemacht sind, wie und was gelehrt werden soll[1], so verlangt die von 1663, »que nostre fille apprenne à bien lire et escrire en allemand et en françois et avec le tems en italien et anglois«. Zum Erlernen des Italienischen und des Englischen kam es aber nicht; es ist dies auffallend, da doch die Beziehungen der pfälzischen Wittelsbacher zu England durch Liselottens Grossmutter, die »Winterkönigin« Elisabeth, durch ihren Oheim, den Prinzen Ruppert, und auch sonst recht nahe waren. »Ich kan kein englisch,« sagt sie selbst, »es sei denn, dass write schreiben und god mother patte heisst«.

Dagegen beherrschte die Prinzessin offenbar schon bei ihrer Verheiratung die französische Sprache völlig hinreichend. Mit keinem Worte deutet sie an, dass sie etwa in der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Frankreich mit der Sprache Schwierigkeiten gehabt habe. Sie scheint auch gleich die moderne Umgangssprache erlernt zu haben; wenigstens wundert sie sich des öftern über die veraltete Ausdrucksweise so mancher Deutschen, die zu ihr nach Paris kamen. Den ersten Unterricht in dieser Sprache erhielt sie von einem »sprachmeister« im Haag, wohin sich ihre Tante mit ihr von Hannover aus zum Besuch der Mutter begeben hatte; viel wird bei der Kürze des dortigen Besuchs nicht herausgekommen sein. Als sie dann neun Jahre alt war, erhielt sie eine Französin, Mme. de Trelon, als Hofmeisterin. Da diese kein Deutsch verstand, so musste die Unterhaltung auf Französisch geführt werden. So lernte sie jedenfalls rasch ausserordentlich viel, die feinere Umgangssprache und auch manch kräftige Redensart des gewöhnlichen Volkes, da die Hofmeisterin mit ihren Ausdrücken keineswegs sehr wählerisch war. Ob bei Liselotte dieselbe Methode angewandt wurde, wie beim Kurprinzen Karl, »dass er des tags etwan eine zwölff von den geringsten frantzösischen wörtern auswendig lehrne, welche alle Abend, ehe man ihn zu bett legt, er wider zu repetiren«[2], wissen wir nicht, braucht aber nicht angenommen zu werden. Neben Konversation wurde auch Lektüre getrieben, und dazu diente eine französische Bibelausgabe. Der häufige Besuch des französischen Gottesdienstes zur

[1] v. Weech, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins Bd. 26, 409.

[2] — daselbst NF. VIII, 106.

Zeit des Aufenthalts des Hofes in Mannheim wurde sicher aus sprachlichen Rücksichten angeordnet, und aus demselben Grunde erfolgte, als an die Stelle der französischen Hofmeisterin eine deutsche trat, auch die gleichzeitige Bestellung eines Franzosen, der zwar den Titel Hofmeister erhielt, in Wirklichkeit aber mehr die Verrichtungen eines Stall- oder Ceremonienmeisters hatte. So hatte sie auch fernerhin noch Gelegenheit, sich im Französischen zu vervollkommnen und es hierin soweit zu bringen, als es einem Ausländer möglich ist.

Im Gegensatz zu ihrem Bruder Karl, dessen lateinische Kenntnisse Bewunderung erregten, wurde Liselotte mit dem Studium dieser Sprache verschont (»zu dem seindt solche brieffe ordinarie in Latein, da ich kein wordt von verstehe«). Karl Ludwig erschien es jedenfalls höchst überflüssig, seine Tochter, die er fürs Hofleben erzogen wissen wollte, mit toten Sprachen zu plagen, während für einen Fürsten oder Staatsmann die eingehendste Kenntnis des Lateinischen damals noch von der grössten praktischen Bedeutung war.

Obschon Liselotte also weder die griechische noch die lateinische Sprache gelernt hatte, so war sie doch einigermassen vertraut mit der Sage und den anekdotenhaften Überlieferungen der Griechen und Römer. Sie spricht gern von Medea, Theseus, Achill, Mucius Scaevola u. a. oder vom Helicon und Parnass, erwähnt auch Diogenes, Seneca u. a. Die römische Litteratur, wie z. B. Petronius, die Metamorphosen des Ovid lernte sie sicher ebenso wie die Werke des Virgil aus Übersetzungen, diese »in ungereimbte vers«, kennen und machte sich so ihren Inhalt zu eigen.

Hierfür hatte sie Interesse — liess sie sich doch später noch einen Virgil nach Paris kommen —, für Geschichte aber nicht das geringste, auch kein Verständnis. Auch der Vater scheint der Ansicht gewesen zu sein, dass das für eine Prinzessin überflüssig sei, während er für seinen Sohn schon frühzeitig Einführung in die Geschichte vorschrieb. »Historien seindt lügen«, urteilt Liselotte kurz und bündig und meint, sie seien alle ausser der Heiligen Schrift »eben so falsch alsz die romans«. Trotzdem hatte sie wenigstens in der alten Geschichte einige Kenntnisse, die ihr z. B. mit Hülfe eines uns höchst seltsam anmutenden, von ihr aber hoch geschätzten Werkes vermittelt wurden; sie schreibt darüber: »es war eine illuminierte tafel; das erste war ein käss, darauf sass eine eulle, hinten war eine umgestürzte pumpe undt ähren drumb herum; das hiess: Julius Cesar hat Pompeius besiegt undt soviel jahr regiert. Augustus war ein aff, so etwas ass; Tiberius weiss ich nicht mehr, Hadrianus war ein alt weib, so haderte«[1]. Dieses Buch hatte auf sie offenbar den allertiefsten Eindruck gemacht; noch im hohen Alter sehnte sie sich nach ihm: »es würde mich verjüngern wie ein adler«.(!)

Geographie war auch kein Unterrichtsgegenstand für sie. Trotzdem war sie selbstverständlich bewandert in der Geographie Mittel- und Westeuropas; das lernte sie aber nicht durch Unterricht, sondern so nebenher; auch ihre Reise von Heidelberg nach Hannover und von da nach dem Haag trug dazu bei. Von Grund aus kannte sie ihre Heimat, die Pfalz, und die nähere Umgebung; da war ihr sozusagen jeder Stein bekannt. Aber davon, wie es ausserhalb Europas aussah, hatte sie keine Ahnung: die unglaublichsten Geschichten über Wundertiere etc. erschienen ihr glaublich![2]

Wenn Mathematik und Naturwissenschaften im Lehrplan völlig fehlen — die vier Grundrechenarten lernte sie natürlich, mehr aber nicht[3] —, da setzt uns auch

[1] Bodemann, E.-H. 78, 79.

[2] Bodemann, E.-S. II, 67.

[3] Sie kann z. B. einen Brief von Leibnitz nicht verstehen, »denn es ist viel von mathematiquen drin, da ich gar nichts von weiss«. Bodemann, E.-S. I, 264.

das folgende Geständnis nicht weiter in Erstaunen: »die philosophie verstehe ich nicht, die theologie noch weniger, stahtssachen da weiss ich eben so wenig von«. Das hinderte aber nicht, dass sie sich später doch mit philosophischen Fragen beschäftigte, oder dass sie nicht hie und da in staatswirtschaftlichen Dingen ein durchaus richtiges Urteil zeigte; so erkannte sie z. B. unmittelbar nach der Vertreibung der Hugenotten, »dass diese neuen Unterthanen der teutschen Churfürsten und fürsten reichtum werden«.

Einer der vornehmlichsten und wichtigsten Punkte war für Karl Ludwig die religiöse Erziehung seiner Tochter. Die Grundsätze, die er dabei beobachtet wissen wollte, lauten: »Elle (die Hofmeisterin) aura soin que nostre fille soit eslevée dans la vraye religion chrestienne, dont il se fait profession au Palatinat, et entretenue dans la devotion, luy faisant faire le soir et matin ses prieres ordinaires, frequenter les presches, lire la bible es deux langues, allemande et françoise, et apprendre son catechisme, et qu'elle ne soit imbue de haine ou d'aversion contre aucune personne pour n'estre pas de sa religion.«[1] So die Instruktion, und die religiösen Anschauungen Liselottens beweisen, dass man ihr insbesondere aufs genaueste gefolgt ist. Wie ihr Vater ist auch sie getragen von dem Gedanken der weitgehendsten Toleranz; wie ihr Vater ist auch sie ein Feind eines jeglichen konfessionellen Haders, des Dogmen- und Kirchentums: »es scheint woll, dass woll zu thun das vornehmbste ist umb selig zu werden, das überige ist pfaffengezänk«. Für sie giebt es nur eine Religion, nämlich die der ehrlichen Leute. So kann sie es natürlich auch nicht verstehen, dass man Leute ihres Glaubens wegen verfolgt. Konfessionalismus kennt sie nicht; darum wird ihr bei der Art ihrer religiösen Erziehung der Glaubenswechsel an sich nicht allzu schwer gefallen sein. Trotzdem war sie eine fromme Christin, voll Vertrauen zu Gott und auf Vergebung der Sünden und voll Nächstenliebe! Diese Auffassung schöpfte sie vor allem aus der Bibel, auf deren gründlichste Kenntnis ihr Vater so grossen Wert legte, und die sie auch, wie ihre Bibelfestigkeit beweist, ganz in sich aufnahm, die sie wie kein anderes Buch liebte ihr ganzes Leben lang. Von der Unterweisung im Katechismus spricht sie nie; sie fand statt natürlich, aber die trockene, abstrakte Materie mochte ihr nicht behagt haben. Dagegen war ihr das Beten von früh auf wert und teuer; voll Wehmut gedachte sie gern des kleinen Gebets, das ihre Hofmeisterin sie gemäss dem Wunsche des Vaters beim Aufstehen und Zubettegehen beten liess: »Ach Herr verlass mich nicht, auf dass ich Dich nicht verlasse«. In die Kirche wäre sie sehr gern gegangen, wenn die Predigt nicht gewesen wäre. Für diese hatte sie kein Interesse, allem Anscheine nach auch ihr Vater nicht, da sie von ihm den »Segen in der Kirche zu schlaffen« geerbt haben will; so schlief sie denn während der Predigt, oder trieb allerhand Unfug, so z. B. mit Fingerhutsblumen, die mit zum Schmuck der Kirche am Pfingstfest verwendet wurden, allerdings nicht ungerügt, zu »klacken«. Was ihr aber beim Kirchenbesuch unauslöschlichen Eindruck machte, und was sie am meisten in Frankreich vermisste, das war der deutsche Kirchengemeindegesang; besonders gefielen ihr die lutherischen Lieder (»Dr. Luther weiss ichs recht dank hübsche lieder gemacht zu haben«), weniger die Psalmen wegen ihrer weniger singbaren Melodien. Eine ganz ungeheure Zahl Kirchenlieder kannte sie wörtlich auswendig, aber nicht durch Einpauken, sondern durch die Übung: »die osterlieder habe ich oft undt lange Jahre durch gesungen, dass ich sie ohnmöglich vergessen kann«; ein weiterer Beweis hierfür ist der, dass sie sich der Lieder mit hübschen

[1] v. Weech, l. c. NF VIII, 114.

Melodien besser erinnert als der anderen. Dank dem Gemeindegesang freute sie sich schliesslich doch auf den Kirchgang, aber nicht, wenn sie in den französischen Gottesdienst in Mannheim musste; da fühlte sie sich fremd. — An geistlichen Büchern hatte sie keinen Geschmack, »in teutsch und französch find ich sie alle bitter langweillig«. Das war jedenfalls auch schon in der Jugend so; denn Luthers »Tischreden« erschienen ihr »abgeschmackt«; wenn sie sich trotzdem manchmal an sie machte, so that sie es nach der Meinung der Hofmeisterin nur um das hervorzusuchen, was nicht für sie passte, wie z. B. die »histörger von den gespenstern«.

Mit der religiösen Erziehung der Pfalzgräfin haben also die Hofmeisterinnen das ihnen gesteckte Ziel ebenso erreicht als beim Unterricht in der deutschen und französischen Sprache. Mehr hatte Karl Ludwig für seine Tochter gar nicht erstrebt; dies schien ihm in der Beziehung genügend zur Erfüllung ihrer Lebensaufgabe, während er z. B. seinem Sohne, dem Kurprinzen Karl, eine viel eingehendere wissenschaftliche Ausbildung zuteil werden liess. So wie Karl Ludwig unterschied in den Unterrichtsgegenständen zwischen Sohn und Tochter, so zeigt sich auch ein auffallender Unterschied in der Festsetzung der Unterrichtszeit. Bei Karl wissen wir ganz genau, an welchen Tagen und zu welchen Stunden dies oder jenes durchgenommen werden sollte[1], in den Instruktionen für Liselotte fehlen alle genaueren Bestimmungen; nur das lässt sich aus ihnen ersehen, dass der Nachmittag ganz zum Empfang von Besuchen und zur Erholung bestimmt war.

Jedenfalls lag bei unserer Prinzessin keine Überbürdung vor; auf die Pflege des Körpers konnte genügend Zeit verwendet werden. Natürlich war es die Aufgabe der Hofmeisterin zu verhindern, dass ihr Zögling Schaden nehme an seiner Gesundheit. Ganz besonders war es ihr eingeschärft ja zu verhüten, dass die Kleine zu viel und namentlich schwer verdauliche Speisen, wie z. B. im Sommer Melonen, Gurken und andere Früchte, und ausser den festgesetzten Zeiten überhaupt etwas zu sich nimmt; über jede Änderung in der Diät behielt sich der Kurfürst die Entscheidung vor. Diese Anordnungen waren notwendig, meinte sie doch selbst, dass sie gewohnt gewesen sei »erschrecklich zu fressen«; damit war aber nicht gesagt, dass sie nicht doch übertreten worden wären! Reizend ist eine kleine Geschichte, wie sie sich durch Überlistung ihrer Hofmeisterin eine Schüssel Specksalat zu verschaffen wusste, dabei aber doch von ihrem Vater ertappt wurde[2]. Unerklärlich bleibt aber, wie es ihr möglich war, oft um fünf Uhr morgens »in dem berg« Kirschen »mit ein gutt stück brodt« zu essen, zu dem da die Instruktion die Zeit des Aufstehens auf acht Uhr festsetzte. Im übrigen wurde sie mit der Kost nicht verzärtelt. Was waren nun die »harten Speisen«, die sie so sehr liebte, und denen sie so viel zu verdanken meinte? Rindfleisch mit Meerrettich, Pfälzer Pfannenkuchen, Sauerkraut, Mettwürste, Braunkohl, Biersuppe u. a., »diese delicatten speissen seindt mein sach«. Thee, Kaffee und Chokolade bekam sie nicht; auch später mochte sie diese Getränke nicht. Ihr Lieblingsgetränk war Warmbier mit Muskatnuss oder guter Rhein- oder Neckarwein. Auch eine Maibowle anzusetzen lernte sie schon in der Jugend[3].

[1] v. Weech, l. c. NF. VIII, 110.

[2] Bodemann, E.-S. I., 400—401.

[3] Ihr Rezept war: »ich hatte kräutter in weinglas, wie ich alsz zu Heydelberg getrunken, nehmblich Pimpernelle, Drachenblut, Violenkrautt, Lungenkrautt und Leberkrautt und Erdbeerkrautt«. Bodemann, E.-S. II, 275—276.

Auf welche Weise die freie Zeit ausgefüllt werden sollte, stand ganz im Belieben der Hofmeisterin; sie konnte Spiele mancherlei Art, von denen unten zu sprechen sein wird, spielen, tanzen oder Ausflüge machen lassen. Als Liselotte in Hannover war, da rannte sie am liebsten mit den Hoffräulein in einem Irrgarten herum; in Heidelberg zogen sie die Berge an, »alle berge dort herumb bin ich alle geklettert«, und voll Bedauern setzt sie hinzu: »ausser dem Königstuhl, da bin ich nie auff gewesen«. Möglichst viel herumzujagen als rechte »dolle hummel«, als »rauschenplattenknecht«, das war ihr ein Hauptgenuss. Auch das Tanzen, das in jenen Zeiten mehr als heutzutage eine gesunde körperliche Übung war, liebte sie ausserordentlich. Eins ist zu verwundern, dass Karl Ludwig, der doch so sehr viel Wert auf die Ausbildung des Körpers legte, nicht haben wollte, dass seine Tochter auf die Jagd geht oder reiten lernt[1], wo doch die Instruktion auch von Ausflügen »à cheval« spricht; allem Anscheine nach rührt das von einem Übersehen des Kurfürsten her.

Welches war nun der Erfolg dieser Erziehungsweise, bei der sie auch selbst mitwirkte, indem sie den aufkommenden Modethorheiten nicht folgte[2], und nicht zum mindesten auch die gute Luft in Heidelberg und auf dem Schloss, die sie nicht genug zu rühmen weiss? Als sie ein kleines Kind war, da war sie so feist, »dass man sie wie ein spanferkel braten sollte«, wie ein Pathe meinte. Dann will sie dank der derben Kost gelernt haben, einen ganzen Tag zu stehen ohne zu ermüden. Von Krankheiten ernsterer Art wissen wir aus ihrer Jugendzeit nichts; eine Zeit lang litt sie leicht an Erkältung, aber daran soll die Feuchtigkeit ihres Zimmers und der schlechte Ofen schuld gewesen sein. Bei Kleinigkeiten wandte man Hausmittelchen an[3], zu denen der Kurfürst mehr Zutrauen hatte als zu den Ärzten und ihren Medizinen; namentlich die eine Hofmeisterin, v. Uffeln, scheint besonders reiche Erfahrungen und Geschick darin gehabt zu haben. Kurz, wir können wohl sagen, dass ihr von Natur aus kräftiger Körper durch die zweckentsprechende Ernährung, durch die viele Bewegung und durch Nichtüberanstrengung mit geistigen Arbeiten den Anforderungen ihres Lebens, Mutter zu werden, gewachsen werden musste und es auch wirklich war.

Damit waren aber die Aufgaben der Hofmeisterin noch lange nicht erschöpft; vor allem handelte es sich auch darum, die Prinzessin an standesgemässes Auftreten und an die gute Sitte zu gewöhnen. Die Anordnungen des Vaters sind gerade im Punkt »Anstandslehre« ganz besonders ausführlich und beweisen, welchen Wert er hierauf selbst legte. Zunächst hatte sie oder eines der Hoffräulein stets um die Person der Prinzessin zu sein. Abgesehen von den Verwandten durfte diese ohne Erlaubnis der Hofmeisterin niemand in ihren Gemächern ausser während der festgesetzten Besuchszeit empfangen, mit niemand sich unterhalten ohne Aufsicht, keine Briefe schreiben oder empfangen, ohne sie der Hofmeisterin zu zeigen. Dann hatte diese zu verhindern, dass Hofklatsch oder schlechte Bücher einen Einfluss auf ihren Zögling ausübten, diesen vielmehr »en toutes les vertues morales« zu unterrichten.

Bei dieser strengen Aufsicht sollte man meinen, Liselotte hätte in Sitte und Anstand ein wahres Muster werden müssen — aber wie steht es damit? Ihre persön-

---

[1] »Ich weiss woll, dass J. G. unszer her Vatter S. nie hatt leyden wollen, dass man jagen solle und reitten, dass hab ich auch erst hir gelernt« (Menzel, p. 35).

[2] »dass sich ein jeder kleyden möge, wie es ihm am bequemsten undt gemächlichsten ist.«

[3] »wie ich 13 jahr alt war, ging ein wurm von mir einer heydelbergischen ellen lang, und man gab mir keine medicin, man gab mir nur morgendts nüchtern ein stück Knoblauch auff schwartzbrodt zerriben, undt nachdem ichs gessen, machte man mich eine gutte stundt drauff spatzieren.« Bodemann, E.-S. I, 197. — S. auch Menzel, p. 384, 425.

liche Sittenreinheit steht ausser Zweifel; den Anforderungen der Etiquette scheint sie genügt zu haben, soweit es sich um offizielles Auftreten handelte; rühmte doch ihre Tante, die Herzogin Sophie, das natürliche Repräsentationstalent der Nichte schon, als diese noch ein kleines Mädchen war[1]. Allerdings die Umgangsformen des Pariser Hofes hatte sie sich nicht in der Heimat zu eigen machen können, und lernte es auch nicht mehr: Franckreich hat mich nicht polirt, bin zu spätt neinkommen . Nun ist aber auch ihre Ausdrucksweise, wie sie sich uns in den Briefen darbietet, oft so derb, und dann hat sie an Anekdoten, die unserem Geschmack oft genug zuwider sind, eine ersichtliche Freude! Woher der Widerspruch zwischen der in der Instruktion verlangten strengsten Absonderung nach aussen und dem Ergebnis? Zunächst ist das festzustellen, dass eben die Beaufsichtigung doch nicht so vollständig war, wie man auf Grund der Instruktion erwarten sollte. Wie hätte sie sich denn sonst Spässe leisten können, die selbst einem Gassenjungen hätten Ehre machen können[2]. Sie selbst giebt die Erklärung: »ich war in meiner Kindheit ein wenig muthwillig«, und meint, man hätte sie kürzer halten sollen, so wie es eine ihrer Hofmeisterinnen, Frau von Harling, wenigstens gethan hat; denn »von natur seindt alle kinder zum bossen geneigt«. Man liess ihr also doch mehr Freiheit, als der Vater gewünscht hatte; so machte es ihr ein grosses Vergnügen, so oft sie in Schwetzingen war, mit den Bauersleuten aus der Gegend zu plaudern, Handwerkern bei ihrer Arbeit zuzuschauen, mit Kindern aus der Stadt zu spielen. Mag auf diese Weise schon der eine oder der andere kräftige Ausdruck ihr bekannt geworden sein; der wahre Grund für die uns auffallende Thatsache ist der, dass z. T. die Hofmeisterinnen selbst sich in einer unser Anstandsgefühl verletzenden Weise ausdrückten[3], und dass Vater und Tante selbst es nicht anders machten — andere Zeiten, andere Sitten! und manches, was uns auffällt, war an einem deutschen Hofe des XVII. Jahrhunderts nichts Ungewöhnliches, und erst recht nicht an dem zu Heidelberg, der von der Naturwüchsigkeit und Derbheit der Pfälzer nicht unberührt bleiben konnte.

Im einzelnen wissen wir natürlich nicht, was für eine Prinzessin als unanständig betrachtet wurde; jedenfalls galt es schon damals als ganz ungehörig, dass Kinder bei Tisch singen, mit dem Stuhle schaukeln, das Geflügel mit den Fingern zerreissen, mit den Fingern in die Sauce tauchen etc. Liselotte selbst soll von ihrer Mutter die Angewohnenheit des Grimassenschneidens angenommen haben, und es hat einige Mühe gekostet, ihr sie wieder abzugewöhnen.

Des weiteren gehörte es zum guten Tone, dass man die Kunst des Tanzens beherrschte — und das war sicher bei Liselotte der Fall, da sie in der Jugend das Tanzen so sehr liebte —, dass man irgend ein Instrument spielte, wie sie z. B. die Guitarre, und dass man lernte »de faire des petits ouvrages de fille«; ob Liselotte auch richtigen Singunterricht erhielt, wie geplant war, ist nicht mehr festzustellen.

Hofmeister sein ist wohl in allen Fällen keine leichte Aufgabe gewesen; in einigen Fällen mag die Autorität besonders gut zu dem Amte geeigneter Männer oder Frauen — viele mochte es damals nicht gegeben haben, da Karl Ludwig zu sagen pflegte, dass das geschlegt von den gutten hoffmeistern verloschen seye« — und die durch sie errungene Liebe des Zöglings zum Erzieher zur Erreichung des Erziehungszieles

[1] Bodemann, S.-L. 20.

[2] S. z. B. Bodemann, E.-H. 90; 93; u. a.; siehe auch Menzel, p. 512.

[3] Mme. de Trelon, von Liselotte wegen Auslegung von Träumen befragt, pflegte dann zu antworten: Songes sont mensonges, mais chiez dans votre lit et vous le trouverez sans faute!«

genügt haben. Bei einem solchen Temperament aber, wie es Liselotte hatte, einem Gemisch von Übermut und kindlichem Mutwillen, da reichten jene Mittel nicht aus, da musste auch gestraft werden. Es findet sich zwar nicht in den Instruktionen, aber thatsächlich stand den Hofmeisterinnen mit der patria potestas auch das Recht der körperlichen Züchtigung zu. Dass Liselotte sie verdiente, das beweisen die zahlreichen Streiche ihrer Jugend, und dass sie auch Schläge erhielt, erwähnt sie selbst nicht gar selten in ihren Briefen, ohne irgendwie noch nachträglich entrüstet zu sein, »ich wurde braff offt gefiltzt, dass ich nicht lassen konnte, mit den fingerhutsblumen in wehrender predigt zu klacken«. Gar zu häufig mag das allerdings nicht vorgekommen sein; denn wohl in Anlehnung an ihre eigene Erziehung verfolgte sie ihren Kindern gegenüber den Grundsatz, möglichst selten zu schlagen, »aber wenn es sein muss, dann geb ichs dicht, das macht desto mehr impression«, und nie Ohrfeigen zu geben, wie sie auch selbst die körperliche Züchtigung stets mit der Ruthe erhalten hatte. Nicht immer erhielt sie die wohlverdienten Schläge; manchmal begnügte man sich damit, ihr solche im Wiederholungsfalle in Aussicht zu stellen, nicht selten bettelte sie sie ab: »O mein lieb jungfer Uffel, ich wils mein leben lang, mein leben lang nicht mehr thun, will mich gar woll in acht nehmen!« So bat die Kleine wohl mit Thränen in den hellen grossen Kinderaugen (vgl. Bildnis), — und sicher in den meisten Fällen mit Erfolg. Im übrigen hatte es gerade diese Hofmeisterin verstanden, das Herz der kleinen Prinzessin zu gewinnen und diese richtig zu behandeln; sie paarte Milde mit Strenge, sie zeigte die grösste Sorgfalt um ihr geistiges und körperliches Wohl und vermied allzugrosse Ängstlichkeit und Zimperlichkeit. Mit unbegrenzter Dankbarkeit gedachte sie zeit ihres Lebens gerade dieser Hofmeisterin; »ich habe sie lieb undt bin sie verobligiert vor alle sorgen undt mühe, so die gutte fraw in meiner kindtheit vor mir gehabt hatt«. Neben diesem Fräulein von Uffeln (Frau von Harling) will sie noch von einem alten pfälzischen Obersten, von Weibenheim, viel Unterweisung empfangen haben, natürlich nur im täglichen Verkehr, ohne eigentlichen Unterricht. Auch des französischen Hofmeisters oder Stallmeisters de Polier gedachte sie gern als eines Mannes, der sein Amt recht und getreu ausgefüllt habe. Von ihren übrigen Erzieherinnen weiss sie im allgemeinen nicht viel gutes zu erzählen: da war die eine zu alt und zu schwach, um mit dem Wildfang fertig zu werden, die andere, Mm. de Trelon, zu pedantisch und so einfältig, dass sie nicht merkte, wie sie fortgesetzt von der Prinzessin zum Narren gehalten wurde; die dritte, die »jungfer Kolb«, gab sich zwar alle erdenkliche Mühe, verfolgte aber dabei eine ganz falsche Methode, durch die sie sich der Kleinen nur verhasst machte: »elle fait des remonstrances depuis le matin jusqu'au soir, où un mot »spoken in season« serait plus convenable, car LL [Liselotte] est de bon naturel«; sie verkannte die Wahrheit des Sprichwortes »mar de jounge leude willen spöllen«[1] und beschränkte sie im Spiel. Dazu kam, dass sie Liselotte fortgesetzt bemutterte, ohne ihr geistig gewachsen gewesen zu sein: bei Empfängen führte sie immer das Wort und soll dann oft solchen Unsinn behauptet haben, dass sich die Besucher trotz aller Mühe das Lachen nicht verkneifen konnten. So ist es denn kein Wunder, dass die Prinzessin fortgesetzt im Kampf mit ihrer Hofmeisterin lag, sie zu hintergehen suchte und stets ihr widersprach; nur einen Ausspruch — die Jungfer liebte stehende, oft recht anfechtbare Redensarten — will Liselotte unbestritten gelassen haben, und der lautete: »Kinder, es geht nirgendts wunderlicher zu alsz in der welt« (!). So konnte natürlich die Erziehungsthätigkeit dieser

[1] Bodemann, S.-L. 146.

Hofmeisterin bei unserer Liselotte von keinem Erfolg begleitet gewesen sein; bei Frau von Harling wäre sie besser erzogen worden, ist ihre eigene Überzeugung.

Jedenfalls handelte die Hofmeisterin von Kolb durchaus nicht im Sinne des Kurfürsten, wenn sie der Pfalzgräfin, wo es nur immer ging, das Spielen zu erschweren suchte. Er selbst erkannte offenbar den hohen pädagogischen Wert der Kinderspiele, ordnete sie ausdrücklich an, so z. B. das Drachensteigenlassen oder das Billardspiel, wobei er die Hofmeisterin besonders ermahnte darauf zu achten, dass seine Tochter bei allen Spielen bald die rechte, bald die linke Hand gebrauche; jede Einseitigkeit war ihm zuwider. Als Spielgenossinnen durften die Töchter besserer Familien, besonders die von Professoren der Universität aufs Schloss kommen; sehr häufig erwähnt Liselotte so die kleine Spina. Trotzdem dass die eine Hofmeisterin ihr das Spielen und Tollen missgönnte, kam sie allem Anscheine nach doch nicht zu kurz: »da wir jung waren, dachten wir ahn nichts alsz lachen, dantzen undt springen«. In Hannover machte es ihr das grösste Vergnügen, mit Freundinnen im »Irrgarten« herumzujagen oder bei schlechtem Wetter sich an der »schubtaffel«, einer Art Billard, zu üben, obschon sie nur mit Hülfe eines Stühlchens heraufreichen konnte. Namentlich in Heidelberg wurde viel gespielt, und sie erinnerte sich eines Spiels noch ganz genau: »wie wir alsz in meiner jugendt gespilt undt gesungen haben in dem spilgen, so ahnfengt: »da kommen wir gecken undt nonen her, herr domine, herr domine« undt endet: »undt wass nicht ist, kann werden wahr, cede, cede sancte. Quid nostre domine«. »Versteckels«, »Blindekuh« und »wie gefelt dir die gesellschaft« waren damals auch schon bekannt und beliebt, da man dabei »frey schwetzen undt lachen darff«. Sehr oft spielte man auch das »Sprichwörterspiel«, dem Liselotte nicht zum wenigsten ihre so ausgiebige Kenntnis der Sprichwörter zu verdanken angiebt. Von Kartenspielen will sie in Mannheim des öfteren das »Landsknechtkartenspiel« gespielt haben — sie führte es später in Paris ein, wo es sich bald grösster Beliebtheit erfreute und dauernd sich einbürgerte; auch das »Pochspiel« kannte sie in ihrer Jugend; besonderes Vergnügen hat sie anscheinend nie am Kartenspiel gehabt; stille sitzen und nicht plaudern dürfen war ihre Sache nicht. Am liebsten trieb sie sich mit Altersgenossinnen, wie schon erwähnt, in den Bergen herum, besonders zur Zeit der Reife der Heidelbeeren; Schwetzingen liebte sie wegen der Erdbeeren im nahen Ketscher Wald und wegen des Fischreichtums der Gräben, die ihr so guten Fang boten.

Den nachhaltigsten Eindruck unter allen Vergnügungen machte ihr das Weihnachtsfest, so wie es in Hannover gefeiert wurde: da waren lange gedeckte Tafeln mit Buchsbaum, Wachslichtern und buntfarbigen Zuckersachen; Schüler aus der Stadt kamen mit dem Stern zum Christkindlein, trugen Lieder vor und führten dann das Kind zur Bescherung. Da unterblieb dies sehr richtig, »denn alsz mir St. Petrus, so mich führen sollte, wo das christkindgen beschert, mir die hand bot ohne hentschue undt war grindig, [undt] konnte ich mich woll nicht einbilden, dass man im paradeis grindig ist; ich konnte nicht lassen darüber zu lachen«. Nachher ist man in Hannover überhaupt von der Sitte abgekommen, sehr zum Leidwesen Liselottens, »denn das war doch all artig«, und auch ihr Versuch, diese Sitte in ihrem eigenen Haushalt zu Paris einzuführen, scheiterte an der Knauserigkeit ihres Gatten, der die Kosten einer solchen Feier scheute, aber für Maitressen und Spiel Millionen ausgab. — Gern war sie auch dabei, wenn der Kurfürst sie mitnahm zur Mannheimer Kermes; so mitten in dem fröhlichen Getriebe der Pfälzer selbst das fröhlichste Pfälzerkind zu sein, das war ihre Freude. War man gezwungen, in den Zimmern zu bleiben, da vertrieb das Guitarrespiel die Zeit, oder man erzählte sich Märchen, für die sie noch im höchsten Alter eine

ausgesprochene Vorliebe hatte; das Märchen vom Däumling, vom Rübezahl, die Geschichten vom Eulenspiegel und noch woll ein dutzend andere blieben ihr im Gedächtnis. Viele mochte sie wohl aus Märchenbüchern, die sie auch noch in Frankreich gern in die Hand nahm, kennen gelernt haben, die meisten aber durch mündliche Überlieferung während der Plauderstunden, und namentlich die schon genannte kleine Spina soll so schön Märchen zu erzählen verstanden haben, dass selbst Karl Ludwig ihr gerne zuhörte. — Auch eine grosse Tierfreundin war sie; in ihrem Zimmer hielt sie sich eine Schildkröte; zu Hunden hatte sie eine zärtliche Zuneigung von Jugend auf bis ans Lebensende; stundenlang konnte sie von ihren Fenstern im Englischen Bau dem geschäftigen Treiben der Störche zuschauen — doch ist es besser, sich hierin zu beschränken, um eingehender von den künstlerischen Liebhabereien der Pfalzgräfin zu sprechen.

Als sie schon mehr erwachsen war, da fand sie besonderes Vergnügen an theatralischen Aufführungen, für die der sonst so sparsame Vater immer Geld übrig hatte. So oft sich Gelegenheit bot, liess er eine der wandernden Schauspielertruppen zu sich kommen. Da sah sie ein Volksspiel von Doktor Faust, eine Komödie von Wallenstein, den Peter Squenz von Andreas Gryphius u. a. Karl Ludwig selbst bevorzugte die englische Komödie (z. B. Shakespeares »Der Widerspenstigen Zähmung«); er liess manchmal die eine oder die andere übersetzen und von Heidelberger Studenten zur Aufführung bringen, bei der dann auch Kurprinz Karl mitwirken durfte. Natürlich folgte man auch der Geschmacksrichtung der Zeit, indem man auch das italienische Schäferspiel pflegte oder auf Fastnacht Ausstattungsstücke mythologischen Inhalts ins Werk setzte; so stellte einmal Liselotte die Göttin Aurora, die »rosenfingrige«, vor, sicherlich sehr täuschend, da sie von sich meint: »ich glaube nicht, dass röttere poten in der gantzen Welt können gefunden werden als die meine sein«.

So wie Liselotte von ihrem Vater die Vorliebe fürs Theater ererbte und sie behielt (»das ist der grösste spass, den ich zu Paris habe«), so war es auch mit anderen Liebhabereien. Ihr Vater hatte sich eine schöne Medaillensammlung angelegt — sie kam später nach dem Tode des Kurfürsten Karl nach Berlin als Ersatz für die Mühen der Testamentsvollstreckung —, und so setzte auch sie ihren Stolz darauf, eine möglichst reichhaltige Sammlung zu besitzen, und man konnte ihr keine grössere Freude bereiten, als wenn man ihr ein in ihrer Sammlung noch nicht vorhandenes Exemplar verschaffte. Dieses Interesse konnte sie sich nur dadurch erworben haben, dass sie sich oft in dem Sammlungsraume aufhalten, wohl auch dem Vater bei Ordnung der Stücke zur Hand gehen durfte. Die Sammlung selbst befand sich im Gläsernen Bau, in dem auch die Bildergallerie untergebracht war, deren einzelne Stücke ihr auch ganz genau bekannt waren. Für Architektur scheint sie kein Verständnis gehabt zu haben; mit keinem Worte rühmt sie in der benutzten Litteratur z. B. die prächtigen Renaissancebauten des Heidelberger Schlosses — waren das vielleicht damals nicht benutzte Räume, so dass sich an sie keine Erinnerungen anknüpften? Oder war an ihnen zuviel Kunst, wie Liselotte ja auch später den natürlichen Wald mit Wiesen und Bächen mehr liebte als alle Kunstgärten mit Wasserkünsten? In all diesen Dingen zeigt sie immer aufs neue, dass sie wie ein Naturkind empfand, ein Volkskind war, und noch mehr tritt das hervor, wenn man aus ihren Briefen die volkstümlichen Elemente hervorsucht, die sich nur dadurch erklären lassen, dass sie, ein Kind der Pfalz, in fortdauernder Berührung mit der Bevölkerung aufwuchs, die Pfalzer kennen und Land wie Leute lieben lernte.

Da doch im Sprichwort und im Volkslied die Volksseele zum reinsten Ausdruck kommt, so kennt jeder, der dies in sich aufgenommen hat, auch das Sinnen und Trachten des Volkes selbst; und so war es auch bei Liselotte, wie die unendlich vielen Sprichwörter etc. beweisen, die in ihren Briefen immer wiederkehren[1]. Ihre Kenntnis rührt wohl, wie schon oben gelegentlich erwähnt wurde, vom Sprichwörterspiel her, auch wohl davon, dass ihr Vater, wie ihre Tante, die Herzogin Sophie von Hannover, oder die eine oder die andere Hofmeisterin selbst Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten zu verwenden pflegten; zum grössten Teil entstammen die Sprichwörter unmittelbar dem Verkehr mit dem Volke, derb genug sind sie dafür wenigstens teilweise. Viele von ihnen sind noch heutzutage gang und gäbe, wie z. B.:

alles ist nicht golt, was glentzt,
alte lieb nicht rostet,
wie gewonnen, so zerronnen,
gedanken sind zollfrei,
der lausterer an der wandt, der hört seyn eygen schandt u. a.

Unter den anderen Sprichwörtern, die wohl weniger mehr gebräuchlich sind, wären etwa folgende hervorzuheben:

wo der teufel nicht hinkommen kann, da schickt er ein alt weib hin,
wider kommen macht, dass man scheyden nicht acht,
gleich und gleich gesellt sich gern, sprach der teuffel zum kohlenbrenner,
die liebe ist wie der thau, felt eben so leicht auff einen kuhfladen, alsz auff ein rosenblatt,
wenn das kind tot ist, so hat die gevatterschaft ein end,
wenns der geiss zu woll ist, so geht sie auffs eis und bricht ein bein,
versprechen ist fürstlich, halten bäurisch,
einem jeden sein weis gefelt und seinen dreck vor weyrauch helt u. s. w.

Von den stehenden volkstümlichen Redensarten ihres Vaters hielt auch sie diese für vollkommen richtig: Es kan nie woll in der welt hergehen, biss man die welt von 3 ungeziffern reiniget pfaffen, docter und advocaten. Einen ähnlichen Gedanken drückt das Volkslied aus:

Wenn soldaten sieden und braten,
und geistliche zu weltlichen sachen raten,
und die weiber führen das regiment,
das nimbt selten ein gutt end.

Auch Bauernregeln sind Liselotte wohl bekannt:

Truckener Mertz, nasser April und kühler May,
füllt keller und kasten, und macht viel heu.

Beim Flachsbrechen hörte sie gerne dem Gesang der Brechlerinnen zu; auch ihr Lied haftete im Gedächtnis, war es doch auch ihres Vaters liebste melodey:

So lasset das wasser der gensen drank sein,
jedermann, jedermann drinket gern wein,
undt sonderlich du undt ich.
Die bawern am Necker undt über den Rhein,
sie haben viel waszer undt drinken den wein.

[1] Vgl. Zusammenstellung bei Bodemann, E.-S. im Register unter Sprichworte.

Am alten grossen Fass zu Heidelberg, das, wie Liselotte bemerkt, nie mit Rheinwein, sondern stets mit Neckarwein gefüllt gewesen sein soll, will sie gelesen haben:

»Was thust du mich hir angaffen?
Hast du nicht gesehen den alten affen
zu Heydelberg? Sieh hin und her,
so findstu woll meinesgleichen mer.«[1]

Auch das noch jetzt alljährlich am Sonntag Laetare in Heidelberg gefeierte Sommertagsfest machte ihr die gleiche Freude, wie noch heutzutage der Pfälzer Jugend. Wenn es draussen in der Fremde zu grünen und blühen anfing, da möchte sie singen »wie die buben auff dem berg zu Heydelberg frü, wenn sie den summer undt winter herumbführten«:

»Struh, struh, stroh,
der sommer der ist do,
wir sind nun in den fasten,
da leren die bawern die kasten.
Wann die bawern die kasten leren,
woll unsz gott ein gutt jahr bescheren.
Struh, struh, stroh,
der sommer der ist do.«

Manche Volkslieder lernte Liselotte von ihrer Umgebung, nicht nur von der Gasse. Nicht alle gefielen ihr so, wie das wehmütige Abschiedslied:

»Ach scheiden, bitters scheiden, wer hat dich erdacht?«

oder wie das:

»Wexeln ist in allen sachen,
trauern folgt auff frölligkeit,
schlaffen auff ein langes wachen,
auff die liebe hass und leidt.
Liebe du in deinem sinn —
ich lieb ein andre schäfferin.«

Ein richtiger Gassenhauer war offenbar das Liedchen:

»Wiltu mit nach Rompelskirchen, wiltu mit, so komm.«

Wie gesagt, nicht alle Volkslieder fanden ihren Beifall, und wenn sie das Lied:

»Ich und mein Cathreingen, wir gingen zu dem bier,
Ich und mein Cathreingen, wir trunken ein mass oder vier,
Ich und mein Cathreingen, wir gingen zu dem wein,
Ich und mein Cathreingen, wir trunken ein mass oder neun«.

also »ein albern liedt« nannte, so wird sie allgemeine Zustimmung finden.

So wie des Volkes Sprache, die Volksweisheit, die Volksbräuche, so liebte sie auch von ganzem Herzen ihr Stammschloss, Heidelberg, Mannheim, Schwetzingen u. s. w., kurz die ganze Pfalz, »das gelobte Land«, und vor allen Dingen auch »die gutte ehr-

---

[1] Hier eine Anspielung auf das Affenbild, das sich einst auf der alten Brücke befand, jetzt in einer Gartenmauer der Ziegelhauser Landstrasse eingemauert ist.

liche Pfälzer. Wie so meist beruhte diese Liebe auf Gegenseitigkeit; selbst in den Zeiten höchsten Elends vergassen die Pfälzer ihre Liselotte nicht, die so oft den Armen und Unglücklichen der rettende Engel gewesen war; kannte sie doch keine grössere Freude, als arme leutt aus noth retten. So kann man sich leicht vorstellen, mit welchen Gefühlen die Pfälzer ihre Prinzessin in die Fremde ziehen liessen! — Aber noch grösser war der Schmerz dieser selbst, als sie dem Elternhaus, der Heimat, Deutschland den Rücken kehrte, um für immer von allem, was ihr wert und teuer war, zu scheiden. Wie schon zu Anfang betont wurde, ahnte sie drohendes Unheil, und doch ging sie auf die Wünsche des Vaters als gehorsames Kind ein, und aus Liebe zur Heimat, der der Vater durch Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Orléans Sicherheit zu schaffen glaubte, gab sie ihr eigenes Lebensglück hin! Und welche Ironie des Schicksals! — ihr Opfer sollte gerade das Vaterland ins Verderben stürzen: es war umsonst gebracht! Aber mannhaft wie ein Held ertrug Liselotte ihr Los in der Fremde, und was sie im Unglück aufrecht erhielt, war ihre kerngesunde deutsche Natur, ihr Gottvertrauen, eine unerschütterliche Liebe zu ihren Angehörigen und die Erinnerung an die fröhliche Jugendzeit, an ihre Heimat, die schöne Pfalz!

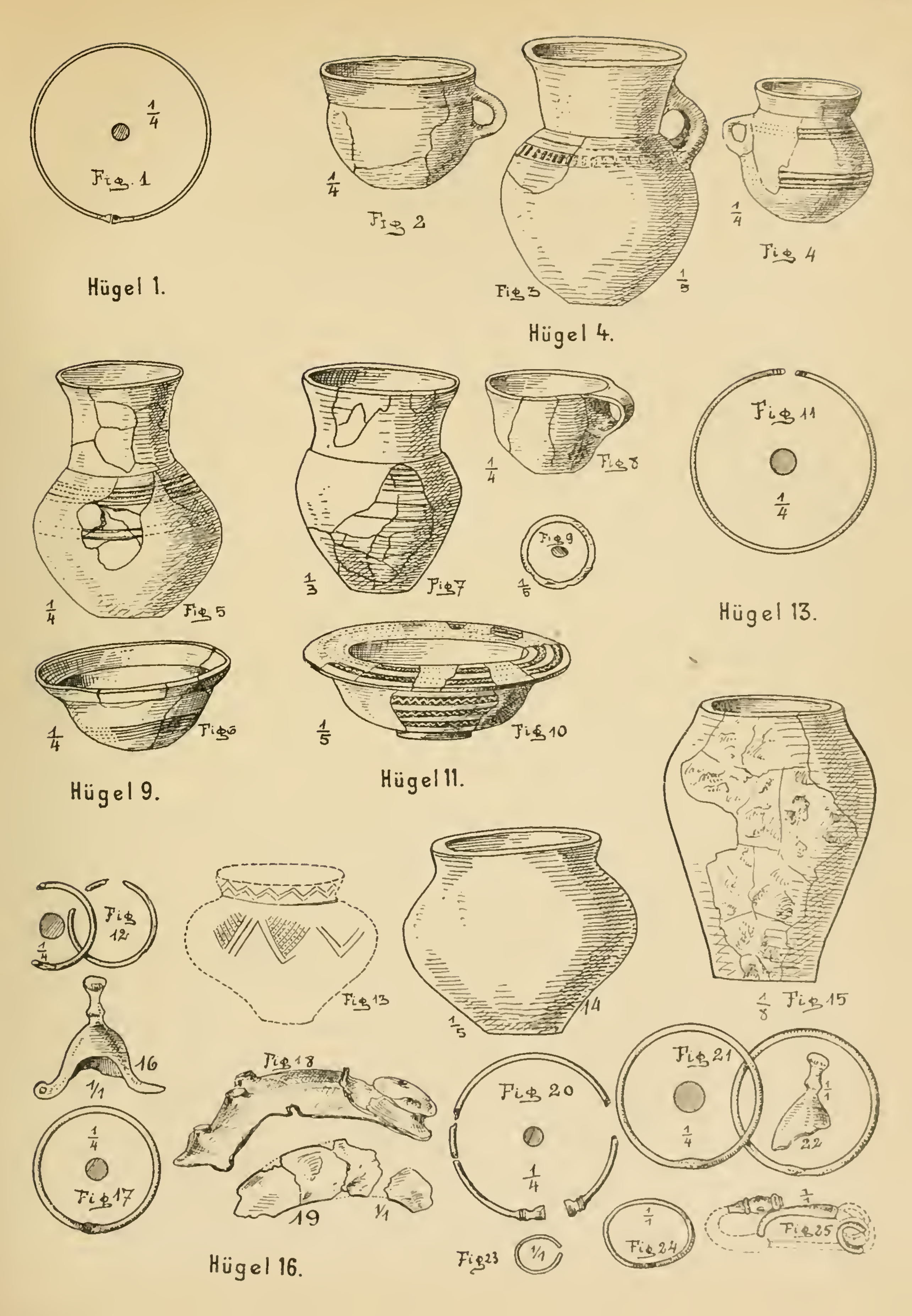
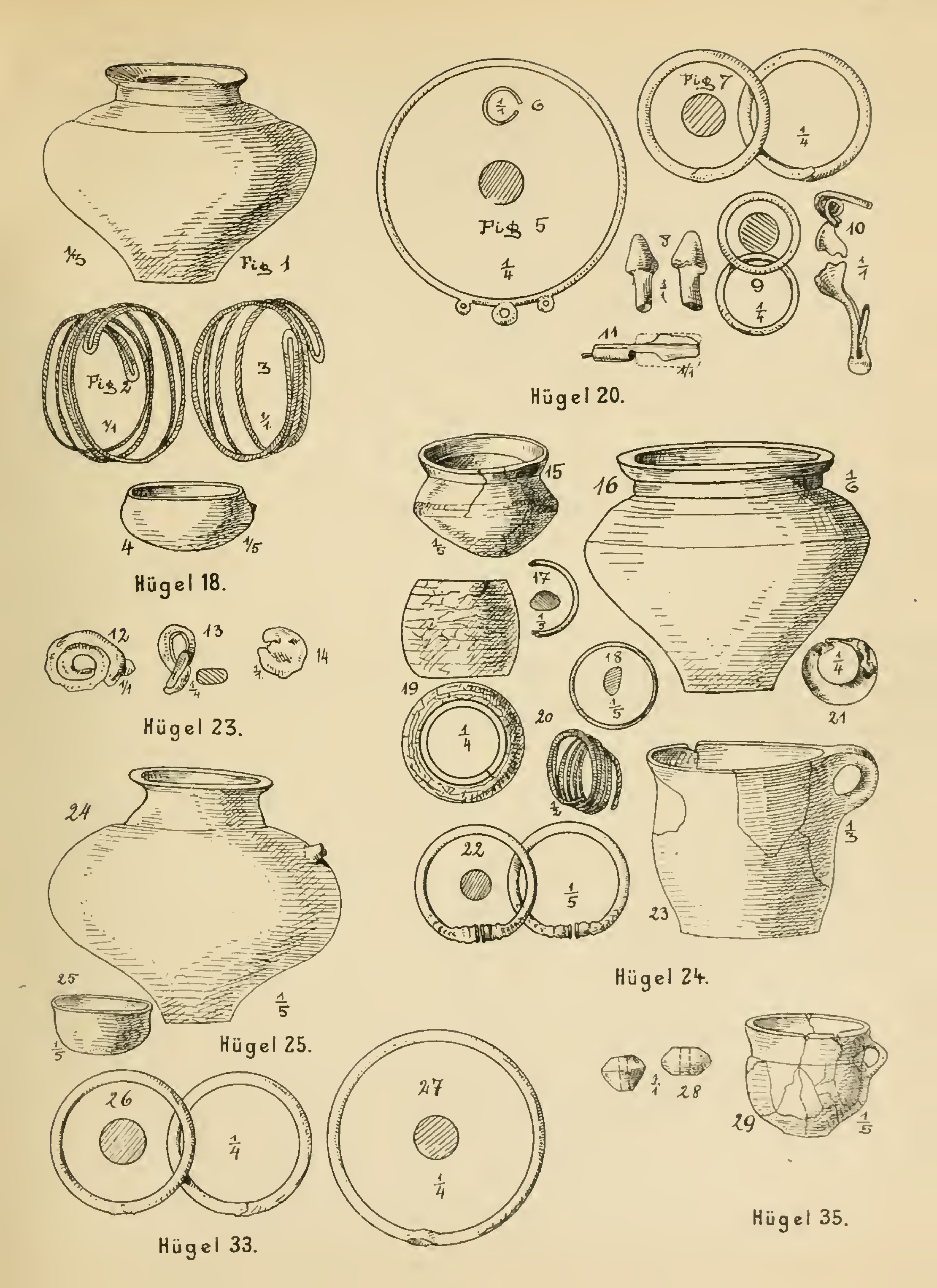
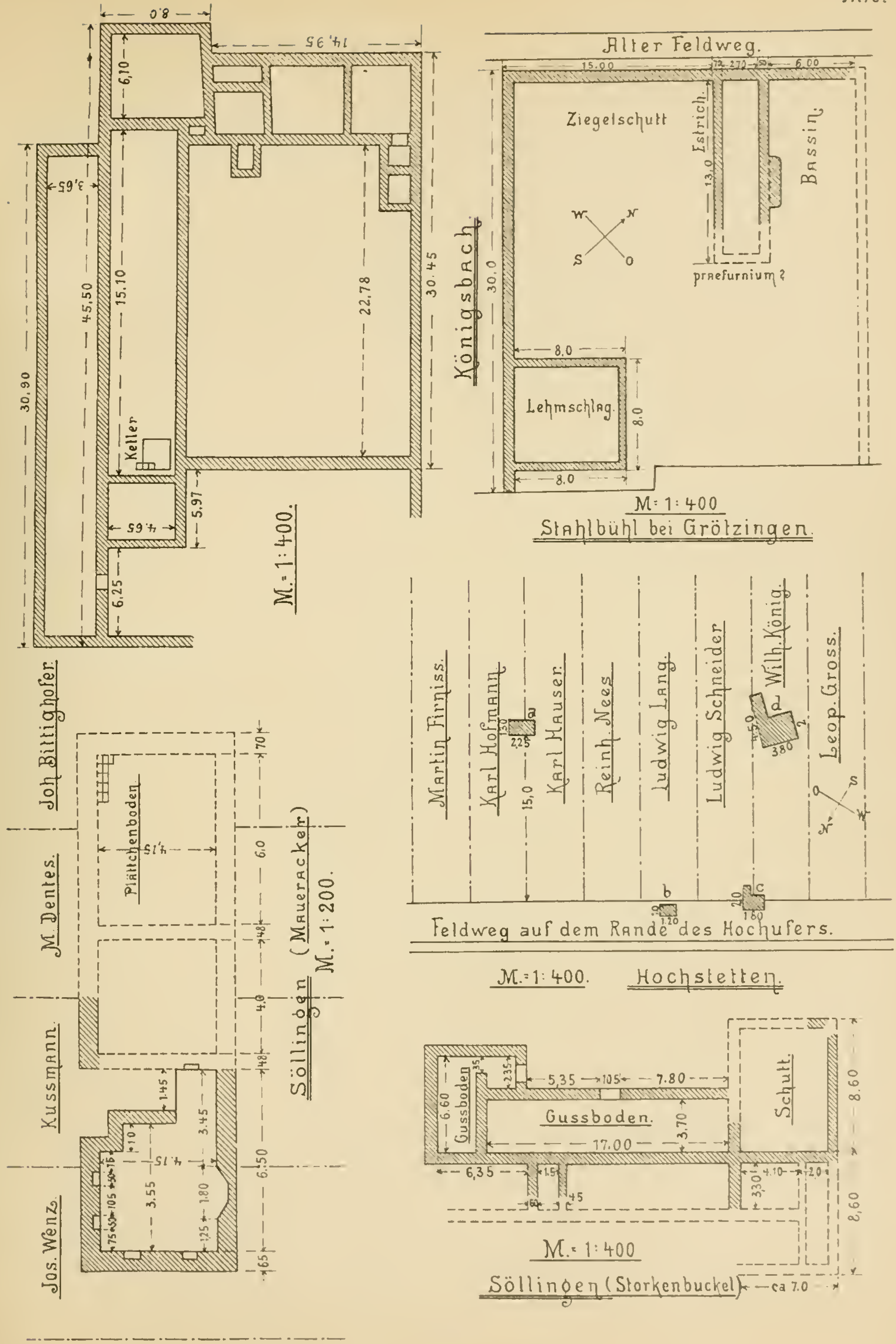


Fig. 1
1/4
Hügel 1.
Fig 2
1/4
Fig 3
1/5
Fig 4
1/4
Hügel 4.
Fig 5
1/4
Fig 7
1/3
Fig 8
1/4
Fig 9
1/5
Fig 11
1/4
Hügel 13.
Fig 6
1/4
Hügel 9.
Fig 10
1/5
Hügel 11.
Fig 12
1/4
Fig 13
14
1/5
Fig 15
1/8
16
1/1
Fig 17
1/4
Fig 18
19
1/1
Fig 20
1/4
Fig 21
1/4
22
1/1
Fig 23
1/1
Fig 24
1/1
Fig 25
1/1
Hügel 16.


Fig 1
1/5
Fig 2
1/1
3
1/1
4
1/5
Hügel 18.
6
1/1
Fig 5
1/4
Fig 7
1/4
8
1/1
9
1/4
10
1/1
11
1/1
Hügel 20.
12
1/1
13
1/4
14
1/1
Hügel 23.
15
1/5
16
1/6
17
1/3
18
1/5
19
1/4
20
1/2
21
1/4
22
1/5
23
1/3
Hügel 24.
24
1/5
25
1/5
Hügel 25.
26
1/4
27
1/4
Hügel 33.
28
1/1
29
1/5
Hügel 35.


M.: 1: 400.
Keller
Alter Feldweg.
Ziegelschutt
Estrich
Bassin
praefurnium ?
Königsbach.
Lehmschlag.
M.: 1: 400
Stahlbühl bei Grötzingen.
Martin Firniss.
Karl Hofmann.
Karl Hauser.
Reinh. Nees
Ludwig Lang.
Ludwig Schneider
Wilh. König.
Leop. Gross.
Feldweg auf dem Rande des Hochufers.
M.: 1: 400.
Hochstetten.
Joh. Bittighofer.
M. Dentes.
Kussmann.
Jos. Wenz.
Plättchenboden
Söllingen (Maueracker)
M.: 1: 200.
Gussboden
Gussboden.
Schutt.
M.: 1: 400
Söllingen (Storkenbuckel)





Veröffentlichungen des Karlsruher Altertumsvereins

Viertes Heft 1910

Römische Gefäße

aus Terra Sigillata

von Riegel am Kaiserstuhl

Mit Unterstützung

der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlichen Archäologischen Instituts

bearbeitet von

Professor O. FRITSCH



Karlsruhe 1910

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag

Veröffentlichungen des Karlsruher Altertumsvereins
Viertes Heft 1910

Römische Gefäße
aus Terra Sigillata
von Riegel am Kaiserstuhl

Mit Unterstützung
der Römisch-Germanischen Kommission des Kaiserlichen Archäologischen Instituts

bearbeitet von

Professor O. Fritsch



Karlsruhe 1910
G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag

Literatur.

(Außer den in der Einleitung genannten Werken.)

K. Schumacher, Zur römischen Keramik und Geschichte Südwestdeutschlands (N. Heidelberger J. B. 1898).

E. Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer (Neujahrsblätter der Bad. Histor. Kommission. 1905).

Corpus inscriptionum Latinarum 13, 1901—06.

O. Fritsch, Die Terra-Sigillata-Funde der Städt. Histor. Sammlungen zu Baden-Baden (1910. Baden; Kölblin).

E. Wagner, Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden. 1. Bd. Tübingen 1908.

H. Schreiber, Über die neuentdeckte römische Niederlassung zu Riegel im Breisgau. Programm des Gymnasiums zu Freiburg 1825.

H. Schreiber, Die römische Töpferei zu Riegel im Breisgau. Freiburg 1867.

G. Schaffner, Beiträge zur Geschichte des Marktfleckens Riegel. Freiburg 1843.

K. Schumacher, Neues vom alten Riegel; in: Schauinsland 1901.

H. Maurer, Prähistorisches aus Riegel; in: Schauinsland 1897.

Fr. X. Kraus in den »Kunstdenkmälern des Großherzogtums Baden«. 6. 1904, S. 206 ff.

Bissinger, Funde römischer Münzen im Großherzogtum Baden. Karlsruhe, 1. 1889, 2. 1906.

Ad. Knop, Der Kaiserstuhl im Breisgau. Leipzig 1892.

Abkürzungen.

Br. = Bruchstück.

Déch. = Déchelette.

* = Profilzeichnung.

° = Abbildung.

CIL = Corpus inscriptionum Latinarum.

ORL = Obergermanisch-Römischer Limes.

Wo ohne Angabe: In der Städtischen Sammlung zu Freiburg.

Gekürzt Riegel: Im Rathaus zu Riegel.

Gekürzt Karlsruhe: Vereinigte Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde zu Karlsruhe

---

Sämtliche Zeichnungen sind auf die Hälfte der natürlichen Größe reduziert.

Einleitung.

Die vorliegende Arbeit bildet ein Gegenstück zu meiner Schrift: Die Terra-Sigillata-Funde der Städtischen historischen Sammlungen zu Baden-Baden, in der ich die bis jetzt noch nicht genauer bekannten feineren römischen Tongefäße der ehrwürdigen Aquae dargestellt habe. Die Ergebnisse dieser Badener Studien haben dann Herrn Professor Dr. H. Dragendorff, den Direktor des Kaiserl. Archäologischen Instituts zu Frankfurt a. M., veranlaßt, mir die Untersuchung und Bearbeitung der ebenfalls noch wenig gewürdigten Sigillaten von Riegel am Kaiserstuhl zu übertragen. Meine Schrift möge dazu beitragen, die Kenntnis der römischen Provinzialkunst sowie der römischen Siedelung auf deutschem Boden und damit unserer frühen Heimatsgeschichte zu fördern.

Mit Dank erwähne ich die freundliche Unterstützung durch Herrn Professor Dr. Dragendorff, durch Herrn Dr. Schumacher, Direktor des Römisch-germanischen Zentralmuseums zu Mainz; Dank verdienen auch die Herren Bürgermeister Zimmerer und Ratschreiber Wagner, sowie Gebrüder Meyer in Riegel, deren sorgsame und für diese Forschungen verständnisvolle Beihilfe schon seit längerer Zeit mit Anerkennung zu nennen ist. Die photographischen Abbildungen sind von dem Präparator der Städtischen Sammlungen zu Freiburg, Herrn Beurer, hergestellt.



Der Marktflecken Riegel, Amt Emmendingen, von der Kreishauptstadt Freiburg i. B. vier Stunden entfernt, liegt am Abhang des vulkanischen Kaiserstuhlgebirges. Der Ort mit seinen mittelalterlich unregelmäßigen Straßen und Gassen und mehreren interessanten Kirchen dehnt sich an der Nordseite des von einer Kapelle gekrönten Michaelsberges völlig in der Ebene aus, während die umfangreichen, dem vom Bahnhof her kommenden Besucher zunächst auffallenden Gebäude der Brauerei Gebrüder Meyer sich dicht an den steilen Ostabfall des Berges anschmiegen.

Den besten Überblick über die Umgegend gewährt die leicht erreichbare Akropolis von Riegel, der eben genannte Michaelsberg. Von der sich 60 Meter über dem Ort erhebenden Anhöhe aus richtet sich der Blick wohl zunächst zu den prächtigen Bergen des nahen Schwarzwaldes, in dessen Inneres das benachbarte Elztal und das an Naturschönheiten so reiche Dreisamtal hineinführen. Mit Wohlgefallen schweift das Auge über die reich bewässerte und trefflich angebaute, von üppigen Wiesen bedeckte Rheinebene, in der aber doch wieder ausgedehnte Waldungen sich erstrecken, bis weit nach Norden zu dem in duftiger Ferne aufragenden Münsterturm zu Straßburg. Jenseits des Rheines, dessen breites Silberband die Ebene teilt, wird im Westen der Rundblick

durch die mit unserm Schwarzwald so vielfach verwandten Vogesen abgeschlossen. Nach Südwesten und Süden breiten sich die rebenreichen Gehänge und fruchtbaren Fluren des Kaiserstuhlgebirges aus.

Von dem Massiv dieses Gebirges ist der Michaelsberg durch eine tiefe Schlucht getrennt, so daß er wie ein Kap in die Ebene vorspringt.

Ganz besonders auffallend ist für den Beobachter die reiche Fülle von Wasserläufen. Dicht bei Riegel vereinigen nämlich die Dreisam, die aus dem ganzen Hinterland Freiburgs die Niederschläge sammelt, und die Glotter, etwas weiter unterhalb die Elz ihre Fluten miteinander, so daß also hier bei Riegel die Gewässer aus einem großen Teil des nördlichen Schwarzwaldes zusammen dem Rheinstrom zugeführt werden.

So trafen alle Bedingungen ein, die eine Besiedelung hervorrufen: fischreiche Flüsse, zum Ackerbau geeignetes Land, der Viehzucht dienende Wiesen. Die bisherigen Lokalforschungen haben denn auch ergeben, daß seit den ältesten Zeiten hier Menschen gewohnt haben und zwar, wie K. Schumacher durch seine verdienstlichen Grabungen 1900 nachgewiesen hat, in ununterbrochener Kontinuität, so daß wir, wenn es erlaubt ist Kleines mit Großem zu vergleichen, wie bei dem von Schliemann und Dörpfeld ausgegrabenen Troja die verschiedenen Siedelungen Schicht auf Schicht verfolgen können.

Der jüngeren Steinzeit gehören die schon früher gemachten, jetzt im Rathaus zu Riegel aufbewahrten Funde an: Feuersteinmesser, Pfeilspitzen, Schaber, auch ein seltsam geformtes Steinbeil (vgl. die Abbildungen bei Maurer a. a. O. S. 6, 7; E. Wagner a. a. O. S. 205).

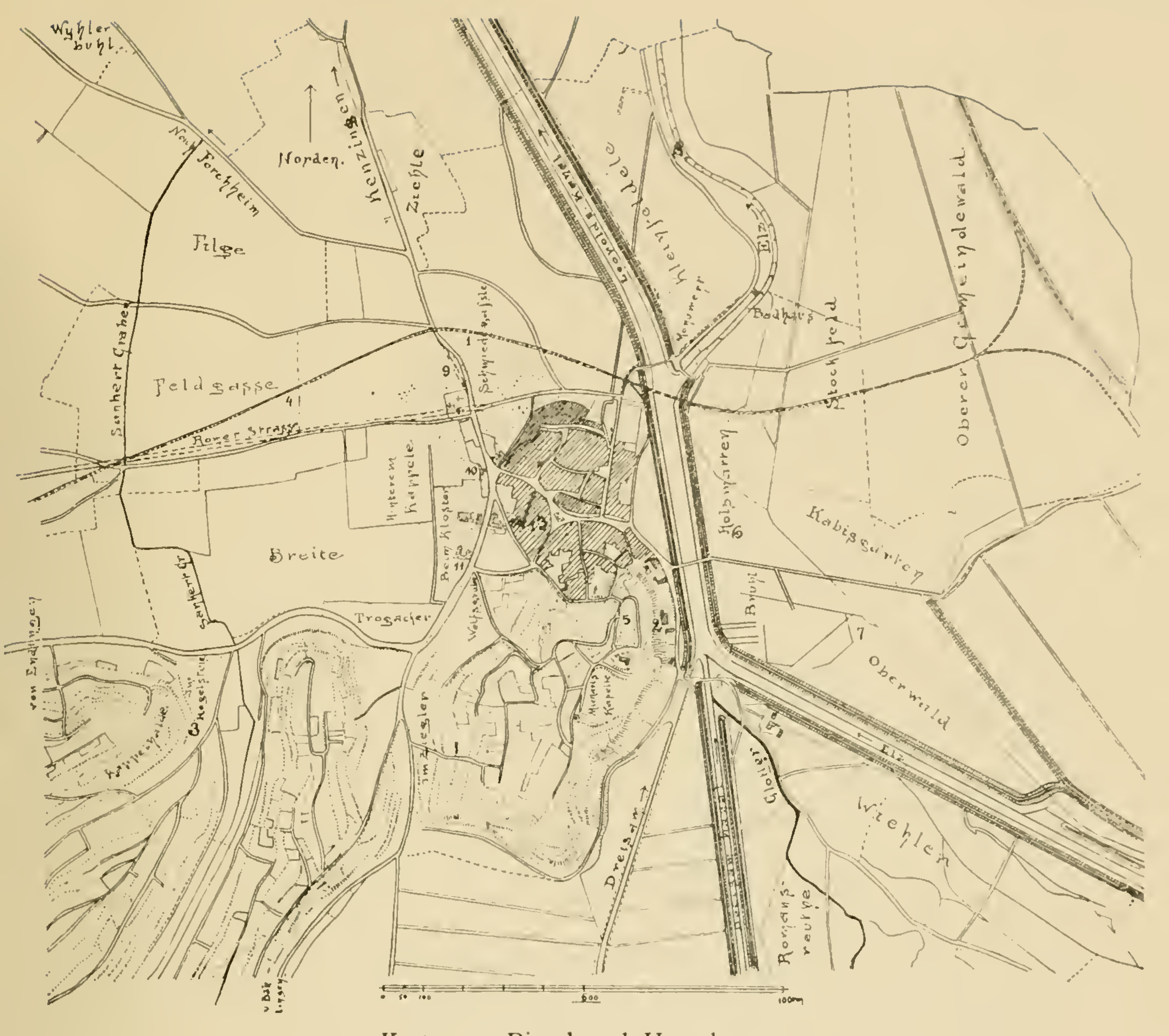
1892 hat Maurer dicht hinter der Bierbrauerei Meyer, 30 Meter hoch in der Lößwand des Michaelsberges, die Gebeine eines jungen Mädchens in hockender Stellung gefunden. Armringe, Ketten, Nadel und anderer Schmuck aus Bronze waren die Beigaben dieser im 2. Jahrtausend v. Chr. beigesetzten Leiche aus dem Bronzezeitalter.

Der älteren Hallstattperiode zuzuweisen sind die von Schumacher aufgedeckten, runden Gruben aus dem Beginn des letzten Jahrtausends v. Chr.; die wieder zusammengesetzten Scherben ergaben die von Maurer (a. a. O. S. 5) abgebildeten Gefäße. Als Refugium, Zufluchtsort in Zeiten der Not, diente den Bewohnern dieser Ansiedlung der Michaelsberg; Scherben, die dort gefunden wurden, weisen auf etwas jüngere Hallstattzeit hin.

Da die Riegeler Forschung auch nach der ergebnisreichen Tätigkeit Maurers und Schumachers natürlich noch ein weites Feld vor sich hat, ist es nicht verwunderlich, wenn Wohnstätten der Latène-Periode (Keltenzeit) bis jetzt noch nicht aufgefunden worden sind. Die in Riegel gesammelten keltischen Silbermünzen (vgl. Schreiber a. a. O., sowie Bissinger a. a. O. I S. 15), die am Kaiserstuhl und am Westabhang des nahen Schwarzwaldes nachgewiesenen zahlreichen keltischen Niederlassungen, von denen Tarodunum-Zarten besonders merkwürdig ist, endlich eine Menge von Ortsnamen sind genügende Beweise für die Latène-Kultur in der Gegend. Der schon 763 n. Chr. vorkommende Name Riegola deutet wohl auf die Besiedlung durch Kelten hin; das gerade hier voll berechtigte Wort lebt in dem französischen rigole = Wassergraben fort.

Die Kenntnis des römischen Riegel wurde schon von Schreiber und Schaffner (a. a. O. 1825, 1867.—1843.) angebahnt. Von römischen Münzen nennt Schreiber zahlreiche aus 4 Jahrhunderten, beginnend mit 22 Stück des Augustus, besonders häufig von Vespasians Zeit an (vgl. Bissinger a. a. O.).

Das schon alte Wappen des Ortes ist ein als Heidenkopf aufgefaßtes römisches Münzbild.



Karte von Riegel und Umgebung.

(Aus der Zeitschrift des Breisgauvereins Schauinsland Freiburg i. Br. Jahrlauf 13.)

K. Schumacher hat das Verdienst, die Ausdehnung der römischen Niederlassung 1900 durch seine Grabungen nachgewiesen zu haben.

Voraussetzung für das Gedeihen des Ortes war die Anlegung von Straßen. Schumacher (a. a. O. S. 5) hat eine Straße im Norden des Marktfleckens aufgefunden. Sie zog durch den Friedhof in westlicher Richtung über den Sankertgraben, dann weiter 500 Meter nördlich von Endingen bis Königschaffhausen. Wo die Römerstraße den Rheinstrom überschritt, ist noch nicht erwiesen, wohl eher bei Sponeck als bei dem weiter südlich gelegenen Altbreisach; natürlich mündete die Straße in die nach Straßburg ziehende Hauptverkehrsader ein. Nach Osten zu wurde, wenige Kilometer entfernt, bei Malterdingen die Verbindung mit der römischen Bergstraße hergestellt. An solchen Schnittpunkten der die Rheinebene durchquerenden Straßen mit der Bergstraße sind mehrfach bedeutende Ansiedlungen entstanden, so bei Offenburg, Oos—Sandweier, Ettlingen, Stettfeld, Wiesloch, Heidelberg. In unserem Falle liegt die

Niederlassung etwas vom Schnittpunkt zurück, weil die Lage am Fuße des Kaiserstuhls beim Flußübergang günstiger war als in der Sumpfniederung bei Malterdingen. Auch heute noch hat Riegel eine zentrale Lage. Von der Hauptstraße Offenburg—Ettenheim—Kenzingen—Emmendingen—Freiburg i. B. ist der Ort durch eine gute, nur wenige Kilometer lange Straße leicht erreichbar, während Riegel selbst den Ausgangspunkt bildet für die den Kaiserstuhl umkreisende Straße über Endingen, Altbreisach einerseits und Eichstetten, Altbreisach andrerseits, zudem auch noch durch die Straße über Gottenheim mit der Kreishauptstadt direkt verbunden ist. Der moderne Schnellzug Karlsruhe—Offenburg—Basel braust allerdings an dem 20 Minuten vom Ort gelegenen Bahnhof vorbei, jedoch ist durch eine Nebenbahn (Kaiserstuhlbahn) die Verbindung mit dem Weltverkehr hergestellt, sowohl mit der badischen Hauptlinie als auch über Altbreisach mit dem reichsländischen Bahnnetz.

Zu beiden Seiten der vom Rhein her kommenden römischen Straße lagen die einzelnen Wohnhäuser. Auch der Apotheker des Ortes, dessen Siegelstein erhalten ist, wohnte hier (vgl. Wagner a. a. O. S. 206). Hat ein Teil der Baulichkeiten auch nur geringes Fachwerk, so fehlt es doch nicht an Häusern mit massiver Bauart. Eine vielräumige, große Villa rustica ist von Schumacher ausgegraben worden (a. a. O. S. 10).

Der römische Vicus hat nach dem eben genannten Forscher ungefähr ein Rechteck von 325 000 qm gebildet, um ein gutes Stück größer als das heutige Riegel. Dabei sind noch nicht gerechnet die später zu behandelnden Töpferöfen in der Elzniederung, die Ruhestätten der Toten und die nach Westen, nach dem Sankertgraben zu zerstreut liegenden Meierhöfe. Auch auf dem Michaelsberg sind römische Spuren gefunden; auf dieser Höhe mag ein Heiligtum des gallisch-römischen Mercurius, wohl auch eine Befestigung gewesen sein. —

Das feinere römische Tongeschirr bezeichnet man heute wohl allgemein mit dem nicht antiken Namen Terra Sigillata, da das Material zu figürlichen Darstellungen verwendet wurde. Das Studium dieser römischen Keramik ist noch neu. Nach v. Hefner (1863) und Hölder (1889) hat erst H. Dragendorff in den »Bonner Jahrbüchern« durch seine Arbeit: Terra Sigillata, ein Beitrag zur Geschichte der griechischen und römischen Keramik (1895), die Grundlage zu weiteren Forschungen geschaffen, die Zusammenfassung vereinzelter Beobachtungen verlangt und den wichtigen Gedanken ausgesprochen, daß »jede römische Scherbe, die außerhalb Italiens gefunden wird, ganz unmittelbar eine Urkunde zur Kultur- und Handelsgeschichte« ist. 1904 hat J. Déchelette in einem zweibändigen Werk: Les Vases céramiques ornés de la Gaule Romaine (Paris 1904), die Entwicklung und den Typenschatz der südgallischen Fabriken nachgewiesen. Chronologische Haltepunkte ergaben die Untersuchungen über das römische Lager bei Haltern im Lippetal, die man E. Ritterling und anderen Gelehrten verdankt (Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen 1899—1901); ferner der Aufsatz von C. Koenen: Die römischen Gräber in Andernach (Bonner Jahrbücher 1889); das Buch desselben Verfassers: Gefäßkunde (1895). Von den Arbeiten, die das römische Lager von Novaesium (Neuß bei Düsseldorf) behandeln, ist namentlich die Besprechung der keramischen Funde durch H. Lehner lehrreich (Bonner J. B. 1897—1904); dann die Abhandlung von Ritterling und Pallat: Römische Funde aus Wiesbaden (Nassauer Annalen 1898); Ritterling, Kastell Hofheim (Nassauer Annalen 1904). Für die früheste Zeit sind wichtig die Arbeiten von Gamurrini; für die Rheinzaberner Produktion die drei Bücher von W. Ludowici, des Ausgräbers von Tabernae Rhenanae: Stempelnamen römischer Töpfer (1905), Stempelbilder römischer Töpfer (1905), Urnengräber römischer Töpfer (1908). Beizuziehen sind natürlich die Veröffentlichungen der Reichs-Limes-

Kommission (1894—1909), der 13. Band des CIL, endlich zahlreiche Aufsätze, besonders von H. Dragendorff, Schumacher, Oxé, Ritterling in verschiedenen Organen.

Mit Dank zu nennen sind die beiden Bücher von R. Knorr: Die verzierten Terrasigillata-Gefäße von Cannstatt und Köngen-Grinario (1905), und: Die verzierten Terrasigillata-Gefäße von Rottweil (1907). Die ungemein sorgfältigen Zeichnungen auch der scheinbar unbedeutendsten Bruchstücke bieten ein treffliches Vergleichsmaterial.

Nicht dem Fachmann, aber dem weiteren Kreise von Freunden des Altertums sind vielleicht folgende Bemerkungen nicht unwillkommen.

Was in der Geologie die Leitmuscheln sind, die, auf gewisse Erdschichten beschränkt, somit zu deren Erkenntnis dienen, das sind in der Geschichte der menschlichen Kulturentwicklung die Tongefäße und ihre Bruchstücke: Zeitmarken zur Bestimmung des Alters einer Niederlassung, Zeugen für die Art der äußeren Kultur ihrer einstigen Besitzer. So leicht zerbrechlich auch solche Gebilde aus Menschenhand sind, so erhalten sie sich in ihren Teilen Jahrtausende lang so gut wie unversehrt, während Holz und Stein, ja selbst das unvergänglich scheinende Metall, langsam aber sicher wieder vernichtet werden. Die römischen Tongefäße nun, die bei uns gefunden werden, sind Belege für die Ausdehnung der römischen Kultur und des Handelsverkehrs; wir erfahren durch sie, wie weit und zu welcher Zeit die römische Gesittung sich in einer Landschaft verbreitet hat und welche Vermischungen der vorhandenen einheimischen Kultur mit der fremden, römischen, stattgefunden haben.

Ferner hat die genauere Durchforschung dieser Dinge gelehrt, daß der künstlerische Schmuck dieser Tongefäße auf Vorbilder zurückgeht, die wir in der spätgriechischen Zeit, der Periode des Hellenismus, zu suchen haben, und die von den Römern übernommen und vielfach in eigentümlicher Weise umgebildet wurden. Daß, ganz allgemein betrachtet, die Ideenwelt und die Formensprache des Hellenismus unserem modernen Denken und Empfinden verwandt und für unsere Kultur hochwichtig sind, das haben überraschende Entdeckungen auf dem Boden von hellenistischen Städten, von Pergamon, Ephesos, Milet, Priene, Thera, Delos einleuchtend gezeigt.

In der älteren Zeit, dem 5. Jahrhundert v. Chr., finden wir in Griechenland zunächst schwarzfigurige, dann rotfigurige Tongefäße in den mannigfachsten Formen und zu dem verschiedensten Gebrauch. Kostbarere Gefäße, namentlich Weihegaben für die Tempel, wurden dagegen in Metall hergestellt. Genau ebenso nun, wie heutzutage Gegenstände aus kostbarem Material in billigerem nachgeahmt werden, so wurden in der hellenistischen Zeit die Erzeugnisse der Metalltechnik mit ihren Reliefdekorationen in Ton kopiert. Welche Blüte die Kunst der Metallbearbeitung vor und nach Beginn unserer Zeitrechnung entfaltete, dies zeigen die Gefäße des berühmten Hildesheimer Silberfundes, sowie die Funde von Bosco Reale bei Pompeji. Kleinasiatische Töpfer der hellenistischen Zeit schufen Vasen in ausgesprochenem Metallstil, mit scharfen Rändern, dünnwandig wie aus Blech gebildet, mit Reliefs auch figürlicher Art, die an die getriebenen Zierate der Toreutik erinnern. Bemerkenswert ist, daß diese kleinasiatischen Keramiker nicht mehr ausschließlich den schwarzen Firnis verwendeten, sondern durch scharfes Brennen ein leuchtendes Rot erzielten oder direkt roten Ton verwandten. Im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. haben griechische Töpfer in Cales (Campanien) Schalen mit glänzend schwarzem Firnis hergestellt, die auf dem Boden innen ein Reliefmedaillon aufweisen. Diese Reliefs sind aus Formen gepreßt.

Die im Altertum hochgeschätzten Gefäße von Arretium (jetzt Arezzo) in Etrurien sind eine Weiterbildung der erwähnten Kunstübung insofern, als im Innern der Gefäße kein Reliefschmuck mehr angebracht wurde.

Aus Italien wanderten Keramiker nach dem durch Cäsar unterworfenen Gallien aus. Hier entstanden Fabrikstätten in La Graufesenque (am Oberlauf des Tarn, östlich von Millau); in Banassac (Département Lozère); in Montans (am Tarn bei Gaillac); endlich in Lezoux (Ledosus, in der Auvergne, zwischen Clermont-Ferrand und Thiers). Sorgfältige Untersuchungen haben ergeben, daß die Fabriken Südfrankreichs, von denen für uns La Graufesenque besonders wichtig ist, zwischen 17 und 40 n. Chr. begannen, also in der Zeit des Tiberius und des Caligula, ihre Blüte von 40 n. Chr. bis in die Zeit der flavischen Kaiser entfalteten (Vespasian 69—78, Titus 78 81, Domitian 81—96), dann aber von Lezoux überflügelt wurden. Diese etwa 40 n. Chr. gegründete Töpferzentrale exportierte u. a. nach Germanien massenhaft zwischen 100 und 150 n. Chr.

Weil der Kundschaft näher gelegen, kam am Ende des 1. Jahrhunderts die Fabrik von Heiligenberg, westlich von Straßburg im Elsaß am Fuße der Vogesen, in die Höhe und schuf reizvolle Muster. Endlich eroberte sich Tabernae Rhenanae, jetzt Rheinzabern an der Bahnlinie Straßburg-Germersheim, den Markt und behauptete ihn bis zum Ende der römischen Herrschaft auf rechtsrheinischem Boden, also bis etwa 260 n. Chr. (vgl. Ludowici).

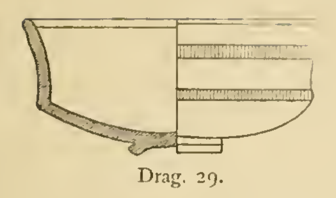
Der technischen Seite der Fabrikation mögen einige Worte gelten, die natürlich dem Kenner nichts Neues sagen.

Künstlerhände schufen in Metall oder Ton Stempel oder Punzen, die die einzelnen Dekorationselemente einzeln darstellten. Mit diesen Positiven wurde schon von den betreffenden Künstlern Handel getrieben; manche Motive wurden auch unbedenklich nachgeformt und umgebildet. Vom Töpfer wurde nun eine dickwandige Schüssel auf der Töpferscheibe gedreht, der Model oder die Formschüssel. In den noch weichen Ton wurden dann in mannigfaltiger Anordnung die Stempelbilder eingedrückt. Die Formschüssel zeigt also die Ornamente als Negative. Fortlaufende Verzierungen, z. B. Perlstäbe, Eierstäbe, wurden durch Rädchen eingepreßt, auf denen das Motiv konvex modelliert war. Nun wurde die Formschüssel gebrannt und konnte als Model für beliebig viele Reliefschüsseln dienen. An diesen Formling wurden der Fuß und der obere glatte Rand besonders angedreht. Die Figuren und Ornamente sind zwar nicht in Hochrelief, doch kommen Unterschneidungen vor; die Reliefschüssel läßt sich aber durch Schwinden des Tones nach 24 Stunden unschwer aus der Form herausnehmen.

Zwischen den einzelnen Teilen der Verzierung findet sich der Name des Fabrikanten eingestempelt; bei dem glatten Geschirr auf dem Boden des Gefäßes, ebenso auch bei den Schüsseln der älteren Form Drag. 29. An diesen Stempelnamen hat die Forschung ein treffliches Mittel zur chronologischen Bestimmung der keramischen Erzeugnisse an der Hand.

Das gemeinsame Kennzeichen aller Sigillaten ist ihre rötliche Glasur, die allerdings in allen möglichen Abstufungen von fast braunem, siegellackfarbigem Ton bis zum zarten Gelbrot vorkommt; eine Glasur, die nachzuahmen bisher noch nicht gelungen ist; erst ganz neuerdings sollen derartige Versuche weniger mißglückt sein (vgl. Th. Blümlein in der Frankfurter Zeitung vom 27. Juli 1908); dagegen weist der Chemiker P. Bartel (Tonindustrie-Zeitung Nr. 62, 1909) nach, daß auch heute noch das Geheimnis der Herstellung nicht gelüftet ist.

Reliefschüsseln der Form Drag. 29.


Drag. 29.

Sehr ergiebig ist die Ausbeute der alten Form südgallischer Reliefschüsseln Drag. 29. Riegel bietet Proben gerade der frühesten und besten dieser Gefäße, mit fein abgewogenem, scharfem Profil, senkrechtem Rand, vortrefflichem Material, dünner Wandung, genau ausgeprägten Ornamenten, glasscharfem Bruch. Die Glasur ist meist braunrot und stark spiegelnd, aber auch von mattem Glanz.

Die Verzierung, bei vielen Stücken nur der Pflanzenwelt entnommen, läßt auf die Anfänge des Exports der von 17—40 n. Chr. aufblühenden südgallischen Manufakturen schließen. Die Feinheit dieser Ware hat es mit sich gebracht, daß nur wenige größere Stücke leidlich erhalten sind und auch der in der Mitte des Bodens innen eingestempelte Töpfername selten geblieben ist.

Die Teile dieser Gefäße sind bekanntlich: ein feiner, angedrehter Fuß; die untere Bildzone, die zuweilen mit dem Bodenstück in einer Ebene liegt, oft aber im Winkel seitwärts auslädt; die obere, zylindrische Bildzone, die senkrecht steht und somit in verschieden steilem Winkel ansetzt; der obere, meist niedrige, mit feinen, senkrechten Kerben ausgezeichnete, leicht gebogene Rand. Regelmäßig trennt eine von 2 Perlstäben eingefaßte Leiste die beiden Bildzonen. Der für die späteren Schüsseln typische Eierstab kommt nie vor.

Pflanzenornamente.

°1. Das kleine, gelbrote Br. hat auf der oberen Zone Reste von sehr feiner Ranke und Rosette, während die untere Zone die von der Metalltechnik herstammende Riefelung zeigt. Riegel.

°2. Ein braunrotes, glänzendes Br. der oberen Zone läßt ungemein sorgfältig ausgeführte Ranken und Spiralen erkennen. Der obere Rand scheint in 1 Ebene mit der Reliefzone gewesen zu sein. Riegel.

*°3. Ein gelbrotes, glänzendes Stück hat die bemerkenswerte Besonderheit, daß der mit der oberen Reliefzone in einer Ebene liegende obere Rand in der Mitte durch eine wagerechte Linie eingeschnürt ist. Dies findet sich z. B. auch auf einem Gefäß zu Windisch (O. Hauser, Vindonissa 38) Während sonst die Einschnürung das untere Drittel oder Viertel des Randes abgrenzt, scheint es sich hier um den Versuch einer Neuerung zu handeln. Da der obere Rand somit, anstatt einen ruhigen Abschluß zu bilden, unruhig wirkt, ist mit Recht von dem Versuch wieder abgegangen worden. Die hohe obere Zone trägt feine Ranken mit breiten, dreieckigen Blättern, ihre Wandung ist etwas einwärts gebogen. Die untere Zone ist von schwungvollen Ranken und schön modellierten, großen Feigenblättern gebildet. Karlsruhe.

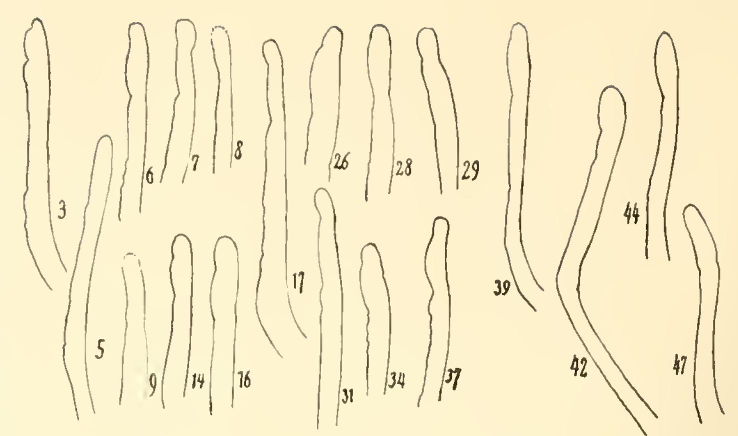
4. Ein zu dem vorigen gehöriges oder doch aus demselben Model gepreßtes Stück zeigt noch 2 große Feigenblätter auf der unteren Zone. Riegel.

*5. Ein Br. beider Zonen. Die obere, 3 cm hoch, zeigt in Halbkreisen schwebende Spiralen; die untere Zone ist geziert mit dicken Gewinden und breiten, fünfzackigen Blättern. Der obere Rand war in 1 Ebene mit der oberen Zone.

*°6. 4 Br. von hellrotem, glänzendem Ton. Die erhaltene obere Zone zeigt an wagerechten Stäben aufgehängte, in feine Rosetten endigende Spiralen; dazwischen hängen mohnkopfartige Troddeln senkrecht herab. Riegel.

*7. Auf einem braunroten, glänzenden Scherben ähnliche Ranken wie beim vorigen Stück. Riegel.

*°8. Br. der oberen Zone mit feinsten Spiralen. Der obere Rand scheint kaum ausladend gewesen zu sein. Riegel.



*°9. Die obere Zone einer braunroten Schüssel hat in einem Medaillon eine asterähnliche, sehr fein modellierte Rosette. 4 kleine Rosetten füllen die Ecken des durch senkrechte Stäbe (Riefelung) gebildeten Quadrates. Riegel.

°10. Die obere Zone eines glänzenden Gefäßes hat ein herzförmiges Blatt und feine Ranken in schönster Ausführung. Riegel.

°11. Ein Br. der unteren Zone zeigt Stiele, die fragezeichenartige oder fischblasenähnliche Ornamente, sowie Eicheln tragen. Das erste Ornament findet sein Vorbild auf einem Gefäß aus augusteischer Zeit in Haltern (S. Löschke, Keramische Funde in Haltern S. 160 und Taf. 17, 6, vgl. auch Hofheim Tp. 9; Bonn. J. B. 96, Taf. 6). Riegel.

12. Kleines Br. Oben Ranken und Efeublätter, unten feine Riefelung.

13. Br. beider Zonen. In der oberen sind sehr feine Ranken, Spiralen mit Rosetten, in der unteren Riefelung. Gelbroter Ton.

*14. Br. eines kirschroten, glanzlosen Gefäßes. Die teilweise erhaltene obere Zone ist mit feinsten Ranken und Spiralen geziert. Der Rand in 1 Ebene mit dem Fries.

15. Ein braunrotes Stück der 2,8 cm hohen oberen Zone trägt ein dreieckiges Blatt an elastischer Feder in aufgehängtem Halbkreis. (Knorr, Rottweil 3, 4.)

*°16. Br. der oberen Zone eines gelbroten Gefäßes. In den von Wellenlinien gebildeten Quadraten sind kleine, von Girlanden konzentrisch umgebene Kreise. Der Rand in 1 Ebene mit dem Fries.

*17. Br. beider Zonen einer gelbroten, glänzenden Schüssel. Oben erblickt man Spiralen in aufgehängten Halbkreisen, unten Ranken mit breiten, fünflappigen Blättern und Palmette. Karlsruhe.

°18. Ein kleiner Splitter der unteren Zone zeigt in Ranken Weintrauben und Blätter in feiner Ausführung. Dieses Ornament habe ich nur noch bei Déch. 1, Taf. 5, 70 gefunden. Riegel.

°19. Ein Br. beider Zonen enthält oben feinste Ranken mit Spiralen, unten ein dreieckiges Spitzblatt und Blütenkolben. Riegel.

°20. Ein gelbrotes Br. läßt auf der oberen Zone wenige Reste von Ranken und Mohnköpfe erkennen. Die untere Zone zeigt in den nach oben offenen Ranken breite, siebenlappige Blätter wie bei Knorr, Rottweil 5, 1, 2, dort auf einem Gefäß des Germanus von Graufesenque; in den nach unten offenen Bogen Spitzblätter an feinen Ranken symmetrisch einen Stab mit Spiralen und 3 Mohnköpfen flankierend.

21. Br. beider Zonen. Oben sind Spiralen, unten viele schwungvolle Ranken mit großen, siebenlappigen Blättern. Beim Übergang der unteren in die obere Zone ist eine rundlichere Profilierung verwendet, während bei der schärferen Knickung ein von Perlstäben eingefaßter Gurt genügte. Riegel.

22. Br. der unteren Zone mit Blättern und Ranken. Der Übergang nach oben wird durch einen Kranz zweiteiliger Blättchen markiert wie u. a. bei Knorr, Rottweil 1, 6, 7, dort auf einem Gefäß des Jucundus von Graufesenque.

23. Br. der unteren Zone; der Übergang zur oberen Zone wird durch ein Band aus S-förmigen Motiven vermittelt, das sich u. a. bei Knorr, Rottweil 13, 9, in umgekehrter Anordnung schon 2, 6 findet; ebenso in Baden-Baden.

°**24.** Sehr kleines Stück beider Zonen. Oben erblickt man das dem Germanus von Graufesenque eigentümliche Blättermotiv, vgl. Knorr, Rottweil 4, 3; 6, 3, ebenso in Baden-Baden.

25. Bodenstück von Drag. 29; gelbrot. Stempel des Germanus, vgl. die Stempelliste. Riegel.

*°**26.** Br. der oberen Zone, gelbrot, in dem durch feine Wellenlinien begrenzten Feld befinden sich eine Blüte und angereihte Zweigchen. Die Wandung ist dicker als bei den bisherigen Stücken.

°**27.** Br. der unteren Zone mit ungemein zierlichen Ornamenten, die ebenso auf einer Scherbe im Kastell Obernburg (ORL S. 34) wiederkehren.

*°**28.** Br. der oberen Zone eines gelbroten, glänzenden Gefäßes. Fächerartige Blätter sind aneinander gereiht.

***29.** Br. der oberen Zone mit sehr feinen Blättern und Ranken. Der obere Rand lädt schwach aus. In der Sammlung Ed. Meyer.

°**30.** Br. der 3 cm hohen oberen Zone eines glänzenden Gefäßes. In einem Halbkreis befinden sich 4 Reihen von großen Pfeilspitzen übereinander. Der Rand scheint ziemlich in 1 Ebene mit dem Fries gewesen zu sein.

*°**31.** Br. der oberen Zone, gelbrot, glänzend. Der hohe, steile Rand ist stark gekerbt. Feine Ranken mit Blatt wechseln mit reihenweise angebrachten, sehr großen Pfeilspitzen.

32. Br. der oberen Zone einer sehr stark spiegelnden Schüssel, mit Ranken und Spiralen. Fries und Rand liegen in 1 Ebene.

°**33.** Br. der unteren Zone mit äußerst zierlichen Ornamenten. Man sieht feine Rosetten in Halbkreisen und ein Band feiner Blätter. Das Stück gehört der Form seiner Wandung nach wohl zu einem Gefäß Drag. 29, doch scheint nach Form und Feinheit der Ornamente eine Miniaturausgabe der großen Schüsseln vorzuliegen.

***34.** Ein kleines Stück eines kirschroten, mattglänzenden Gefäßes zeigt in metopischer Einteilung 5 Reihen der bei den südgallischen Töpfern so sehr beliebten Pfeilspitzen oder Schuppen. Der Rand lädt kaum merklich aus.

°**35.** Br. der unteren Zone einer braunen Schüssel. Man erblickt 5 radial gestellte Wellenlinien, daneben in 4 Reihen große Pfeilspitzen oder Schuppen. Der Übergang zur oberen Zone wird durch feine, kurze Blätter verziert.

36. Br. eines braunen, glänzenden Gefäßes. Die obere Zone hat feine Ranken und in dem nach unten offenen Bogen große Pfeilspitzen in Reihen übereinander. Karlsruhe.

*°**37.** Br. der oberen Zone; gelbrot, glänzend. Sehr feine Ranken. Der Rand lädt etwas aus.

38. Br. der oberen Zone einer braunen Schüssel. Erhalten sind Trauben, wie bei Knorr, Rottweil 4, 13 (Art des Germanus).

Pflanzenornamente, verbunden mit kleinen Darstellungen lebender Wesen.

*°39. Br. beider Zonen einer gelbroten, glänzenden Schüssel. Der sehr hohe obere Fries trägt feinste Ranken; unter dem Gurt befindet sich neben Pflanzen ein nach rechts eilender kleiner Hase. Der obere Rand ist fast noch in 1 Ebene mit dem Fries. Karlsruhe.

°40. Br. der oberen Zone eines glänzenden Gefäßes. Diagonalstäbe, wohl die Vorläufer der später so beliebten »andreaskreuzartigen« Verzierungsweise, scheiden feine Medaillons voneinander. In dem einen erscheint ein nach links laufender Hund, in dem andern ein fein modellierter Eber, zierlicher als der sonst ähnliche bei Déch. 2, 829; vgl. auch ORL Kastell Obernburg. Riegel.

°41. Br. der oberen Zone. Durch senkrechte Schnurstäbe, die in Rosetten auslaufen, werden Metopen gebildet. Die kleinen Felder sind teils mit solchen Schnurstäben, teils mit Schuppen gefüllt. Das Rechteck in der Mitte trägt einen nach rechts eilenden Löwen; dieser findet sich bei Knorr, Rottweil 2, 1 auf einem Gefäß Drag. 29 mit dem Stempel des Severus (frühvespasianisch); auch sonst hat die Verzierung jener Schüssel ganz ähnlichen Charakter. Riegel.

*°42. Br. beider Zonen einer kirschroten, glanzlosen Schüssel. Die 2,5 cm hohe obere Zone ist mit ungemein fein modellierten Ranken und Spiralen geziert. Unten erblickt man links das Diagonalstabmotiv, rechts über Ranken und Blättern einen sitzenden Adler mit gelüfteten Schwingen wie bei Déch. 2, 985, darunter zur Füllung, verkehrt, ein kleiner Hase wie bei Déch. 2, 946, dort auf einer Schüssel des Valerius von Montans. Der obere Rand neigt sich merklich nach außen.

°43. Br. der unteren Zone eines gelbroten, glänzenden Gefäßes aus feinstem Material. Gruppen von Wellenlinien umschließen ein Medaillon mit einem schönen, nach rechts profilierten Kopf eines Jünglings.

*°44. Br. beider Zonen einer gelbroten, glänzenden Schüssel. Die Einteilung der oberen Zone in rechteckige Felder wird immer beliebter. Die pflanzlichen Motive überwiegen noch, jedoch erscheinen nun auf dem breiten Rechteck in der Mitte 2 Tiere: ein sitzender Hase, wie bei Déch. 2, 951 (dort auf Formschüsseln des Medilus und des Volusenus von Graufesenque); hinter dem Hasen ein in der gleichen Richtung schreitender kleiner Hund. Sind die Pflanzenornamente der oberen Zone stilisiert, so findet man auf der unteren Zone naturalistisch behandelte Blätter wie bei Déch. 2, Taf. 6, 14. Der obere Rand lädt etwas aus.

°45. Br. mit beiden Zonen einer gelbroten, mattglänzenden Schüssel. In dem breiten Rechteck der metopisch geteilten oberen Zone laufen ein Löwe und ein Eber gegeneinander. Der bei dem vorigen Stück noch ungeschickte Versuch, eine Handlung darzustellen, ist schon besser gelungen. Auf dem unteren Fries ist ein siebeneckiges Blatt an einer dünnen Ranke aufgehängt und von einer dicken Girlande im Halbkreis umschlossen; ganz ähnlich bei Knorr, Rottweil (Germanus).

°46. Br. der unteren Zone. An Stelle des einfachen Gurtes tritt ein Band aus zweiteiligen Blättern, um den Übergang in die obere Zone zu bezeichnen. Die Elemente: Schuppen, Ranken mit dreieckigen Spitzblättern und Tiere, Hase und Vogel, werden vereinigt. Die Blätter sind naturalistisch behandelt. Die Anordnung ist ähnlich wie bei Déch. 1, Taf. 7, 19. Riegel.

*°47. Br. beider Zone einer gelbroten Schüssel. Oben umgeben mit Schuppen gefüllte Felder einen nach rechts gehenden Hund, wie bei Déch. 2, 924. Da die Abrundung der Kante zunimmt, wird außer dem von Perlstäben umgebenen Gurt noch

ein Blattfries angebracht. Auf dem unteren Teil sind stilisierte Ornamente und ein kleiner Vogel; alles in etwas kleinlicher, überladener Anordnung. Die Ausladung des Randes wird größer. Riegel.

48. Br. der oberen, hohen Zone einer gelbroten, glänzenden Schüssel. In einem Kreis sitzt ein Vogel wie bei Déch. 2, 1036, doch nach der andern Seite (dort auf einem Model des Libertus von Lezoux). Riegel.

°49. Br. der unteren Zone eines siegellackbraunen Gefäßes mit breiten Ranken, darin ein kleiner Vogel (Krähe?) und eine kleine Ente wie bei Déch. 2, 1017, dort auf Drag. 37 (Lezoux).

50. Br. der oberen Zone eines glänzenden, sehr dünnwandigen Gefäßes. Feine Ranken, Spiralen, Kreis, darin ein kleiner Hase.

51. Br. der unteren Zone. In Ranken 3 Reihen Schuppen und ein Hund, kleiner als bei Déch. 2, 1013.

52. Br. der unteren Zone. In Ranken steht ein nach rechts schreitender Storch wie bei Déch. 2, 996 (dort auf Drag. 37). Der Übergang nach oben wird durch feine, kurze Riefelung bewirkt.

53. Br. beider Zonen. Oben Blätter und Ranken, unten ein über Grasbüschel hinwegsetzender Windhund.

°54. Br. der oberen Zone eines braunroten Gefäßes. Ein Eber springt nach rechts über Grasbüschel hinweg.

°55. Br. der unteren Zone einer braunen Schüssel. Unter dem den Übergang auszeichnenden 8-förmigen Ornament befindet sich in Ranken ein feines Medaillon mit einem Knaben, der 2 Vögel bei sich hat. Ähnlich ist die Darstellung bei Déch. 2, 563; dort wird die Figur als Vogelfänger gedeutet. — Vielleicht gehört die Scherbe eher zu einem halbkugligen Gefäß Drag. 37 des Übergangsstiles; dann wäre sie etwa nach Nr. 105 einzureihen.

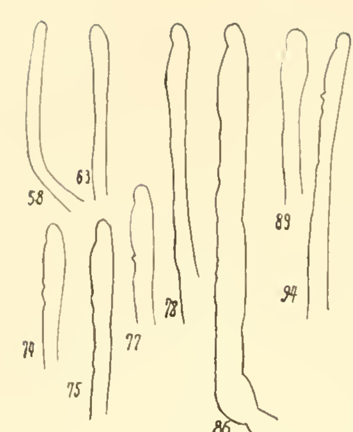
56. Bodenstück einer Schüssel Drag. 29, gelbrot, matt; mit Resten der unteren Girlande. Stempel MEØILLVS.

Steilwandige Näpfe Drag. 30, und verwandte Formen.

Der Übergang von der reich profilierten Schüssel Drag. 29 zu der späteren, halbkugligen Schüssel Drag. 37 läßt sich mit allen Zwischenstufen lückenlos verfolgen, wie im Verlauf dieser Darstellung für die Riegeler Keramik der Nachweis geführt werden wird; ein ähnliches Bild zeigen die Funde von Baden-Baden.

Weniger klar scheint der Zusammenhang der alten Form Drag. 29 mit den zylindrischen Näpfen Drag. 30 zu sein, die von der Zeit Neros bis zum Ausgang der Flavier sehr beliebt waren. Die Badener Stücke zeigen einen schön profilierten Fuß, einen von mehreren Stäben eingefaßten, mit Reliefs verzierten zylindrischen Hauptteil und einen einfachen oberen Rand. Der Form entsprechend ist die bei der voll entwickelten Form natürliche Anordnung der Zierelemente in einem einzigen Fries, wobei aber die alte Zweiteilung noch vielfach nachwirkt. Baden-Baden hat prächtige, wenn auch wenig zahlreiche Proben dieser Form.

Auf Grund des Riegeler Materials möge der Versuch gewagt werden, die Entwicklung der steilwandigen Näpfe darzustellen. Ein Anfang dazu ist von Knorr, Rottweil (S. 13, 15, 37 u. a.) gemacht worden; hier wird überzeugend nachgewiesen, daß der kleine, von Knorr Form 78 genannte Napf nur unter Vespasian und in der Frühzeit Domitians üblich war.



°57. Kleines Br. eines sehr niedlichen Gefäßes, das nur dem Gebrauch durch Kinder gedient haben kann. Zwischen dem Schnurstab oben und dem Perlstab unten sind einfache, in Rosetten und je zwei Schwänzchen auslaufende senkrechte Stäbe gereiht. Wenn die Form der Wandung es nicht verböte, könnte man den Fries ohne weiteres als Bruchstück der obern Zone von Drag. 29 ansehen. Ich denke mir die Entstehung dieser Miniaturform folgendermaßen. Für die Erwachsenen gab es eine reiche Fülle von verschieden profilierten, glatten Tassen und Tellern; die einer Gruppe von Speisenden dienenden Schüsseln waren mit Reliefschmuck versehen. Wie nun heutzutage die Tassen und Teller der Kinder Bildschmuck tragen, kam ein Töpfer einst auf den Gedanken, für die Kleinen verzierte Gefäße herzustellen. Er nahm natürlich einfach die Zierelemente, die sonst auf den beiden Zonen der Schüsseln Drag. 29 üblich waren.

*°58. Br. eines sehr niedlichen, kirschroten, glanzlosen Napfes. Die Wandung ist äußerst dünn. Unter dem durch Leisten und Hohlkehlen hübsch profilierten oberen Rand erblickt man äußerst feine Ranken und Blüten; in den nach unten geöffneten Bogen sind feine Medaillons mit niedlichen Hasen. Ein Band zierlicher Doppelblätter bildet den Übergang zum Bodenstück. Der Hauptfries entspricht durchaus der oberen Zone von Drag. 29. Die Form des Gefäßes ist die von O. Hauser, Vindonissa 34 unten rechts, abgebildete; jedoch ist dort der Rand einfacher profiliert und es herrscht die senkrechte Gliederung des Frieses durch Wellenlinien vor. — Ein anderes zierliches Gefäß von Baden in der Schweiz (Anzeiger 1895, 36, 8) hat das gleiche Profil; wir bemerken dort metopenartige Gliederung des Frieses, in dem breiteren Feld ist ein Medaillon mit kleinem Vogel.

°59. Br. eines niedlichen, gelbroten, glänzenden Napfes. Die Bildzone ist geziert mit Ranken, Spitzblättern wie bei Knorr, Rottweil 2, 1 (Jucundus von La Graufesenque) und mit der Krähe Déch. 1009, unter ihr ist ein nach links laufendes Tier. — Beachtenswert ist, daß in der Wiesbadener Moorschicht, die Reste von der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts an enthält, auch die Pflanzenornamente überwiegen.

°60. Br. eines niederen, glänzenden Napfes. Von Ranken gehen das siebeneckige Blatt wie bei Knorr, Rottweil 5, 1 (Germanus von Graufesenque) und eine schöne Blüte, wohl eine Teichrose, aus. Der Übergang zum Boden ist schroffer als bei den früheren Näpfen. Die Wellenlinie erinnert noch an die Entstehung des Frieses aus der oberen Zone von Drag. 29. Riegel.

°61. Br. eines niederen, gelbroten, sehr feinen Napfes. Die Gliederung des Frieses geschieht durch Bogen, die auf Säulen mit gewundenem Schaft ruhen. In diesen Bogen schweben Masken, kleiner und feiner als bei Déch. 2, 669–672. Die Punktreihen unten zeigen an, daß die Überfülle von Motiven es noch nicht zu einem geklärten Stil hat kommen lassen. Riegel.

62. Br. eines niederen Napfes mit metopenartiger Einteilung. Von dem tanzenden Satyr Déch. 2, 353 ist der untere Teil erhalten. Riegel.

*°63. Br. eines niederen Napfes. Erhalten ist ein nach rechts gewandter Reiter mit fliegendem Mantel, die Lanze in der Rechten schwingend; feiner und weniger bewegt als bei Déch. 2, 156. Riegel.

°64. Br. eines niederen Napfes. Ein Krieger mit Lanze und sechseckigem Schild schreitet nach links; über ihm erhebt sich ein Arkadenbogen, unter ihm sind Schuppen verwendet. Auch hier fällt das Übermaß von Zierformen auf. Das feine Herzblatt an der Ranke findet sich auf einer Scherbe des um 50 n. Chr. entstandenen Kastells Sulz (ORL, Taf. 3, 10), ebenso bei Knorr, Rottweil 2, 1 auf einer Schüssel Drag. 29 des Severus von Graufesenque (Frühzeit Vespasians).

°65. Br. eines niederen Napfes. Die Bildfläche ist in schmale und breitere Felder eingeteilt. Über dem durch Wellenlinie eingerahmten Schuppenornament erblickt man in sehr flachem Relief den unteren Teil eines Kranichs. Die Gliederung des Übergangs zum Bodenstück erinnert an die Leisten und Hohlkehlen am Bodenstück von Drag. 29.

66. Br. eines niederen Napfes. Auf der sehr verdorbenen Scherbe sind außer dem Diagonalmotiv Reste eines springenden Tieres sichtbar. Riegel.

67. Br. eines niederen Napfes. Erhalten ist eine nach rechts gewandte Diana wohl wie bei Déch. 2, 63. Riegel.

°68. Br., schwarz verbrannt, eines niederen Napfes. Bäume mit langen Zweigen wie bei Déch. 2, 1136, umgeben einen dicken Hasen wie bei Déch. 2, 948 (dort aber nach rechts gewandt) auf einem ganz ähnlichen Napf. Die Bäume finden sich wieder auf einem niederen Napf zu Baden-Baden. Der Baum (nach Déch. Weinstock) findet sich u. a. bei Knorr, Rottweil, 16, 4, auf einem niederen Napf des Germanus von Graufesenque, 4, 5 (Germanus), 4, 18; 6, 3 (Germanus). 8, 1 (Germanus), sowie auf dem größeren, später zu behandelnden Napf des Germanus. Der Hase findet sich bei Knorr, Rottweil, 16, 13; 15, 4, 5 (Biracil). Das Gefäß ist zweifellos dem Germanus von Graufesenque zuzuweisen, der zwischen 40 und 80 n. Chr. wirkte.

°69. Br. eines niederen Napfes, vielleicht zu dem soeben erwähnten gehörig. Neben dem langästigen Baum des Germanus springt ein Hund über Grasbüschel hinweg.

°70. Br. eines gelbroten Napfes. Ein schön modellierter nackter Mann eilt, lebhaft ausschreitend, nach links.

°71. Br. eines kirschroten, glanzlosen Napfes. Ein schön modellierter Jüngling stützt sich mit der emporgehobenen Rechten auf einen Stab, während die Linke das Gewand trägt. Eine verwandte Darstellung findet sich bei Knorr, Rottweil, 20, 10.

°72. Br. eines niederen Napfes, gelbrot, aus feinstem Ton. Auf dem metopisch gegliederten Fries erscheint links eine nur zur Hälfte erhaltene, nach links eilende, nackte Gestalt, rechts sieht man eine feine Girlande und das Diagonalstabmotiv. Dazu gehört ein

73. Br. mit der nackten Venus wie bei Déch. 2, 182, dort auf Drag. 30. Riegel.

*°74. Br. eines niederen Napfes aus feinstem Ton. Unter den den oberen Rand begrenzenden Leisten und Hohlkehlen erscheint ein äußerst fein dargestellter Eierstab. Die Ornamentierung der steilwandigen Näpfe macht also den Wandel des Geschmackes mit, der um das Jahr 50 n. Chr. die halbkugligen Schüsseln aus der älteren Form Drag. 29 entstehen ließ. Mohnköpfe scheinen mit dem Diagonalmotiv abzuwechseln. Riegel.

*°75. Br. eines Napfes Drag. 30. Durch feine Wellenlinien werden rautenartige Vierecke gebildet. — Eierstab. Riegel.

°76. Br. eines niederen Napfes. Unter dem sehr feinen Eierstab und der Wellenlinie ist noch ein Rest eines Blattes sichtbar. Riegel.

*°77. Br. eines ziemlich kleinen Napfes. In Ranken schwebt ein Medaillon, darin eilt Amor nach links; er hält in der Rechten einen Strick (?) oder eine Peitsche, in

der Linken einen undeutlichen Gegenstand; ebenso bei Déch. 2, 280 auf Drag. 30 von Graufesenque. Links und rechts sind zwei kleine Vögel zur Füllung. Das Schuppenmotiv weist auf die ältere Zeit hin. Profil eines dazu gehörigen Stücks (mit Eierstab). Riegel.

*°78. Br. eines steilwandigen Napfes. Man sieht, daß die Napfform immer größer wird. Unter dem Eierstab ist der Bildfries metopenartig geteilt. Das Hauptfeld zeigt unter einer doppelten Reihe Schuppen, die ganz unnötig, noch dem älteren Brauche entsprechend, verwendet werden, eine schöne Victoria mit Kranz und Palme, auf einer Kugel schwebend; ebenso bei Déch. 2, 478. Die Zweiteilung des Arkadenbogens rechts zeigt die Überfülle des Übergangsstils.

°79. Br. eines mittelgroßen Napfes. Auch hier bemerkt man die wagerechte Teilung des Arkadenbogens durch eine Wellenlinie; unten sind mehrere Reihen großer Schuppen, oben zwei völlig gleiche Gewandfiguren, nach links gehend. Je drei kleine Kreise füllen den Raum daneben.

°80. Br. eines mittelgroßen Napfes. Die alte horizontale Zweiteilung von Drag. 29 klingt noch nach. Oben ist ein Feigenblatt von einem derben Gewinde umgeben, unten eilt eine Hündin nach rechts.

°81. Br. eines steilwandigen Napfes. Die Viktoria ist weniger fein als bei Nr. 78.

°82. Br. eines mittleren Napfes. Der Fries zeigt in einer Ranke zwei gegeneinander anstürmende Gladiatoren. Riegel.

°83. Br. wohl von Drag. 30. Unter dem Eierstab ist unter einem Arkadenbogen oder in einem Medaillon der Rest einer nicht mehr zu deutenden Gestalt erhalten. Die Raumfüllung geschieht durch kleine Enten oder Schwäne wie bei Déch. 2, 1017 und bei Knorr, Rottweil 14, 1, dort mit dem Stempel L. Cosi auf einer Schüssel Drag. 37, wohl aus der Zeit Vespasians; ebenso bei Knorr, Rottweil 6, 8 auf Napf Drag. 30 des Germanus. Riegel.

84. Br. eines Napfes Drag. 30, gelbrot, glänzend, feintonig. Über dem Fries aus S-förmigen Gebilden befinden sich Diagonalstäbe mit feinen Ranken; vgl. Knorr, Rottweil 2, 6 auf einer Form Drag. 29 des frühvespasianischen Töpfers Severus von Graufesenque. Riegel.

°85. Br., sehr klein, von einem kirschroten Napf. Minerva mit Rundschild, feiner als bei Déch. 2, 81 (dort mit Lanze).

*°86. Br., durch Brand fast schwarz geworden, von einem großen Napf Drag. 30. Unter dem feinen Eierstab ist der Bildfries metopenartig und horizontal geteilt; offenbar wirkt die Anordnung auf den Schüsseln Drag. 29 noch fort. Links oben ist ein feister Hase, darunter Sol mit seinem Gespann. Rechts oben erblickt man den schon auf Nr. 63 verwendeten Reiter mit Lanze und fliegendem Mantel. Unter ihm ist ein kleiner Hase im Halbkreis.

°87. Br. eines glanzlosen Napfes. Neben dem andreaskreuzartigen Stabornament schreitet ein seltsames Untier mit langem Hals und mit Zitzen am Bauch.

°88. Br. eines Napfes Drag. 30. In Arkaden steht links ein halbnackter Mann, der mit der linken Hand einen Korb auf dem Kopfe hält (feiner und kleiner als bei Déch. 2, 323), rechts eine weibliche Gestalt mit Fruchtkörben auf dem Kopf und in der rechten Hand. Die Form des Gefäßes, die Figuren und die Ornamente sind genau wie bei Knorr, Rottweil 12, 2 auf Drag. 30, nur fehlen bei dem Riegeler Stück die beiden seitlichen, die Arkaden stützenden Pfeiler; hier wie dort ist der Kopf der weiblichen Gestalt wie abgetrennt. Das Stück stammt von Graufesenque, aus der Frühzeit Vespasians.

*89. Br. eines Napfes Drag. 30. Unter dem Eierstab mit langen Zungen befinden sich Ranken. Riegel.

°90. Br. eines Napfes Drag. 30, gelbrot, glänzend. Die Mitte nimmt ein Baum mit eigentümlich knorrigen Zweigen ein; rechts davon ist ein über bewachsenen Boden nach links eilender Hund, links anscheinend ein Eber. Hund und Grasboden wie bei Knorr, Rottweil 6, 5 auf Drag. 37, auch der Baum ist ebenso, nur sind dort die von Germanus besonders oft gewählten Blätter statt der kolbenartigen Zweigenden auf dem Riegeler Stück verwendet. Die kolbenartigen Enden sind z. B. auf einem Gefäß des Germanus bei Knorr, Rottweil 8 angebracht; sogar solche ganz kleine Formelemente wurden also besonders eingestempelt. Das zweifellos dem Germanus zuzuweisende Stück zeigt bei großer Vollendung alles Technischen die volle Herrschaft des Meisters über die räumliche Anordnung der Figuren, ohne störenden Nachklang der älteren Manier.

°91. Br. eines mittelgroßen Napfes. In Metopen erscheint links das Diagonalmotiv, rechts in der oberen Hälfte ein nicht mehr zu deutendes Tier, unten ein Hase.

°92. Br. eines Napfes aus feinstem Material, gelbrot, sehr dünnwandig. Die ungemein sorgfältige und geschmackvolle Darstellung zeigt die bekannten Bäume des Germanus von Graufesenque, zwischen beiden steht ein nach rechts gewandter Mann wie bei Déch. 2, 565; dort wird er als Jongleur gedeutet, der einen Dolch mit der Schneide auf der Hand hält; das Bild findet sich auf einer Formschüssel für Drag. 30 zu Graufesenque. Die Deutung bei Knorr, Rottweil S. 32 und 11, 4, wo eine gute Zeichnung des Riegeler Stückes gegeben wird, als Darstellung eines Dieners, der Schwert und Schild darreicht, kann ich nicht annehmen, da es sich offenbar nicht um einen Schild, sondern einen Kranz handelt. Über dem feinen Perlstab unten ist der Name des Germanus angebracht. Die Elemente der Darstellung sind ohne weitere Gliederung in einem einzigen Streifen geordnet, was der Form dieser Näpfe am meisten angemessen ist. Riegel.

°93. Br. eines Napfes, das zu dem vorigen gehört oder doch zu einem aus demselben Model gepreßten Gefäß. Links und rechts von einem Baum wie beim letzten Stück stehen ein nackter Mann und eine nackte Frau in feinstem Relief. Ebenso bei Déch. 2, 557 und ähnlich, aber gröber, 2, 174 (Germanus).

*°94. Br. eines kirschroten, glanzlosen, dünnwandigen Napfes aus feinstem Material. Schön geordnete Ranken mit breitem, siebeneckigem Blatt wie bei Knorr, Rottweil 5, 1 (Germanus), 6, 4 auf Drag. 30. Links ein nach links ausschreitender Gladiator in flachem Relief. Das Stück gehört wie die vorigen zu den schönsten Erzeugnissen der Sigillatentechnik.

°95. Br. eines Napfes von feinstem Ton. In Ranken, von denen schön modellierte Blätter ausgehen (Déch. 2, 1169), ein nur zum Teil erhaltener Reiter wie bei Déch. 2, 162 (dort fehlt der Kopf). Zur Füllung eine kleine Ente oder ein Schwan.

°96. Br. eines Napfes, kirschrot, derbwandig. Über Füllornamenten eilt ein großes, roh modelliertes Tier, dessen Kopf fehlt, nach rechts. Die Formengebung, die Profilierung und das Material zeigen den Niedergang der Kunst an.

97. Br. eines Gefäßes aus demselben Model, braun. Man erblickt dasselbe Tier und zwar mit Kopf, es ist ein Hirsch. Riegel.

98. Br. eines Napfes. Von ähnlicher Plumpheit wie das vorige Stück. Man erblickt ein auf dem Boden kauerndes Tier.

Halbkuglige Schüsseln der Form Drag. 37.

Die Form Drag. 29 mit ihrem fein abgewogenen Profil, ihren beiden Bildzonen und der meist glänzenden, siegellackroten Glasur macht allmählich der halbkugligen Form Platz, die schon um 50 n. Chr. anfing. Im Kastell Hofheim (40—60) ist ein einziges Gefäß dieser Form, von kleinen Abmessungen, gefunden worden neben den sehr zahlreichen älteren Stücken Drag. 29. (ORL Taf. 7, Nr. 29). Nach 80 n. Chr. ist die alte Form völlig verschwunden. Dieselben Fabriken, so die des für Riegel wie für Baden-Baden wichtigen Germanus, erzeugten eine Zeitlang beide Typen nebeneinander her. Der Grund, weshalb die Form verändert wurde, ist das Streben nach Verbilligung der Ware, da der Fabrikant immer mehr auf Massenabsatz rechnen mußte. Für diese Zwecke war das ältere Profil mit seiner peinlich genauen Herstellungsweise zu zeitraubend; auch die zierlichen Ranken und Blumen erforderten eine minutiöse Arbeit. Die starren Knicke der älteren Form runden sich, bis ein wirklich Neues hergestellt ist. Wie man es bei jeder Umgestaltung der tragenden Form beobachten kann, werden aber die einzelnen Dekorationselemente, gewissermaßen das umhüllende Kleid, noch eine Zeitlang fort verwendet, so daß man von einem Übergangsstil sprechen kann.

Übergangsstil.

99. Br. aus der Übergangszeit. Kleine Vögel sitzen in Halbkreisen, die an wagerechten Stäben befestigt sind, wie auf vielen Schüsseln der älteren Form. Riegel.

*__100.__ Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Der später typische Eierstab fehlt noch. Die Bilder sind nicht mehr zu deuten. Riegel.

*__101.__ Br. mit dünner Wandung. Das Profil des Randes erinnert sehr an Drag. 29. Riegel.

*__102.__ Br. einer kleinen Schüssel mit fein profiliertem Rand. Riegel.

103. Br. einer Schüssel. Über dem unten abschließenden Blattkranz befinden sich Ranken mit Blüten und dem Schuppenornament. Riegel.

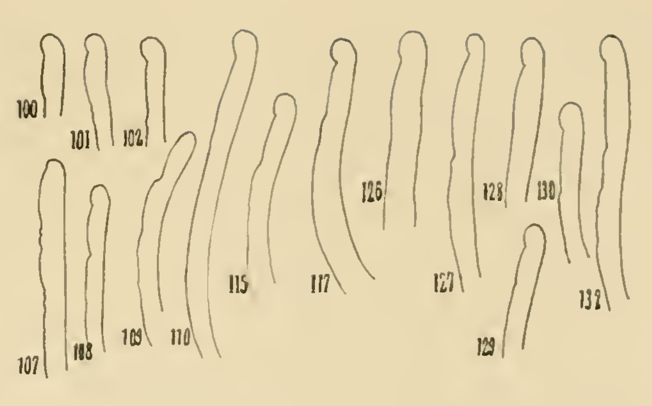
104. Br. einer kirschroten, mattglänzenden, derbwandigen Schüssel. In der oberen Zone sind kleine Tiere, die »zeltartig« gestellten Linien mit Schuppenornament; darunter ein Fries mit großen, S-förmigen Blättern.

°**105.** Br. einer niederen Schüssel, die innen schwarz verbrannt ist. Die Stelle, wo später der Eierstab verwendet wird, trägt große S-förmige Blätter. Darunter ist ein Löwe zwischen Bäumen. Unten sind wagerecht aufgehängte Kreise mit kleinem Vogel.

°**106.** Br. einer kleinen, kirschroten Schüssel. Erhalten ist nur ein Adler wie bei Déch. 2, 982 (Graufesenque). Es scheint unter dem Tier ein von Perlstäben eingefaßter Gurt die obere von der unteren Zone getrennt zu haben, wie bei der älteren Form Drag. 29. Riegel.

*__107.__ Br. einer niederen Schüssel. Unter dem an die ältere Form Drag. 29 erinnernden niederen Rand und dem Eierstab, der fortan fast immer vorhanden ist, sind Ranken mit kleinen Vögeln. Riegel.

*°**108.** Br. eines sehr feinen, niederen Gefäßes. Unter dem niederen Rand und dem Eierstab findet sich die Riefelung wie auf den ältesten Stücken der Form Drag. 29. Riegel.



109. Br. einer niederen Schüssel. In der oberen Zone befindet sich ein ruhender Hirsch wie bei Déch. 2, 862; neben ihm ein Baum mit 5 Ästen, an jedem hängt ein fünflappiges Blatt. Die untere Zone hat in dicken Gewinden aufgehängte Spiralen. Anordnung und Typen sind wie bei Knorr, Cannstatt 10, 8. — Dazu gehört ein zweites Stück mit Hirsch und Baum. Riegel.

***110.** 6 Br. einer niederen Schüssel. Der Eierstab fehlt. Die untere Zone eines Stückes zeigt derbe Gewinde, die einen Halbkreis bilden. Auf der oberen Zone erblickt man den nach rechts schreitenden, halbnackten Silen mit der Doppelflöte wie bei Déch. 2, 310 (Lezoux); zwischen den Figuren ist Reblaub mit Weintrauben. Ein anderes Bruchstück zeigt eine ähnliche Figur, einen Korb mit Trauben auf dem Kopf tragend und mit einem kurzen Stab in der linken Hand. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

111. Br., zu den vorigen gehörig. Zwischen Reben und Weintrauben schreitet Silen. Das Weinlaub auf diesem und den erwähnten Stücken findet sich u. a. bei Knorr, Rottweil 4, 13 auf Drag. 29 des Germanus von Graufesenque.

°**112.** Br. einer kirschroten, niederen Schüssel, zweifellos zu den vorigen gehörig. Die derben Kranzgewinde und in kolbenartige Ornamente ausgehenden Ranken finden sich ebenso auf Gefäßen des Germanus, so bei Knorr, Rottweil 7, 5, ebenso die Weintrauben und Rebblätter in der oberen Zone; Bacchus mit Panther und Stab ebenso 7, 1, 5, dort auch der zur Gliederung verwendete Pfeiler; die Beine rechts gehören dem tanzenden Satyr 7, 10 an. — Bacchus ist viel feiner modelliert als der Typ Déch. 2, 302. Das Stück gehört dem Germanus an.

113. Zwei Br. einer kirschroten, glanzlosen Schüssel. Unter dem Eierstab zeigt die obere Zone Halbkreise, die an wagerechten Stäben aufgehängt sind, darin Spiralen mit Rosetten; alles ganz in der Art der älteren Form Drag. 29. Die untere Zone ist mit einem nach rechts laufenden Windhund und Blättern geziert. Das zweite Bruchstück hat unten einen Fries von S-förmigen Blättern.

°**114.** Br. einer derben Schüssel, zum Teil verbrannt. Dicke Hasen wie bei Déch. 2, 950 fressen an Weintrauben wie bei Déch. 2, 950, auch bei Knorr, Rottweil 15, 4. Die deutlich gesonderte untere Zone enthält halbkreisförmige Gewinde mit Spiralen und kleinem Vogel wie oft bei Drag. 29.

***115.** Br., zum vorigen gehörig; kirschrot. Hase unter Reblaub und Weintrauben; abgebildet bei Knorr, Rottweil 15, 5 (links oben).

°**116.** Br., zu den vorigen gehörig; schwarz verbrannt. Die Hasen und die Weintrauben oben, der kleine Vogel in dem dicken Gewinde wie bei Nr. 114. Über dem Hasen in eingetieften Buchstaben der Name Biracil (vgl. Knorr, Rottweil 15, 5 und S. 35). Import von Graufesenque zur Zeit Domitians.

***117.** Br. einer niederen Schüssel. Unter dem Eierstab befinden sich große dreieckige Blätter und das von Drag. 29 her bekannte kleine dreieckige Pfeilblatt an elastischer Ranke.

°**118.** Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Die horizontal geteilte Wandung zeigt in der oberen Zone zwischen Blättern einen Silen, ein Ferkel (?) nachschleppend,

wie bei Déch. 2, 324, in der unteren Zone in derben Girlanden zwei ineinander verschlungene Fische wie bei Déch. 2, 1061 und bei Knorr, Rottweil 15, 4.

°119. Br., glanzlos, kirschrot. Im Ahornfruchtgewinde des Germanus ist der Schwanz eines Fisches erhalten (vgl. Knorr, Rottweil 6, 1).

120. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. In dem Ahornfruchtgewinde des Germanus befindet sich ein Delphin.

121. Br. einer niederen Schüssel; kirschrot, ohne Glanz. Zwischen Ranken und Blättern ist ein kleiner Vogel.

122. Br. einer niederen Schüssel; gelbrot, glänzend. Der Bildfries zeigt noch beide Zonen; oben sind Halbkreise an wagerechten Stäben aufgehängt, darin das Spitzblatt an federndem Stiel, wie so oft bei der älteren Form Drag. 29. Unten springende Tiere und Palmetten.

123. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Die Bildzone trägt ein dickes Blättergewinde.

124. Bodenstück mit Teilen der Bildzone; diese ist geziert mit Ranken und großen Blättern. In einer Ranke ist eine Löwin dargestellt, die von drei Speeren durchbohrt wird. Riegel.

125. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Erhalten ist die andreaskreuzartige Stabdekoration.

*126. Br. einer niederen Schüssel, zum Teil verbrannt. Der Bildfries ist horizontal geteilt. Oben bemerkt man einen nach rechts eilenden Jagdhund und eine Palmette, unten ein herzförmiges Blatt an Ranken, darin das Schuppenornament.

*°127. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Der Eierstab fehlt. Erhalten ist Reblaub mit Weintrauben, ähnlich wie bei Déch. 2, 1126.

*°128. Br. einer braunen, niederen Schlüssel ohne Eierstab. Der Kopf eines Delphins wie bei Knorr, Rottweil 6, 1 u. a. (dort auf einem Napf Drag. 30 des Germanus) befindet sich in dem bekannten Ahornfruchtmotiv des Germanus (vgl. Knorr, Rottweil 6 u. a.). Zur Füllung dient der kleine Schwan, wie bei Nr. 49.

*°129. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Der Rand ist sehr nieder. Unter dem feinen Eierstab ist auf der oberen Zone in halbkreisförmiger Girlande ein Vogel mit langausgestrecktem Hals wie bei Déch. 2, 1013.

*°130. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Beim Eierstab hängen die Zungen nicht in der Mitte zwischen je 2 Eiern herab, sondern an der rechten Seite als Tangente. Schöne Ranken mit gekerbten Spitzblättern, darüber ein kleiner Vogel, genau wie bei Knorr, Rottweil 2, 2; dort auf der unteren Zone einer Schüssel Drag. 29 mit dem Stempel des Jucundus aus der Frühzeit Vespasians.

°131. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Unter dem Eierstab zweigeteilter Bildfries. Oben ist eine Palme, von lanzenspitzenartigen Ornamenten flankiert wie bei Knorr, Rottweil 13, 9; daneben ein über Grasbüschel nach rechts eilender Hund. In den schönen Ranken der unteren Zone wechseln große Blätter mit mohnkopfartigen Gebilden und Spiralen. Ein kleiner Hase und die kleine Ente wie bei Knorr, Rottweil 14, 1 (L. Cosi) und dem Riegeler Stück Nr. 49 dienen als Füllung.

132. Br. einer mattglänzenden, halbkugligen Schüssel. Unter dem sehr hohen oberen Rand und dem Eierstab waren zwei Zonen. Die obere hat kleine Vögel in aufgehängten Halbkreisen, wie oft bei der alten Form Drag. 29.

133. Br. einer derbwandigen Schüssel. Die obere Zone enthält kleine Medaillons mit kleinen Tieren; die untere Zone laufende Hunde, durch Palmetten getrennt; ganz in der Art der älteren Schüsseln. Riegel.

°134. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Der feine Eierstab mit Zungen, die in 4 Quasten ausgehen, die kolbenförmigen Gebilde, der sorgfältig modellierte Eber wie bei Knorr, Rottweil 9, 6, weisen deutlich auf Germanus von Graufesenque hin. Wahrscheinlich gehört das Stück dem Übergangsstil an (vgl. Knorr, Rottweil 4—9).

135. Br. einer niederen Schüssel. Eine Metope der oberen Zone zeigt einen Delphin wie bei Déch. 2, 1049, sowie einen kleinen Fisch; die untere ist mit Ranken geziert.

°136. Br. einer niederen Schüssel. Das Stück der unteren Zone, an dem noch der Fußring erhalten ist, zeigt metopische Gliederung durch je 3 Perlstäbe. Die breiten Metopen haben unten 3 Reihen Schuppen, die schmalen enthalten einen kleinen, nach links schreitenden, bekleideten Mann.

137. Br. eines feinen Gefäßes. Ungemein zierliche Ranken mit herzförmigen Blättern sind erhalten. Zur Füllung dient der kleine Schwan (Ente), wie bei Nr. 49 und Nr. 131. Das Bruchstück kann auch zu einem Napf Drag. 30 gehört haben.

Der Metopenstil.

Wie schon bei den Schüsseln der älteren Form Drag. 29 vielfach eine Einteilung der Bildzone in metopenartige Rechtecke üblich war, in denen figürliche Darstellung mit Pflanzenmotiven u. a. abwechselten, so werden bei der jüngeren Form Drag. 37 mehr und mehr solche senkrechte Teilungen beliebt. Natürlich wirkt die bisher übliche horizontale Gliederung des Bildfrieses (Übergangsstil) noch eine Zeitlang fort, indem zuweilen eine Metope horizontal geteilt und dann mit kleinen Figuren gefüllt wird; die Folge davon ist mehrfach eine kleinliche, unruhig wirkende Zerstückelung der Oberfläche; der Vorteil der neuen Form, daß höhere Figuren möglich sind, wird damit zum Teil wieder aufgehoben. Zunächst finden sich die figürlichen Darstellungen noch in der Minderzahl gegenüber den mit Pflanzenmotiven der verschiedensten Art gefüllten Metopen; diese sind bald breit und sehr gern mit dem andreaskreuzartigen Stabmotiv verziert, bald wieder schmaler. Schöne Beispiele dieser Art hat Baden-Baden aufzuweisen. Allmählich werden die Metopen mit Pflanzenschmuck schmaler, bis schließlich dünne senkrechte Stäbe der verschiedensten Art die immer reicher mit Figuren gefüllten Metopen trennen. Bemerkenswert ist, daß manche Ornamente der ältesten Form, so die Pfeilspitzen oder Schuppen, noch lange gelegentlich auftreten.

Bei der oft sehr starken Zertrümmerung ist es natürlich zuweilen schwer zu sagen, welcher Gruppe ein Bruchstück zuzuweisen ist.

138. Br. einer niederen Schüssel. Offenbar erhob sich über dem erhaltenen Bildfries noch eine obere Zone. Das übrig gebliebene Stück zeigt eine senkrechte Einteilung durch je 3 Perlstäbe. Die breiteren Metopen tragen je 3 Reihen Schuppen, darüber scheint ein laufendes Tier anzunehmen zu sein. Die unteren Hälften der schmaleren Metopen sind mit kleinen Gewandfiguren geziert.

139. Br. einer niederen Schüssel. Außer dem »Andreaskreuz« ist eine Metope erhalten, die oben einen Stier mit Leibgurt aufweist wie bei Déch. 2, 897 (Germanus), darunter 2 Reihen Schuppen und eine Spiralfeder. Riegel

140. Br. einer niederen Schüssel, kirschrot. Ein Eber eilt nach rechts wie bei Knorr, Rottweil 16, 10, dort auf einem steilwandigen Napf, dem Vorläufer von Drag. 30. Unter dem Tier ist eine Spirale. Riegel.

°141. Br. einer niederen Schüssel. Eierstab. Senkrechte Wellenlinien teilen den Fries. Links schreitet ein Satyr mit Thyrsusstab nach rechts wie bei Déch. 2, 353

(dort auf Drag. 30). Die nächste, geteilte Metope zeigt oben ein Raubtier, das einen Menschen niederwirft, wie bei Déch. 2, 967 und bei Knorr, Rottweil 14, 11; darunter ist ein Delphin wie bei Déch. 2, 1049, dort auf einem Gefäß Drag. 29 des Mommo, ferner bei Knorr, Rottweil 3, 1, dort auf Drag. 29 des Meddillus. Ganz rechts schreitet ein mit einem Lendentuch bekleideter Mensch mit wagerecht gehaltener Stange nach rechts, es ist ein Retiarius. Riegel.

°142. Br. einer gelbroten, mattglänzenden, niederen Schüssel. In der Metope links erblickt man den Rest einer tanzenden Gestalt; in der Mitte Diana mit dem Bogen und dem Jagdtier, dessen Vorderläufe die Göttin mit der Rechten hält, ähnlich wie bei Déch. 2, 63a und bei Knorr, Rottweil 11, 1, dort auf einem Gefäß des Crucuro; die Metope rechts hat in ihrem unteren Teil den »Opferkuchenträger«, ähnlich wie bei Déch. 2, 577. Karlsruhe.

143. Br. einer niederen Schüssel. Über dem Blattfries (wie bei Knorr, Rottweil 1, 7 auf einem Gefäß Drag. 29), der sich häufig bei den älteren Schüsseln findet, ist ein Löwe angebracht wie bei Déch. 2, 787 (Advocisus) und bei Knorr, Rottweil 2, 1, dort auf einer Schüssel Drag. 29 des Severus. Riegel.

*144. Br. einer gelbroten, sehr feinen Schüssel. Rechts steht das Andreaskreuz, links eine kleine schießende Diana in kleinem Medaillon. Riegel.

°145. Br. einer halbkugligen Schüssel, schwarz verbrannt. Die Einteilung in Metopen geschieht durch sehr dünne Stäbe. Links ist ein Pfeiler oder eine Säule erhalten. Vielleicht war der Typ ähnlich wie Déch. 2, 654, wo ein Diskobolos seinen Diskos auf eine Säule aufstützt, diese ist aber dort viel plumper. Die zweite, geteilte Metope hat unten einen verzierten Altar wie bei Déch. 2, 1089 (Graufesenque), oben einen nach rechts schreitenden Amor, ähnlich wie bei Déch. 2, 243. Die dritte Metope enthält oben eine schöne Victoria wie bei Déch. 2, 479, daneben einen kleinen Vogel wie bei Déch. 2, 1041 (Lezoux). Die vierte Metope hat über dem Altar eine nach links eilende Gestalt.

146. Br. einer niederen Schüssel, schwarz verbrannt. Man erblickt Victoria wie bei der vorigen Scherbe, daneben einen ruhenden Hirsch wie bei Déch. 2, 862.

147. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. In metopischer Einteilung ist oben das sehr stumpfe Bild eines Wagenlenkers, darunter ein Vogel in Gewinde.

148. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Erhalten ist die Darstellung eines Ebers.

149. Br. einer derbwandigen, niederen Schüssel. Oben ist ein nach rechts laufender Hund (?), unten ein feister Hase.

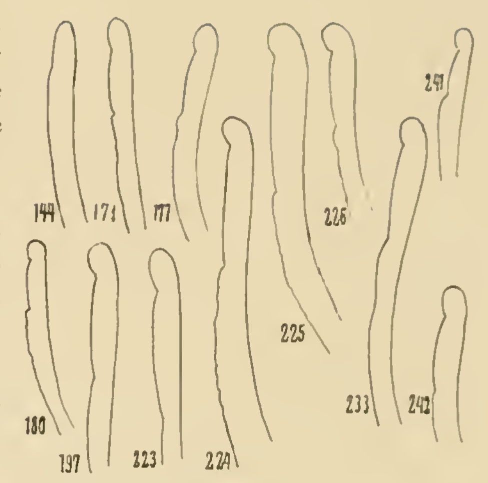
150. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Erhalten ist das Bild der Diana mit Bogen und Jagdtier.

151. Br. einer kirschroten, glanzlosen, niederen Schüssel. Die metopische Gliederung wird durch je drei senkrechte Perlstäbe bewirkt. Das Schuppenornament erinnert an die älteren Gefäße. Ein kleiner, bekleideter Mann schreitet nach links.

152. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Ein roh geformter Löwe schreitet nach links.

153. Br. einer kirschroten Schüssel. Erhalten ist das Bild der Minerva mit Rundschild wie bei Déch. 2, 89 (dort auf Drag. 30).

°154. Br. einer kirschroten, mattglänzenden, niederen Schüssel. Von Metopen, die mit Schuppen gefüllt sind, ist ein Bildfeld mit einem Delphin umgeben; dieses Feld ist horizontal geteilt.



°155. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. In der mittleren Metope schreitet ein nackter junger Mann nach rechts; seine erhobene linke Hand stützt sich auf einen langen Stab, die Rechte trägt einen Becher (vgl. die ähnlichen Bilder bei Déch. 2, 301, 304).

156. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Die eine Metope zeigt oben einen nach rechts gewandten Hirsch, unten eine menschliche Gestalt; die zweite eine Minerva, die zwischen Déch. 2, 77 und 78 steht.

°157. Br. einer kirschroten niederen Schüssel. Zwischen breiten Metopen mit Andreaskreuzen zeigt die mittlere Metope eine Minerva mit Rundschild, ihre rechte Hand ist verstümmelt, so daß auch die Lanzelheft.

158. Br., zu dem vorigen gehörig. Außer dem Andreaskreuz und der Minerva ist noch der untere Teil einer nach links schreitenden weiblichen Gestalt erhalten.

159. Br. einer braunen, derben Schüssel, zum Teil verbrannt. Neben einer Diana wie bei Déch. 2, 63 ist ein Silen mit Ferkel (?) wie bei Déch. 2, 324.

160. Br. einer derben, glänzenden, niederen Schlüssel. Zwei Gladiatoren sind von dem Schuppenornament umgeben; ähnlich wie bei Déch. 2, 588, 589.

°161. Br. einer niederen Schüssel. Zu beiden Seiten einer Metope mit dem Andreaskreuz sind ein nach rechts schreitender Mann wie bei Déch. 2, 336 (Graufesenque), und der unterste Teil der Gestalt Déch. 2, 510, Mann mit Exomis, eine Rolle in der einen Hand haltend, die andere ist verstümmelt, d. h. die Punze wurde ruhig weiterverwendet, obgleich die eine Hand abgebrochen war. Die gleiche, sehr charakteristische Figur bei Knorr, Rottweil 13, 3, 4; 12, 1, auf Drag. 30 und 37.

°162. Br., schwarz verbrannt. Eine nackte weibliche Gestalt stützt sich auf das Pedum, den Hirtenstab. Die Figur bildete mit einer männlichen Gestalt zusammen eine erotische Szene, vgl. auch Kastell Gnotzheim (ORL 4, 16), das von Domitian an bestand.

163. Br. einer gelbroten, stark glänzenden, niederen Schüssel. In der einen Metope erscheint Victoria mit Palme wie bei Déch. 2, 481 (auf Drag. 30); in der zweiten ein Wagenlenker mit Biga nach links gewandt; in der dritten Diana wie bei Déch. 2, 63a (Graufesenque).

164. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Das Andreaskreuz wechselt mit einem Feld, das zwei Gladiatoren darstellt. Der Abschluß unten wird durch S-förmige Gewinde bewirkt.

°165. Br. eines gelbroten Gefäßes. Es scheinen schmale ornamentierte Felder und breite mit figürlichen Darstellungen abzuwechseln. Erhalten sind die gekreuzten Beine einer sitzenden Gestalt.

166. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Ein mit einer Lanze bewaffneter Mann wendet sich gegen einen Löwen wie bei Déch. 2, 634.

167. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Die eine Metope zeigt oben einen nach rechts springenden Windhund, unten Halbkreise an wagerechten Stäben; die zweite enthält Silen wie bei Déch. 2, 310, doch ohne Doppelflöte.

°168. Br. einer gelbroten, glänzenden, niederen Schlüssel. Inmitten von 2 Andreaskreuzen ist eine tanzende weibliche Gestalt wie bei Knorr, Rottweil 11, 1 (Crucuro). Dazu gehören noch 4 andere Scherben.

169. Br. einer kirschroten, mattglänzenden, niederen Schüssel. Von Metopen mit Andreaskreuzen umgeben erscheint ein Feld mit einer erotischen Szene. Gedankenlos wird die alte horizontale Zweiteilung noch durchgeführt.

170. Br. eines kirschroten Gefäßes mit zierlichem Eierstab. Die beiden Figuren Déch. 2, 315 u. 331 sind zu einer erotischen Szene vereinigt (dort auf Drag. 30).

°171. Br. einer niederen Schüssel, zum Teil verbrannt. Es scheinen große und geteilte Metopen miteinander abzuwechseln. Wir erblicken einen kleinen Pan wie bei Déch. 2, 423, aber kleiner und roher geformt; dann einen Mann, mit der Exomis bekleidet, der etwas in den Händen trägt. Zweifellos liegt die Darstellung bei Déch. 2, 510 zugrunde. Dieser Typ ist uns unter Nr. 161 begegnet. Gegenüber dem erwähnten, feineren Riegeler Stück und den Darstellungen bei Knorr und Déchelette macht nun dieses deutlich den Eindruck der Nachbildung. Es ist um mehrere Schwindungen kleiner, die Formen sind roher, der Armstummel und die vom Kopisten nicht verstandene Buchrolle sind zu einem unförmlichen Körper verschmolzen.

°172. Br. einer fast gelben Schüssel von sehr feinem Ton. Perlstäbe gliedern senkrecht den Bildfries. In schöner Prägung erscheint eine nackte weibliche Gestalt in der Haltung der medicäischen Venus, etwas verschieden von dem Typ Déch. 2, 176a. Rechts sind Reste einer bekleideten Gestalt. Der Blätterfries weist auf Satto hin (Knorr, Cannstatt 2, 7). Das gleiche gilt für den Charakter der Figuren.

173. Br. einer niederen Schüssel. Andreaskreuz. — Über einen nach rechts schreitenden Stier mit Leibgurt wie bei Déch. 2, 897 (Germanus) ist eine Gewandfigur als Füllung verwendet.

*°174. Br. einer gelbroten, zierlichen Schüssel. Wellenlinien, die in Rosetten endigen, gliedern den Bildfries. Erhalten ist eine nackte männliche Gestalt, die den linken Arm auf den Kopf legt. Ähnlich ist der Apollo Déch. 2, 346.

175. Br. einer niederen Schüssel, schwarz verbrannt. In der einen Metope erscheint Diana wie bei Déch. 2, 479, in der anderen ein ruhender Hirsch wie bei Déch. 2, 862.

°176. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel, sehr verdorben. Rechts von einem kanellierten Pfeiler steht Victoria mit dem Kranz.

*°177. Br. einer gelbroten Schüssel mit niederem Rand. Durch einen Rechteckstab, der in große Rosetten endigt, wird der Bildfries gegliedert. In dem einen Feld ist eine Maske, umgeben von einem gekerbten Kreis; der Übergang in die auf den Metopenstil folgende Geschmacksrichtung, den Medaillonstil, bereitet sich vor. Das andere Feld zeigt eine kleine Gewandfigur und einen kleinen Vogel über einem undeutlichen Gegenstand.

°178. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. In der Metope links bereitet sich der Arkadenstil vor; die andere Metope ist wagerecht geteilt und zeigt oben ein nach rechts eilendes Tier, unten den »Opferkuchenträger« (vgl. Nr. 142).

°179. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Ein Rechteckstab dient zur senkrechten Gliederung. Erhalten ist ein gut modellierter Mann, der, etwas vorgebeugt, sich nach links wendet und die rechte Hand vorstreckt.

*180. Br. einer gelbroten, mattglänzenden niederen Schüssel. Unter dem niederen, glatten Rand ist ein Eierstab, dessen Zungen links herabhängen. Zwischen stilisierten Zweigen, die zur Einteilung dienen, liegt ein ausruhender Hirsch wie bei Déch. 2, 862. Karlsruhe.

181. Br. einer niederen Schüssel. In glatten Kreisen befindet sich eine Taube mit erhobenen Flügeln wie bei Déch. 2, 1011, dort jedoch nach der entgegengesetzten

Seite gewendet (Lezoux), und das Fruchtkörbchen des Cibisus. Das Stück zeigt, daß Cibisus zwischen Lezoux und Heiligenberg, sowie Rheinzabern vermittelt.

°182. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Die beiden Strichelstäbe, sowie das Fruchtkörbchen weisen auf Cibisus hin; darunter sind schöne Spiralen mit Rosetten; diese finden sich auf einem mit Janu signierten Gefäß in Cannstatt (Fundberichte aus Schwaben 1908 S. 48).

°183. Br. einer kirschroten, glanzlosen, niederen Schüssel. Unter glatten Kreisen, die Rosetten einschließen, befindet sich je ein Amor mit Stab in der erhobenen Rechten in derbem Gewinde, wie bei Knorr, Rottweil 25, 16 und 27, 8 auf Gefäßen des Ciriuna und des Reginus.

184. Br. einer gelbroten, glanzlosen, niederen Schüssel. Der Rechteckstab des Cibisus gliedert den Bildfries. In Ranken ist wenig geschickt ein Weinstock (?) mit 5 Blättern hineingesetzt, wie bei Déch. 2, 1141, sowie bei Knorr, Rottweil 22, 1 auf einem Gefäß des Cibisus; ihm ist auch das Riegeler Stück zuzuweisen.

°185. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Unter dem großen Eierstab ohne Zungen und dem Strichelstab des Cibisus ist ein Fries von Dreiecken angebracht, die bei Knorr, Rottweil 21, 1 auf senkrechte Stäbe gesetzt sind. Das schon mehrfach erwähnte rollenartige Motiv des Cibisus krönt einen senkrechten Strichelstab. Ein plumpes Tier, wohl ein Nilpferd, füllt die Metope.

°186. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel, sehr fein. Eine Halbmetope zeigt einen gut modellierten Eber wie bei Knorr, Rottweil 16 auf einem kleinen Napf Drag. 30, die Motive des Crucuro und des Meddillus vereinigt. Sonst sind Teile sehr gut modellierter Blätter erhalten; sie finden sich ebenso bei Knorr, Cannstatt 12; 11, 8.

°187. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Der Eierstab ohne Zungen findet sich genau ebenso auf Gefäßen des Cibisus bei Knorr, Rottweil 21; 22. Die durch Rechteckstäbe gebildeten Metopen werden durch ebensolche Stäbe diagonal gekreuzt; es ist hierin das letzte Ausklingen des andreaskreuzartigen Motivs zu erblicken. Es findet sich z. B. bei Knorr, Rottweil 19, 12. Das eigentümliche kleine Füllornament bringt Knorr, Rottweil 22, 4. Der kleine, nach links gewandte Amor weist deutlich auf die Fabrik von Heiligenberg westlich von Straßburg hin; diese zierlichen Gestalten finden sich auf mehreren besonders schönen Stücken zu Baden-Baden. Die Riegeler Scherbe ist abgebildet bei Knorr, Rottweil 22, 10. Cibisus von Offemont, dem das Stück mit Sicherheit zuzuweisen ist, hat unstreitig Beziehungen zu den älteren Töpfern von Heiligenberg, aber auch zu den ältesten von Rheinzabern.

°188. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Unter dem für Cibisus charakteristischen Eierstab ist der Name dieses Töpfers eingestempelt. Der kleine Rest läßt den Amor wie auf dem vorigen Stück erkennen (vgl. Knorr, Rottweil 19—24). Der Stempel ebenso auf einer Scherbe von Badenweiler in der Großh. Staatssammlung zu Karlsruhe (Knorr, Rottweil 21, 5). Riegel.

189. Br. einer niederen Schüssel, gelbrot. In Halbkreisen erscheint der mehrfach genannte Amor des Cibisus. Riegel.

°190. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. In kleinen Medaillons sind ein Vogel und ein Körbchen mit Früchten, darunter Masken (etwas verschieden von den Typen bei Déch. 2, 671 und 672) und Eroten mit Stab.

191. Br. einer dünnwandigen, gelbroten Schüssel. Der Stempel des Cibisus ist zwischen den Ornamenten, die nur in ganz geringen Resten erhalten sind, rückläufig und in eingetieften Buchstaben angebracht. Knorr, Rottweil 21, 4 bringt davon eine

Abbildung. Der Eierstab über dem Strichelstab weist auf Beziehungen zu Verecundus hin (Knorr a. a. O. S. 46 und 23; 24).

°192. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Große und kleinere Girlanden umrahmen sternförmige Blüten und einen kleinen Amor mit einem Stab in der Linken (Knorr, Rottweil 22, 8—10). Die Pflanzenmotive weisen auf Lezoux hin (vgl. Knorr, Cannstatt 8, 1). Diese Motive finden sich auch auf einem Gefäß des Ciriuna, den Knorr, Rottweil S. 52 (26, 4, 5) nach Offemont verweist und vielleicht in Riegel ansässig sein läßt.

°193. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Außer dem Fruchtkörbchen, das bei Nr. 190 mit Motiven des Cibisus zusammen erscheint, ist ein sehr großer Adler erhalten.

194. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Amor mit dem Stab, darunter ein Fries von je 3 konzentrischen Ringen.

°195. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. In Halbbogen, die auf wagerechten, walzenförmigen Stäben aufsitzen, schweben Masken (etwas verschieden von den Typen bei Déch. 2, 671, 672). Daneben sind kleine Eroten zwischen Hasen wie bei den vorigen Stücken. Das Stück ist zweifellos von Cibisus.

°196. Br. einer niederen Schüssel. Eierstab, Rechteckstäbe, Eroten u. a. wie bei den vorigen Stücken, dazu noch ein nach rechts schreitender Löwe. Jedenfalls Gefäß des Cibisus.

*°197. Br. einer ziemlich großen Schüssel, gelbrot. Unter dem 3 cm hohen, glatten Rand ist statt des Eierstabs ein Fries aus je 3 radial gestellten Stäbchen verwendet wie bei Knorr, Rottweil 26, 9 u. 13 auf einer Scherbe, deren Typen »große Verwandtschaft mit den Arbeiten des Janus« hat. Janus arbeitete zuerst in Heiligenberg, dann in Rheinzabern (Knorr a. a. O. S. 53). Die mit Rosetten gezierten, senkrechten Stäbe, in denen die alte Metopengliederung ausklingt, laufen in je 2 kolbenartige Enden aus. Die noch ganz erhaltene Mitte zeigt in einem kleinen Medaillon ein Körbchen mit Früchten wie bei Knorr, Rottweil 22, 9, ebenso: Fundberichte aus Schwaben 1908, Seite 49. Das Stück beweist den Zusammenhang des Cibisus mit den ältesten Meistern von Rheinzabern (vgl. auch ORL Kastell Pfünz 20, 32).

°198. Br. einer ziemlich großen, gelbroten Schüssel. Unter dem hohen, glatten Rand erscheint der Eierstab des Cibisus, darunter dessen Rechteckstab. Die metopische Gliederung wird durch eine Art Gerüst aus 2 Perlstäben und dem walzenförmigen Horizontalstab gebildet. In zwei kleinen Medaillons erscheinen der Reiher und der Amor des Cibisus, in einem größeren, aus Rechtecken bestehenden Medaillon schwebt die mehrfach erwähnte Maske, während das entsprechende Medaillon 2 glatte Ringe umschließt. Außerhalb des Medaillons sind ein Löwe und ein nach rechts schreitender Amor mit einer Lanze (?) angebracht. Das »Gerüst« ist ähnlich auf einem Gefäß des Cibisus bei Knorr, Rottweil 21, 2; der Reiher z. B. 22, 9, die konzentrischen, glatten Ringe bei Knorr, Rottweil 23, 7, der Amor 23, 8 (auch bei Janus). Auch dieses Stück beweist die Beziehungen des Cibisus zu den ältesten Rheinzaberner Töpfern.

°199. Br. einer gelbroten Schüssel mit mehligem Bruch, sehr verdorben. Das »Gerüst« mit etwas anderem Horizontalstab als beim vorigen Stück, genau wie auf dem Gefäß des Cibisus bei Knorr, Rottweil 21, 2. In dem einen der aus Rechtecken gebildeten Medaillons ist eine nach vorn gewandte weibliche Büste; genau wie bei Knorr, Rottweil 23, 1. Auch dieses Stück gehört unzweifelhaft dem Cibisus an.

200. Br. einer niederen Schüssel; sehr klein. Erhalten ist der Strichelstab des Cibisus u. a., die eingetiefte Rosette, 2 kleine, nach links gewandte Büsten, wie bei Knorr, Rottweil 19, 4 auf einem Gefäß, das Elemente von Lezoux und Heiligenberg verbindet.

201. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Unter dem für Cibisus bezeichnenden Eierstab (Knorr, Rottweil 21) und dessen Strichelstab erscheint links ein springender Hirsch; links sind die Rebblätter des Cibisus wie bei Knorr, Rottweil 21, 6.

°**202.** Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Mehrfach findet sich der zwar nicht vollständige, eingetiefte Stempel, der zweifellos zu (Sa)turn fecit zu ergänzen ist. Ein sonst sitzender Hase ist ungeschickt aufrecht gestellt, so daß er wie im Kampf mit Amor erscheint. Hasen, Amor und die Rosetten sind ebenso bei Knorr, Rottweil 17, 8; Eroten in ähnlicher Auffassung ebendort 19. Daß Saturn und Satto (nach Knorr S. 40 90—110 n. Chr.) gemeinsam arbeiteten, zeigt 17, 22, wo die Namen beider eingestempelt sind. Das Weitere über Saturn bringt die Namenliste. Riegel.

°**203.** Br. einer niederen Schüssel. Unter dem fast nicht mehr erhaltenen Eierstab wird die Bildzone durch niedere Pfeiler gegliedert, deren Schaft durch Einschnürungen in rautenartige Felder zerlegt wird; auf dem Pfeiler scheint eine nach rechts blickende Maske (?) aufzusitzen, während der untere Abschluß durch ein Bukranion bewirkt wird. Der Name des Töpfers A. Giamilus, ist zum Teil erhalten. Die Bukranien finden sich auch bei Knorr, Rottweil 10, 1, 2, desgleichen die charakteristischen Schlangenlinien, doch sind sie bei dem Riegeler Stück wagerecht angebracht. Die gut modellierte, gedrungene Gestalt ist vielleicht als Tänzer zu denken, der mit den beiden Händen ein Gewandstück hinter dem Rücken ausgespannt hält. Diese Schlangenlinien finden sich auf einer zu Lehen bei Freiburg gefundenen Formschüssel; vielleicht ist Giamilus aus Banassac (Déch. 1, S. 118) nach Lehen übergesiedelt, wohl in der Zeit des Domitian (vgl. Knorr, Rottweil S. 31). Riegel.

°**204.** Br. einer niederen Schüssel. Unter den Schlangenlinien wie beim vorigen Stück ist ein feiner Blätterkranz, während nach oben eine mit Bukranien besetzte dünne Linie nach Art mancher Gefäße von Lezoux eine horizontale Gliederung bewirkt (vgl. Déch. 1, S. 183 u. 9, 4). Riegel.

205. Br. einer niederen Schüssel. Das von Knorr, Rottweil 11, 5 abgebildete Stück zeigt eine senkrechte Gliederung durch rohe Pfeiler; zwischen ihnen ist ein kleiner Baum angebracht und rückläufig der Name des A. Giamilus eingestempelt. Ein anderes Feld zeigt einen ohne Raumgefühl hineingesetzten kleinen Vogel; rechts ist in einem kleinen Medaillon ein kleines Tier (Skorpion?). Der untere Blattkranz ist wie bei Nr. 204 (A. Giamilus). Riegel.

°**206.** Br. einer braunen, niederen Schüssel. Auf kannelierten Pfeilern wie bei Knorr, Rottweil 11, 5, ruhen dünne Gewinde. In der so gebildeten Arkade schwebt ein kleiner Satyr mit Doppelflöte. Unten ist der Blattfries des Giamilus.

207. Br. einer niederen Schüssel. Erhalten sind die Schlangenlinien des Giamilus, ein feiner Blattfries wie bei 204, 205 und kleine Bukranien.

°**208.** Br. sehr klein. Ein gut modellierter nackter Mann scheint mit dem einen Knie ein Tier niederzudrücken. Riegel.

209. Br. einer kirschroten Schüssel; sehr klein, so daß die Anordnung der Bildelemente nicht sicher erkannt werden kann. In einer kleinen Arkade steht Amor wie bei Déch. 2, 253, dort auf Gefäßen des Libertus u. a. von Lezoux. Riegel.

210. Br. mit sehr hohem Rand. Erhalten ist ein nach rechts gewendeter Wagenlenker mit Biga. Riegel.

°**211.** Br. einer niederen Schüssel. Kandelaberartige Gebilde wie bei Knorr, Rottweil 19, 7; 27, 3 (Reginus) wechseln mit Akanthusblättern, deren Enden troddelartig umgebogen sind, wie auf Gefäßen des Janus (Knorr, Cannstatt 27, 5, auch 6, 3, 4, 5). Die senkrechte Einteilung geschieht durch einen Perlstab, der in eine Rosette endet (5 + 1

eingetiefte Punkte) wie bei Knorr, Rottweil 19, 13. Das seltsame, zur Raumfüllung dienende Blattmotiv ebenso bei Knorr, Rottweil 19, 13, 4—7. Motive von Heiligenberger und von den ältesten Rheinzaberner Töpfern sind hier vereinigt. Dazu scheint eine weitere Scherbe zu gehören.

°212. Br. einer Schüssel. In der einen Metope erscheint ein Gladiator in Vorderansicht; in der anderen Metope der Satyr des Germanus.

213. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Die eine Metope enthält einen von vorn gesehenen Gladiator, die andere geringe Reste des tanzenden Satyrs (?) mit Thyrsusstab Déch. 2, 353 (Drag. 30), bei Knorr, Rottweil 6; 7 auf Gefäßen des Germanus von Graufesenque.

°214. Br., sehr klein. Unter dem Eierstab, dessen Teile durch Zwischenräume voneinander getrennt sind, ist in feinster Prägung eine Eichel, ein kleiner Vogel und ein Zweig mit Blättern erhalten.

215. Br. einer niederen Schüssel. In einer Arkade schreitet Silen mit einem Korb auf dem Kopf, eine Weintraube in der Rechten haltend, nach rechts. Obgleich von der metopischen Gliederung nichts mehr erhalten ist, mag das Stück nach Déch. 2, 323 (Lezoux) und Knorr, Rottweil 12, 2 (auf Drag. 30) hier eingereiht werden.

°216. Br. einer niederen Schüssel. Unter dem zungenlosen Eierstab in der Art des Janus wird der Bildfries durch Stäbe, die in Rosetten endigen, metopisch geteilt. Erhalten ist die eine Metope; sie zeigt in doppeltem Ring eine kleine, vorwärts gebeugte Gestalt mit vorgestreckten Armen. Das achtlappige Blatt rechts findet sich auf einem Gefäß des Janus bei Knorr, Cannstatt 26, 3.

°217. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Der kleine Amor in der Girlande, sowie die Weintrauben weisen auf Satto hin; vgl. Knorr, Rottweil 17, 18, 6 u. a.

°218. Br. einer gelbroten, derbwandigen Schüssel. Durch Rechteckstäbe, die in Rosetten enden, werden Metopen hergestellt. Links steht Venus, nackt, wie bei Déch. 2, 176a, auf einer von vorn gesehenen Maske; dort auf einem Gefäß des Libertus u. a. von Lezoux. Die Figur erscheint jedoch wie eine schlechte Kopie jenes Typs, der gut modelliert auf dem Riegeler Stück Nr. 172 vorkommt. Die zweite Metope enthält mehrere Amazonenschildchen übereinander, daneben unter Halbkreis eine andere nackte Figur (vgl. ORL Kastell Feldberg 4, 6, doch ist dort ein Gewand vorhanden).

°219. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Das schon von Knorr, Rottweil 24, 10 abgebildete, in vertiefter, rückläufiger Schrift den Namen des Verecundus tragende Stück beschränkt die Gliederung auf die Andeutung durch feine Perlstäbe. Eine nackte Gestalt sitzt, nach links gewendet, auf einem würfelförmigen Stuhl. Daß es Juppiter ist, zeigen die Scherben 24, 4—6. Der nur zum kleinsten Teil erhaltene Flötenbläser findet sich 21, 1 auf einem Gefäß des Cibisus. Knorr hat wohl recht, den Verecundus vor 140 n. Chr. in Offemont tätig sein zu lassen.

°220. Br. einer kleinen, kirschroten Schüssel. Erhalten ist nur die sehr abgescheuerte Gestalt eines Hirsches und ein Stückchen Blattfries darunter. Es scheint eine Halbmetope vorzuliegen.

°221. Br. einer kirschroten, glanzlosen, niederen Schüssel. Ranken durchziehen das Bildfeld. Links befindet sich Victoria mit der Palme; in der Mitte ein kauernder Knabe, rechts Silen mit Doppelflöte wie bei Déch. 2, 313 (dort auf Drag. 30 von Lezoux). Deutlich ist die horizontale Teilung zu erkennen.

°222. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Zwei Seepferde von verschiedener Gestalt sind einander zugewandt. Zu vergleichen sind die nur ähnlichen Typen bei Déch. 2.

*°223. Br. einer gelbroten Schüssel mit hohem Rand. Unter dem Eierstab ohne Zungen ist ein Rest der metopischen Gliederung erhalten. In vertieften Buchstaben ist der Name Verecundus eingeprägt. Die Gestalt links ist eine wasserausgießende Nymphe wie bei Knorr, Rottweil 21, 1 auf einer Schüssel des Cibisus (vgl. die Abbildung bei Knorr, Rottweil 24, 9).

*224. Br. einer gelbroten, derbwandigen, großen Schüssel. Die Elemente der Verzierung finden sich meist bei Ludowici 3, S. 235: Der Eierstab mit rechts hängenden Zungen, das Andreaskreuz, Diana mit Bogen und Jagdtier, gegen sie springt ein plumper Eber an; ferner ein Panther und ein Gladiator. Das Stück zeigt die Verrohung von Form und Ornament der späteren Rheinzaberner Ware.

*225. Br. einer kirschroten, derbwandigen Schüssel mit hohem Rand. Unter dem Eierstab mit Zungen links klingt die alte Metopeneinteilung in dünnen Schnurstäben nach. In rohen Formen erscheint ein mit Lanze bewaffneter Mann nach rechts gegen einen Eber gerichtet; das Vorbild ist bei Déch. 2, 628. Im anderen Feld ist ein Jagdhund, sowie ein ruhender Hirsch.

*°226. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Der Eierstab ohne Zungen, sowie das die senkrechte Gliederung des Bildfrieses andeutende Motiv einer Blumenschale mit 2 Blattzweigen findet sich ebenso auf einem Gefäß des Janus bei Knorr, Cannstatt, 26, 2, ebenso der zum kleinsten Teil erhaltene Löwe. Janus versucht, mit einem niederen Schnurbogen über dem Bild (wie bei Knorr, Cannstatt, 26, 7) sich dem neu aufkommenden Arkadenstil anzupassen.

°227. Br. einer kirschroten, dickwandigen Schüssel. Das Gefäß scheint wahllos mehrere Stilarten zu verbinden: Horizontale und vertikale Gliederung und Verwendung von Medaillons. Das Urbild der roh modellierten kleinen Gestalt ist wohl der schöne Satyr des Germanus (Déch. 2, 352).

°228. Br. eines feinen Gefäßes. Amor stützt nachdenklich das Kinn auf die rechte Hand. Nur verwandt ist die Darstellung bei Déch. 2, 250.

°229. Br. einer niederen Schüssel. Ein Löwe läuft nach rechts, wie bei Knorr, Rottweil, 8, 1, auf einem Gefäß des Germanus von Graufesenque, auch die Bäume gehören dem Typenschatz dieses Meisters an (40—80 n. Chr.).

Kompositionen ohne Gliederung des Bildfrieses nach Art des Libertus von Lezoux.

230. Br. einer niederen Schüssel. Von der ungegliederten Bildzone sind Reste von Bäumen, dazwischen ein nach rechts gewandter Schütze erhalten. Riegel.

231. Br. einer gelbroten, derbwandigen Schüssel. Unter dem hohen Rand und kleinen Eierstab ist ein ungegliederter Bildfries. Eine Löwin wie bei Déch. 2, 785, dort auf einer Formschüssel des Illixo von Lezoux, nach rechts; neben ihr ein Feigenbaum mit 5 Blättern wie bei Déch. 2, 1141. Der Baum findet sich auch bei Knorr, Rottweil 22, 1, auf einem Gefäß des Cibisus. Die Löwinnen befinden sich auf einem Gefäß in Baden-Baden. Riegel.

232. Br., wahrscheinlich zum vorigen gehörig. Der charakteristische Feigenbaum ist erhalten. Riegel.

*°233. Br. einer gelbroten, glänzenden Schüssel mit hohem Rand. Die Zungen des Eierstabs hängen an der linken Seite herab. Aus Felsen kommt ein nackter Mann

hervor wie bei Déch. 2, 1063 und 557, sowie auf dem Riegeler Stück Nr. 93 des Germanus; jedoch ist die Gestalt etwas kleiner, in den Umrissen sehr roh und unverstanden übernommen. Rechts ist ein Baum. — Das Stück scheint die Arbeit eines Kopisten zu sein.

°234. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Ein Retiarius wendet sich gegen einen mit dem Langschild gedeckten Gladiator. Ein kleiner Hase und Rosetten dienen zur Füllung. Die Szene ist fast ebenso bei Déch. 2, 619, 620 auf einem Gefäß Drag. 29 von Graufesenque, doch ist dort der Gladiator nackt. Unter dem Fries ist ein sehr feines Blattmotiv. Riegel.

°235. Br. zu dem vorigen gehörig. Außer dem Mann mit Langschild sind noch 2 andere Kämpfer und Beine eines vierten erhalten. Riegel.

°236. Br. zu den beiden vorigen gehörig. Die beiden Kämpfer wie beim vorigen Stück. Zwischen Eierstab und Bildfries ist ein Band zierlich gewundener Stiele mit Spitzblättern eingeschoben. Riegel.

237. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel ohne Eierstab. Erhalten ist ein siebenästiger Baum; der Boden ist durch wellenartige Stücke angedeutet. Links scheint ein Reiter dargestellt gewesen zu sein. Riegel.

238. Br. einer gelbroten, glanzlosen, niederen Schüssel. Von dem wahrscheinlich ungegliederten Fries ist ein Satyr mit »zungenartig« geschwungener Nebris wie bei Déch. 2, 314 erhalten; dort auf einem Model von Lezoux.

239. Br. einer braunroten, niederen, Schüssel, zum Teil verbrannt. Ein zum Schwerthieb ausholender Krieger wie bei Déch. 2, 118 mit Ovalschild und flatterndem Mantel steht einem Löwen gegenüber.

240. Br. einer derben Schüssel, braun gebrannt. Ein ruhender Hirsch neben einem Baum mit langen Zweigen. Darunter ist ein Fries aus S-förmigen Gebilden.

*°241. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Unter dem Eierstab erscheint ein Blattfries wie bei Knorr, Rottweil 1, 4. Auf dem wohl ungegliederten Bildfries erscheint neben einer Palmette ein Panther wie bei Déch. 2, 798, dort auf einem Gefäß des Cinnamus. — Reste eines Ebers.

242. Br. einer niederen Schüssel. Die Zungen des Eierstabs hängen auf der rechten Seite herab. Ein Löwe wie bei Déch. 2, 770 (Formschüssel von St. Rémy) setzt über einen Erdhaufen hinweg.

243. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Auf dem anscheinend ungegliederten Bildfries eilt ein Löwe nach links auf einen nackten Mann zu, dessen Hände auf dem Rücken gefesselt sind.

244. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Unter dem Eierstab erscheint der Strichelstab des Cibisus, auch als unterer Abschluß des Bildfrieses ist er verwendet. Auf der ungegliederten Zone sind 2 Hirsche dargestellt, die zum Angriff aufeinander die Köpfe senken. Kleine, eingetiefte Rosetten dienen zur Raumfüllung, wie oft bei Cibisus (vgl. Knorr, Rottweil 19, 6 u. a.). Karlsruhe.

245. Br., sehr klein, so daß kein Schluß auf Form und Anordnung der Ornamente gezogen werden kann. Erhalten ist ein nach rechts schreitender Amor wie bei Déch. 2, 268. Riegel.

246. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Ein Reiter wie bei Déch. 2, 157, (Lezoux) sprengt über kammartig geformte Grasbüschel hinweg (vgl. Knorr, Rottweil 5, 5). Daneben steht der charakteristische Baum wie bei Knorr, Rottweil 9, 2, 3, dessen Zweige kleine Schlangen sind. Das Motiv findet sich schon im Kastell Hofheim (40–60 n. Chr.), dann z. B. auch in Baden-Baden. Riegel.

°247. Br. einer gelbroten Schüssel. Ein Mann schlägt mit einer Keule auf einen Knienden ein, der bittend oder zur Abwehr die Hände erhebt; diese zweite Gestalt findet sich auf einem Model von Waiblingen (Knorr, Cannstatt 33, 3). Riegel.

248. Br. einer gelbroten Schüssel. Charakteristisch ist unten ein Fries beperlter Scheiben wie bei Déch. 2, 1182 (Granius). Ebenso in Baden-Baden; ferner bei Knorr, Cannstatt 8, 13; 5, 1 (Lezoux). In der Mitte ist ein springendes Tier, endlich ein kleiner Vogel auf einem Zweige. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

249. Br., zum vorigen gehörig, zeigt außer diesem Vogel, seinem Zweig mit Spitzblättern und Eicheln einen großen, nach rechts gewandten Hund. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

°250. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel. Auf der anscheinend ungegliederten Zone ist ein mit kurzer Tunica bekleideter Mann erhalten, zierlicher als der sonst übereinstimmende Typ bei Déch. 2, 506, dort auf einem Gefäß des Libertus von Lezoux. Das zur Raumfüllung verwendete dreieckige Blatt verwendet Reginus (Knorr, Rottweil 27, 1; 36, 1, 7).

251. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Auf der wohl ungegliederten Zone erblickt man einen sehr großen, nach links gewandten Löwen wie bei Déch. 2, 766, vor ihm laufen zwei kleinere Tiere. Der nach rechts eilende, gepanzerte Krieger des Albucius von Graufesenque (Déch. 2, 103) ist ungeschickt unter den Löwen gelegt, als ob er von ihm überrannt würde.

Gefäße von Heiligenberg.

Eine Gruppe für sich bilden die meist reizvoll verzierten Sigillaten von Heiligenberg, westlich von Straßburg i. E. Formschüsseln sind dort gefunden worden, so daß dieser feste Ausgangspunkt vorhanden ist. Schätzbares Material ist in den beiden Heften von Knorr gegeben. Manche bemerkenswerte Stücke enthält die Sammlung in Baden-Baden.

*252. 2 Bruchstücke einer niederen Schüssel. Außer einer in eine Ranke gestellten derben Gestalt erscheinen die für Heiligenberg charakteristischen Amazonenschildchen (vgl. Knorr, Rottweil 17, 10 u. a.; 18). Riegel.

253. Br. einer gelbroten, derbwandigen Schüssel. Oben sind kleine Medaillons mit Eroten, zu beiden Seiten eines urnenartigen Gegenstands, der wohl einen Amboß vorstellen soll, auf dem die zierlichen Gestalten mit erhobenen Armen hämmern; ebenso bei Knorr, Rottweil 18, 7; als untere Zone erscheint das Palmettenornament genau wie dort. Riegel.

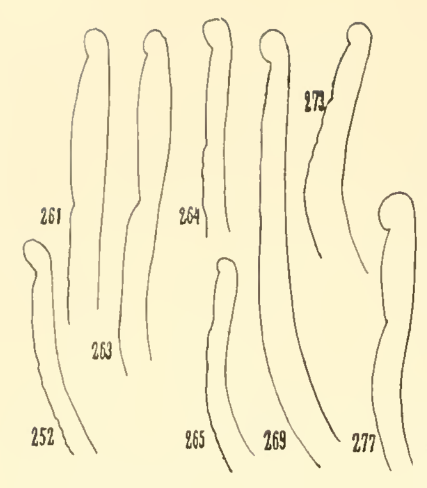
254. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. In einem Medaillon befindet sich die springende Antilope wie bei Knorr, Rottweil 19, 3; 18, 4. Das Stück ist Heiligenberg zuzuweisen. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

255. Br. einer niederen Schüssel. Mehrere Amazonenschilde sind übereinander dargestellt.

Gefäße von Rheinzabern.

Der Medaillonstil.

Zahlreiche Beispiele haben gezeigt, daß in den südgallischen Fabriken, von denen La Graufesenque für uns die wichtigste ist, der Übergangsstil, dann der Metopenstil beliebt war, und wie sich dann Lezoux diesem Geschmack anschloß. Die Einteilung



in Metopen durch Stäbe u. a. dauert noch nach 110 n. Chr. eine Zeitlang weiter in der neuen Stilrichtung, die durch Verwendung großer, die Höhe des Bildfrieses erreichender Medaillons charakterisiert wird.

256. Br. einer gelbroten Schüssel. In großen Medaillons befindet sich ein nach links gewandter Hund, der die rechte Vorderpfote aufhebt, ebenso bei Knorr, Cannstatt 19, 1; 32, 3. Der leere Raum wird gefüllt durch das gezackte Doppelblatt, das sich bei Knorr, Cannstatt 20, 6, 7, 9 auf Gefäßen von Rheinzabern findet. Riegel.

257. Br. einer halbkugligen Schüssel. Erhalten sind Spiralen und derbe Schnurgewinde wie bei Knorr, Rottweil 26, 9; miteinander verschlungene Ringe, Amazonenschildchen und kandelaberartige Gebilde wie bei Knorr, Rottweil 27, 3; 19, 7 (Reginus). Es sind Motive von Heiligenberger und den ältesten Rheinzaberner Töpfern vereinigt. Riegel.

258. Br. einer gelbroten Schüssel mit sehr hohem Rand. Im Medaillon erscheint der Hund wie bei Nr. 256. Daneben ein Aufsatz mit 2 Füllhörnern wie bei Knorr, Cannstatt 18, 19, 1, dort mit dem Stempel B. F. Attoni. Jedenfalls gehört das Stück Rheinzabern an. Riegel.

259. Br., sehr klein. In einem Kreis steht der Vogel Déch. 2, 1006, den dann Reginus oft verwendet, so bei Knorr, Cannstatt 37, 3. Daneben eine Panmaske. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

260. Br. einer derbwandigen Schüssel, gelbrot. Der Fries zeigt große Medaillons, in dem einen ist ein großes Blatt, in dem andern Amor mit Stab in der Hand, nach rechts gewandt, wie bei Knorr, Rottweil 27, 8, sowie der Name des Meisters, Regin f., in eingetieften Buchstaben. Reginus gehört Heiligenberg und Rheinzabern an. Über ihn handelt Knorr, Rottweil S. 9, 16, 53. Der Töpfer hat in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts gearbeitet. Riegel.

*261. Br. einer gelbroten, derbwandigen Schüssel. Unter dem sehr hohen Rand ist in 2 Reihen übereinander der Akanthusfries mit troddelartig umgebogenen Enden angebracht; sie findet sich mit Motiven von Heiligenberg zusammen und wird ganz besonders gern von Janus angewendet, einem der ersten Töpfer von Rheinzabern (vgl. Knorr, Rottweil 18, 7; 26, 8, 9; Cannstatt 27, 5; 37, 3). Riegel.

262. 2 Bruchstücke einer kirschroten, glanzlosen, niederen Schüssel. In einem großen Medaillon sitzt der ruhende Hirsch wie bei Déch. 2, 862; dann nochmals außerhalb des Medaillons.

*°263. Br. einer gelbroten, derbwandigen Schüssel mit hohem Rand. In großen Medaillons befindet sich ein Seepferd wie bei Knorr, Cannstatt 19, 1. Zwischen den Medaillons der seltsame Aufbau mit Trinkhörnern wie bei Knorr, Cannstatt 19, 1 und 18 (Attoni).

*°264. Br. einer kirschroten, glanzlosen Schüssel mit hohem Rand. Zweimal übereinander sind Vögel, auf einem Schnurstab sitzend, von einem Halbkreis umgeben, so daß sie auf einer Vogelstange zu sitzen scheinen.

*265. Br. einer gelbroten, derbwandigen, niederen Schüssel. Unter dem niederen Rand und dem Eierstab ohne Zungen wird der Bildfries durch senkrechte Stäbe, die oben und unten in Rosetten (6 + 1) ausgehen, eingefaßt. In einem derben Medaillon ist ein nach rechts gewandter weiblicher Kopf wie bei Déch. 2, 705. Außer kleinen Vögeln ist noch eine nicht deutlich ausgeprägte sitzende Gestalt erhalten.

266. Br. einer kirschroten Schüssel. Ein nackter Mann, von dem nur der obere Teil erhalten ist, legt nachdenklich die rechte Hand unter das Kinn. Bei Déch. 2, 328 ist die Gestalt vollständig: sie lehnt sich mit übergeschlagenen Beinen an einen mit einem Tuch behangenen Sitz; dort auf Model Drag. 30 von Lezoux.

°267. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. In dem Zackenkreis des Reginus wie bei Knorr, Cannstatt 35, 8 sitzt dessen beliebter Typ eines Vogels mit zurückgewandtem Kopf wie 35, 2 u. a., sein Blattmotiv wie 38, 1 und der Kreis mit Halbkugel ebendort (vgl. auch Knorr, Rottweil S. 42).

°268. Br. einer mittelgroßen Schüssel. In einem großen Medaillon befindet sich der Rest einer nackten weiblichen Gestalt; es ist Venus (Déch. 2, 185), die sich eine Binde um die Brust legt. Déchelette macht darauf aufmerksam, daß die Gestalt eine Anordnung des Haares zeigt, die durch Julia, die Tochter des Titus, Mode wurde. Dieser Typ findet sich auf Gefäßen des Butrio, Doeccus, Libertus, Cinnamus (von Lezoux, 90—130 n. Chr.), so bei Knorr, Rottweil 20, 15. Das kleine Füllornament außerhalb des Kreises scheint identisch zu sein mit den von Reginus (Knorr, Rottweil 27, 1) an Stelle des Eierstabs aneinandergereihten Blättern. Bei Déch. 1, S. 202 findet sich die gleiche Venus im Medaillon, zu beiden Seiten der Gestalt sind an schön geschwungenen Stielen gut modellierte Herzblätter; bei unserem Exemplar ist noch ein Stiel erhalten. Die von dem französischen Forscher dargestellte Scherbe trägt den Namen des Hauptmeisters von Lezoux, Cinnamus; das Gefäß, dem jene Scherbe angehörte, ist bis in die Nähe von Labiau in Ostpreußen gekommen.

Der Arkadenstil.

Neben dem Medaillonstil geht die immer beliebter werdende Gruppierung der Bildelemente in Arkaden (Bogen) einher und verdrängt die ältere Art allmählich.

*269. Br. einer gelbroten, großen, derbwandigen Schüssel mit hohem Rande; Stempel Janui. Dem Eierstab fehlen die Zungen. Durch Halbbogen werden Arkaden gebildet wie bei Knorr, Rottweil 26, 5, aber umgekehrt. Darin steht eine halbbekleidete weibliche Gestalt wie bei Knorr, Rottweil 26, 12 (mit dem Stempel des Cobnertus; vgl. auch Ludowici 2, S. 186, M. 22). Das Stück gehört in die erste Zeit der Rheinzaberner Produktion.

270. Br. einer kirschroten, niederen Schüssel mit hohem, stark profiliertem Rand. Die Pfeiler des Giamilus mit Bukranien und dessen Blattfries unten zeigen, daß während der Mode des Arkadenstils ein Kopist die guten Vorbilder benützt hat. Die Arkaden umschließen zwei roh modellierte Gestalten.

°271. Br. einer derbwandigen Schüssel, halb verbrannt. In Arkaden, deren Bogen auf kandelaberartigen Stützen aufsitzen, steht Minerva wie bei Knorr, Cannstatt 36, 6; 38, 1; dort ist auch die zur Füllung verwendete Scheibe. Da auch der für Reginus bezeichnende Eierstab mit feiner Horizontallinie unten vorhanden ist und die Typen ihm zuzuweisen sind, rührt das Stück zweifellos von diesem Töpfer her.

Anreihung der Ornamente ohne jede Gliederung des Bildfrieses.

In der späteren Produktion werden die Figuren und Ornamente ohne jede Gliederung des Bildfrieses neben- und übereinander, in verschiedenem Maßstab, oft völlig sinnlos angebracht. Wieder eine Abart zeigt die Figuren in Ranken, die der Höhe nach den ganzen Fries einnehmen.

Der Ton ist weniger sorgfältig geschlämmt, die Glasur weniger dauerhaft, der Bruch mehlig, das Profil des Gefäßes plump.

°272. Br. einer gelbroten, niederen Schüssel. Unter dem von Reginus, aber auch von Janus verwendeten Eierstab ohne Zungen wie bei Knorr, Cannstatt 27, 2; 39 u. a. erblickt man ein großes Rebblatt wie 39, 12, 13 (nicht »Sykomoren«-Blatt), einen nach rechts eilenden Löwen wie 36, 1 (jedenfalls Gefäß des Reginus), endlich das in 3 Kolben auslaufende Füllornament wie 36, 3; 39, 8. Eine Gliederung scheint nicht versucht worden zu sein. Das Stück muß der späteren Zeit des Reginus angehören.

*273. Br. einer kirschroten Schüssel. Unter dem Eierstab mit Zungen rechts erscheinen große Ranken, die aus der früheren Zeit das dreieckige Spitzblatt am elastischen Stiel, sowie das größere Spitzblatt wie bei Knorr, Rottweil 13, 2 und Déch. 1, Taf. 7, 20 übernommen haben.

274. Kirschrote, derbwandige Schüssel, die wieder zusammengesetzt werden konnte. In wirrem Durcheinander und rohester Ausführung sind alle Typen über- und nebeneinander angebracht, ohne jeden Geschmack: Vierfüßler, Adler, Krähen, Spitzblätter an elastischer Ranke; horizontale und vertikale Gliederung, Halbkreise u. a. in wüstem Wirrwarr. Schlechte, späte Ware.

275. 2 Bruchstücke einer derben Schüssel. Ein Greif und ein Hirsch, ähnlich wie bei Ludowici 2, S. 105 und Sykomorenblätter wie S. 208, P. 31 füllen mit ihren rohen Formen den ungegliederten Bildfries. Schlechte Rheinzaberner Ware. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

276. Br. einer derben Schüssel. Der Bildfries enthält ein wirres Durcheinander von Tieren. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

*277. Br. einer gelbroten, derbwandigen Schüssel. Unter dem Eierstab, dessen Zungen rechts herabhängen, sind alle möglichen Elemente: Windhunde, Hirsche, Vögel u. a. gedankenlos über- und nebeneinander angereiht. Darunter ist ein zweiter Fries, dessen Spitzblätter an elastischen Ranken an alte Vorbilder erinnern.

°278. Br. einer kirschroten, derbwandigen Schüssel. Erhalten sind Beine von 2 laufenden und tanzenden Gestalten; ähnliche Typen bringt Ludowici 3, S. 230, M. 216 u. a.

°279. Br. einer mittelgroßen Schüssel. Auf dem ungegliederten Fries ist ein Raubtier zu sehen, das gegen einen Menschen anspringt.

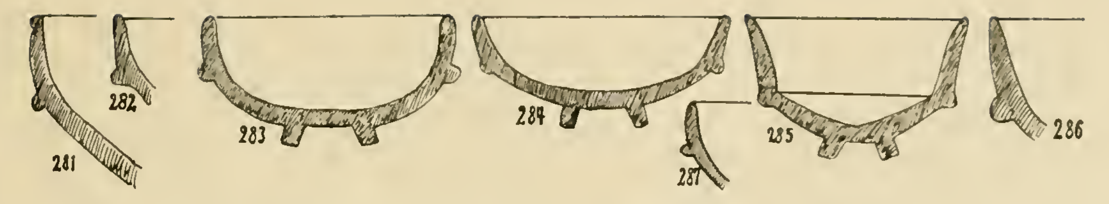
280. Br. einer derbwandigen Schüssel. Sinnlose, rohe Häufung von Typen. Die Gliederung durch Schnurstäbe wird nicht mehr verstanden.

Glattes Geschirr.

Tassen oder Näpfe Drag. 24, 25,

mit übergeschlagenem, fein gekerbtem Rand und plastischem Rundstab unten. Schon das augusteische Haltern hat solche Gefäße, zuweilen mit angeklebten Spiralhenkeln.

Besonders häufig ist der Typ in Hofheim (40—60 n. Chr.), unter den frührömischen Funden von St. Johann in Konstanz, wo vermutlich schon unter Augustus und seinen nächsten Nachfolgern eine Niederlassung bestand: in der Wiesbadener Moorschicht massenhaft, auch in Neuß (vor 69); in Xanten mit Münzen von Cäsar bis Nero zusammen. Nach Dragendorff T. S. S. 70 (86) in Juslenville mit dem Stempel Ardacus, in Orange mit dem Namen des Castus, in Trier mit Virtus f. u. a. Die Form war bis ins 2. Jahrhundert hinein beliebt. (Saalburg, Heddernheim.)



*281. Ganz erhaltenes Stück; 5,5 cm Höhe, 13 cm Dm.; gelbrot. Einfacher Fußring. Auf dem glatten Bauch erhebt sich eine 2,3 cm hohe senkrechte Zone mit senkrechter Kerbung. Stempel OF PRIMI. Riegel.

*282. Schüsselchen mit fein gekerbtem Rand; gelbrot.

*283. Schüsselchen oder Täßchen mit fein gekerbtem Rand; 3,5 cm Höhe, 7 cm Dm.; gelbrot.

*284. Ähnliches Täßchen mit feiner Kerbung; 3 cm Höhe, 7 cm Dm.

*285. Napf; 4 cm Höhe, 6 cm Dm.; gelbrot, mattglänzend. Die fast senkrechte Wandung ist höher geworden als bei den vorigen Stücken.

*286. Napf mit fein gekerbtem Wandstück. Riegel.

*287. Zierliches Gefäß mit feinster Kerbung. Riegel.

Teller Drag. 18 und 18/31.

Die älteren Stücke sind sehr niedrig; der Bauch setzt ziemlich steil an die in der Mitte leicht emporgetriebene Bodenfläche an, ist wenig hoch, flächig oder leicht gerundet. Der Typ ist sehr häufig in der Wiesbadener Moorschicht (1. Hälfte des 1. Jahrhunderts bis Nero), ebenso im Kastell Hofheim (40—60 n. Chr.), dagegen nicht mehr im Kastell Wiesbaden.

Indem der Rand schräger, höher und nach außen gerundeter wird, muß das Bodenstück kürzer werden. Es entsteht die Übergangsform Drag. 18/31 und endlich die im Kastell Wiesbaden vorherrschende Form Drag. 31 mit stark geneigter, breiter Wandung und kräftigem Rundstab.

*288. Br. eines Tellers Drag. 18. Riegel.

*289. Br. eines Tellers Drag. 18. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

290. Bodenstück eines Tellers Drag. 18; gelbrot, stark spiegelnd, sehr dünn und fein. Die Mitte des Bodens ist emporgetrieben. Stempel MAXERTS F. Riegel.

291. Bodenstück eines Tellers Drag. 18/31; Mitte des Bodens schwach emporgetrieben; aus sehr feinem Ton. Stempel unleserlich. Riegel.

*292. Br. eines Tellers Drag. 18/31. Riegel.

*293. Br. eines Tellers Drag. 18/31. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

*294. Br. eines ähnlichen Tellers. Sammlung Meyer zu Riegel.

295. Bodenstück eines großen Tellers; gelbrot; die Bodenmitte ist schwach emporgetrieben. Sehr feiner Kerbenkranz. Stempel ⊙ FRONTXI. Riegel.

296. 2 Bodenstücke von Drag. 18/31; gelbrot. Stempel unleserlich. Riegel.

297. Bodenstück von Drag. 18/31; gelbrot; aus sehr feinem Ton. Stempel OF RV . . (?). Riegel.

298. Bodenstück von Drag. 18/31; gelbrot; aus sehr feinem Ton. Stempel OF PE . . Riegel.

299. Br., wohl von Drag. 18/31; gelbrot, matt. Stempel ATTIVS F.

300. Bodenstück eines Tellers Drag. 18/31 mit kegelförmiger Mitte; gelbrot, glänzend. Zwischen dem Boden und der Wandung ist ein Viertelrundstab eingelegt. Stempel unleserlich. Riegel.

301. Teller Drag. 18/31, ganz erhalten; 3 cm Höhe, 14,5 cm Dm.; gelbrot. Die Wandung ist außen und innen ganz ungegliedert. Stempel PASSIENI. Riegel.

302. Kleines Bodenstück mit emporgetriebener Mitte. Stempel MART. Riegel.

*303. Br. eines Tellers Drag. 18/31. Riegel.

*304. Br. eines Tellers Drag. 18. Riegel.

305. Br. eines Tellers Drag. 31; gelbrot, matt. Die Wandung ist gerundet. Stempel OF CALVI.

306. Br. eines Tellers; kirschrot, matt; aus sehr feinem Ton. Stempel OF CRESTIO.

307. Bodenstück eines Tellers, wohl Drag. 31; mit emporgetriebener Mitte. Der Stempel OF COELI ist seltsamerweise auf der Unterseite angebracht.

308. Bodenstück, wohl von einem Teller Drag. 31; gelbrot, matt. Stempel AFRICAN M.

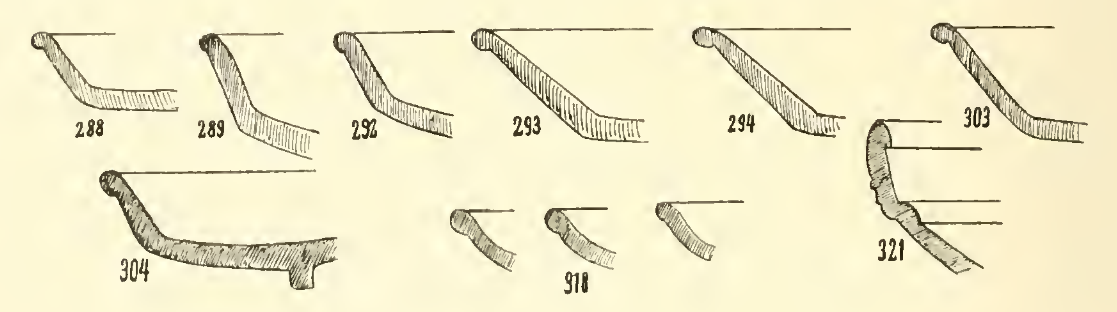
309. Br. eines dünnwandigen Tellers mit emporgetriebener Mitte; gelbrot. Stempel ALBANI.

319. Bodenstück mit kegelförmiger Mitte; gelbrot. Stempel PATRV ... F. Sammlung Ed. Meyer zu Freiburg.

320. Bodenstück. Stempel Punktrosette. Sammlung Ed. Meyer zu Freiburg.

Teller Drag. 15.

*321. Br. eines Tellers. Dm. ursprünglich 15 cm; gelbrot, glänzend. Ungefähr in der Mitte der Wandung ist innen ein Viertelrundstab eingelegt; die Bodenmitte ist etwas emporgetrieben. Die fast senkrechte Wandung ist außen durch Stäbe und Hohlkehlen profiliert. Die Vorstufe dieses Typs findet sich in dem augusteischen



310. Br. eines Tellers mit emporgetriebener Mitte; gelbrot, matt. Stempel CRANIAN . .

311. 2 Bodenstücke mit schwach emporgetriebener Mitte; teilweise verbrannt. Stempel (S)VLPIC.

312. 3 Bodenstücke mit unleserlichem oder ohne Stempel; dünnwandig; schwarz verbrannt.

313. Br. (3/4 erhalten) eines Tellers Drag. 31; 3,5 cm Höhe, 16,5 cm Dm.; gelbrot, matt. Stempel des L. Tertius Secundus.

314. Br. eines Tellers Drag. 31; gelbrot. Stempel GERMAN.

315. Bodenstück, wohl von Drag. 31; gelbrot; mit feinem Strichelkranz.

316. 2 Bodenstücke; kirschrot, derbwandig. Stempel unleserlich.

317. Bodenstück, gelbrot, derbwandig. Stempel . . . RNI.

*318. Bruchstücke von 3 Tellerchen der zierlichsten Art. Sammlung Meyer zu Riegel.

Haltern (Löschke a. a. O. S. 145). In Riegel ist die Kehlung noch deutlich betont, so daß die Gefäßteile sich scharf voneinander abheben. Sehr ähnliche Formen bietet Hofheim (40—60 n. Chr.) zahlreich (Ritterling, Nass. Annal. 1904, 6, 2); ebenso auch die Wiesbadener Moorschicht. Zu vergleichen ist auch das Limesheft Wiesbaden, 13, 2, Koenen a. a. O. 14, 3. Die Form gehört der Zeit des Nero an und ist in der flavischen Periode schon im Verschwinden begriffen.

Tasse Drag. 27.

Die hübsche Tasse Drag. 27 mit horizontal eingeschnürter Wandung hat ihren Ausgangspunkt schon in den Fundstücken des augusteischen Haltern (Löschke a. a. O. S 150); sie findet sich in Xanten mit Münzen des Augustus bis Domitian zusammen, ebenso in der Andernacher Nekropole; in kleinen Exemplaren mit starkem Glanz wie in Riegel in der Wiesbadener

Moorschicht, ist ebenso in Hofheim (40—60 n. Chr.) häufig, ist in Wiesbaden von der Zeit der Flavier bis 150 n. Chr. durchaus vorherrschend. In den Limeskastellen ist die Form bis ins 2. Jahrhundert sehr häufig, wobei zu berücksichtigen ist, daß die leicht transportablen, dem Zerbrechen nicht so ausgesetzten Gefäße lange im Gebrauch gewesen sein können. Nach allem gehören die Riegeler Stücke der Frühzeit an (von Claudius an). Das gleiche gilt von den Stücken in Baden-Baden.

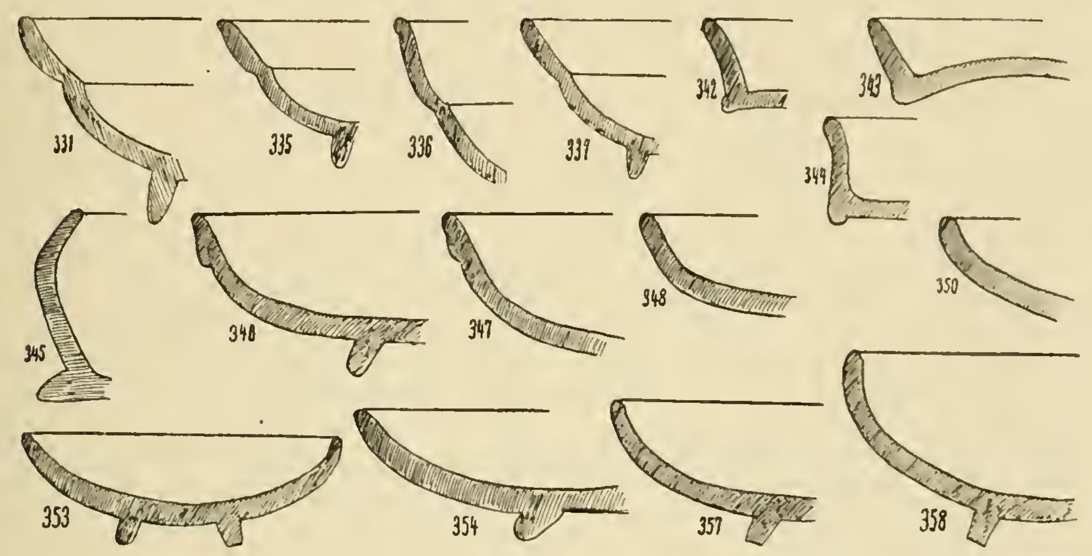
329. Bodenstück einer Tasse Drag. 27. Stempel OVRI . . . . (?) kaum leserlich. Riegel.

330. Br. eines Gefäßes, wohl einer Tasse Drag. 27; gelbrot, matt. Stempel QVINTIO.

*331. Br. einer Tasse Drag. 27; 5,5 cm Höhe, 11 cm Dm., gelbrot, matt. Stempel OF SILV.

332. Tasse Drag. 27 (?); kirschrot, matt. Stempel ARDAC. Riegel.

333. Bodenstück wohl einer Tasse Drag. 27; klein, kirschrot, matt. Stempel DOCCVS F.



322. Tasse, gelbrot. Stempel des Cadcatus. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.
Tasse (?) Stempel C . C . . . . . Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

323. Tasse, gelbrot; ursprünglich 5,5 cm Höhe, 6 cm Dm. Stempel OF CO (?), sehr verdorben. Riegel.

324. Tasse von den gleichen Abmessungen wie der vorigen; gelbrot. Stempel MON. Riegel.

325. Bodenstück, wohl von Tasse Drag. 27; gelbrot. Stempel MARTIAL. Riegel.

326. Bodenstück, gelbrot, wohl von Tasse Drag. 27. Stempel OF VITA. Riegel.

327. Bodenstück eines sehr kleinen Gefäßes, wohl einer Tasse Drag. 27. Stempel L C VIRILI) Riegel.

328. Bodenstück einer mittelgroßen Tasse, Dm. ursprünglich 12 cm; rot. Stempel . . . NMO (?). Riegel.

334. Br. einer kleinen Tasse (?); kirschrot, matt. Stempel VITAL.

*335. Br. einer Tasse Drag. 27; 4 cm Höhe, 9 cm Dm., gelbrot, matt, aus sehr feinem Ton. Stempel unleserlich.

*336. Br. einer Tasse Drag. 27; 5,5 cm Höhe, 12 cm Dm.; kirschrot, matt. Stempel O CN SEN . . .

*337. Br. einer kleinen, kirschroten, mattglänzenden Tasse. Stempel unleserlich.

338. Br. einer Tasse Drag. 27; 4 cm Höhe, 9 cm Dm.; gelbrot, matt. Stempel . . . OVINIANI (?).

339. Br. einer Tasse Drag. 27; 3,5 cm Höhe, 8 cm Dm.; gelbrot, matt. Stempel OF APRI.

340. Kleines Bodenstück einer Tasse (?), dünnwandig. Stempel unleserlich.

341. Br. von Drag. 27 (?); kirschrot, matt. Stempel OF. S.

Teller oder Untersätze ohne Fuß; dünnwandig.

Vgl. Hölder, Rottweil 8, 12.

*342. Teller. Riegel.

343. Teller. Riegel.

344. Riegel.

345. Teller, kirschrot, matt. Riegel.

Schalen mit verdichter Lippe.

Im augusteischen Haltern (Löschke a. a. O. S. 135, 139) finden sich Teller mit hängender Lippe, die dem übergeschlagenen Rand von Metallgefäßen nachgeahmt ist. Jene Teller sind aber reich profiliert, außen wie innen, ebenso in Mainz (Geißner, Programm 1, 5, 11). Es scheint, daß die Riegeler Stücke eine Nachahmung jener Typen sind, wobei das Motiv des übergeschlagenen Randes nicht mehr verstanden wurde. Der Versuch, die ältere Form zu kopieren, wurde bald aufgegeben, so findet sich in Baden-Baden kein solches Stück mehr.

*346. Schale, 4,5 cm Höhe, 12 cm Dm.; gelbrot, matt. 2 Henkel sind angeklebt.

*347. Schale, ähnlich der vorigen; 4 cm Höhe, ohne Fuß gemessen; 11 cm Dm.; gelbrot, matt. Die Lippe ist nur außen profiliert. 2 Henkel sind angeklebt.

Flache Teller, Drag. 32

mit einfachem Profil; sie kommen im 2. Jahrhundert auf und sind besonders in Rheinzabern sehr beliebt.

*348. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

349. Bodenstück mit sehr niederem Fuß. Stempel OF VIRTVTIS. Riegel.

350. Teller Drag. 32. Riegel.

351. Bodenstück, derbwandig. Stempel CAPITOLINVS. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

352. Bodenstück, derbwandig, rot. Stempel CAPITOLINVS. Riegel.

*353. Niedere, kleine Schale; 3 cm Höhe, 8,5 cm Dm.; gelbrott, matt. Als Stempel dient eine Rosette von Punkten.

354. Teller Drag. 32, 3,5 cm Höhe. Stempel M . . . Auf der Außenseite eingeritzt PAT . . .

355. Teller, wohl Drag. 32; gelbrot, matt. Stempel CAPITOLINVS.

356. Bodenstück eines Tellers, wohl Drag. 32; gelbrot, derbwandig. Stempel AVET . . .

*357. Teller (Schale); 4 cm Höhe, 13,5 cm Dm.; gelbrot, matt; ohne Stempel; ganz erhalten.

*358. Schale, 5,3 cm Höhe, 12,5 cm Dm.; kirschrot, matt; ohne Stempel.

359. Bodenstück eines Tellers, wohl Drag. 32; gelbrot, mehlig. Stempel schwach eingetieft MARCELVS.

Näpfe.

*360. Niederes Tellerchen oder Näpfchen, 3 cm Höhe, 8,5 cm Dm., gelbrot, mattglänzend. Der wagerechte Boden geht gleichmäßig rundlich in die senkrechten Wände über, die Lippe ist wagerecht und oben so wie außen durch eine kleine Einschnürung fein profiliert. Die Bodenfläche ist innen und außen durch eine feine Linie abgegrenzt. Stempel (VI)TALISF. Der Typ fehlt bei Dragendorff T. S. Riegel.

*361. Br. eines ähnlichen Gefäßes; 3,5 cm Höhe, 13 cm Dm., gelbrot, mattglänzend, von sehr feinem Ton. Horizontal sind auch Boden und Lippe; aber dadurch, daß die Wandung des höheren Gefäßes mehr seitwärts ausládt, nähert sich das Gefäß der Tassenform. Stempel . . . ILLI OF.

*362. Br., dem vorigen ähnlich. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

*363. Br. eines ähnlichen Gefäßes, doch derbwandiger und weniger fein profiliert. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

*364. Br. eines Täßchens, 3 cm Höhe, 8 cm Dm., kirschrot, mattglänzend. Stempel CRANIANI.

*365. Zierlicher Napf, 3,5 cm Höhe, 8 cm Dm.; gelbrot; ohne Stempel. Riegel.

*366. Napf mit anscheinend flachem Boden, weit nach außen ausladender Wan-

dung und feiner, fast senkrechter Lippe; Drag. 46. Im Kastell Wiesbaden findet sich das gleiche Profil bei einem Teller, der also zum gleichen Service gehörte und wohl der Vorläufer der marmorierten Teller (ORL 13, 20) ist. Ebenso im Kastell Pfünz (100 n. Chr.). Die Form erscheint im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts und bestand nicht lange im 2. Jahrhundert. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

*367. Ähnliches Gefäß. Riegel.

*368. Einfacherer Typ. Mit Graffito . . TNIS. Riegel.

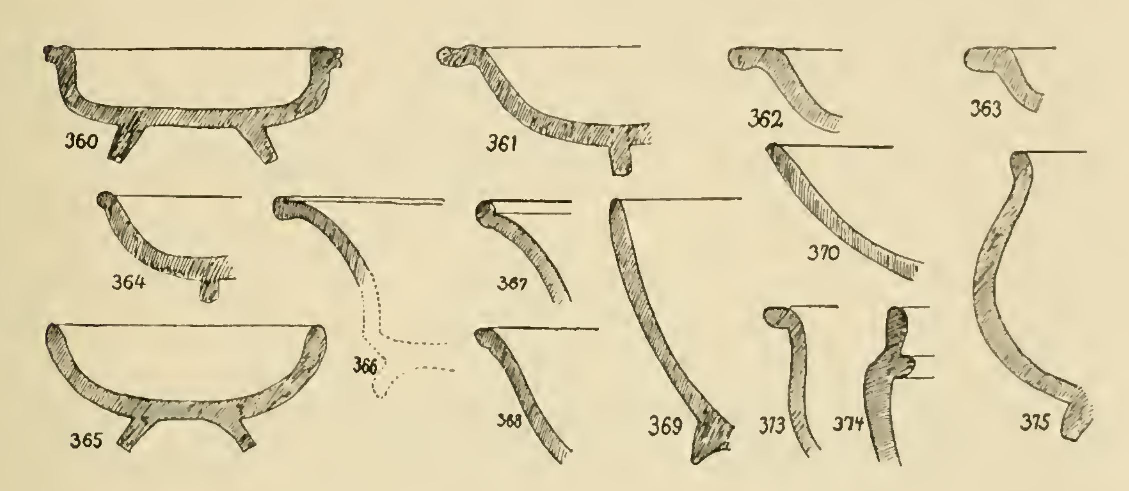
Bruchstücke von Gefäßen, deren ursprüngliche Form nicht mehr zu erkennen ist.

376. Bodenstück eines kleinen Gefäßes: kirschrot. Stempel CALVIN . M.

377. Bodenstück eines sehr kleinen Gefäßes; kirschrot, matt. Stempel GERMAN.

378. Bodenstück eines kleinen Gefäßes; kirschrot, dünnwandig. Stempel OF CALVI.

379. Bodenstück, dickwandig, gelbrot; aus feinstem Ton. Stempel PECVLIA FE.



*369. Napf, zu zwei Dritteln erhalten. Die Seitenwände sind geschmackvoll geschweift, so daß der Eindruck des ganzen Gefäßes viel erfreulicher ist als bei den starrwandigen Näpfen Drag. 33 der späteren Zeit. Stempel OF PONTI. Riegel.

*370. Niederer Napf, 4 cm Höhe; kirschrot, matt. Die Wandung ist schwach geschweift. Stempel unleserlich.

371. Tasse Drag. 33. Stempel . . . . IS F. Riegel.

372. 2 kegelförmige Näpfe; 4,5—4,7 cm Höhe, 9—9,5 cm Dm.; gelbrot, matt.

Urnen.

*373. Urne,. braunrot, mattglänzend. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

*374. Urne, derbwandig. Sammlung Ed. Meyer zu Riegel.

*375. Urne, gelbrot.

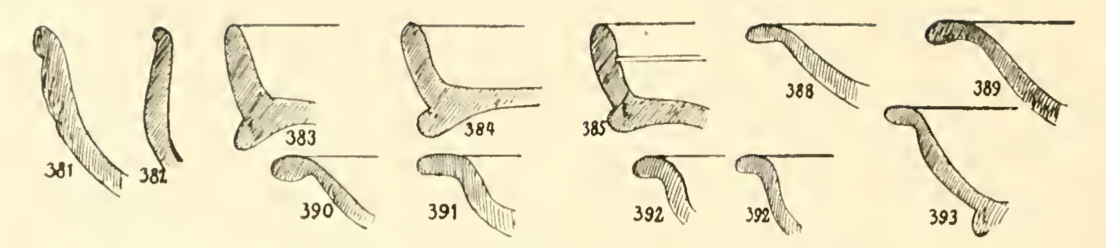
Gefäß mit Kerbrand.

*381. Niederes, halbkugliges Gefäß; gelbrot, matt. Der Bauch ist mit senkrechter, derber Kerbung verziert.

*382. Niedere Schale, gelbrot. Die Wandung ist fein gekerbt. Riegel.

Gefäße in Barbotinetechnik.

Gefäße mit Verzierungen durch aufgetragenen Tonschlamm kommen um die Mitte des 1. Jahrhunderts auf. Die älteren unter Claudius sind stark spiegelnd. In Hofheim (40—60 n. Chr.) sind solche Stücke zufälligerweise weniger zahlreich, dagegen häufig in der Wiesbadener Moorschicht, dort wie in Riegel meist klein und sehr glänzend (Drag. 35); auch Neuß (bis 69 n. Chr.) ist daran reich. Schon das Kastell Wiesbaden zeigt nicht mehr



so saubere Ausführung. Um 100 n. Chr. verschwinden diese Formen.

*383. Br. eines großen Tellers; gelbrot, glänzend. Efeublätter zieren die Wandung. Riegel.

*384. Teller ähnlicher Art. Riegel.

*385. Teller; innen ist die Wandung mit einer feinen Kerblinie profiliert. Riegel.

386. 2 kleine Schalen, 3 cm Höhe, 9,5 cm Dm.; gelbrot, matt; mit Efeuschmuck.

387. Teller, 3,5 cm Höhe, 18 cm Dm.; gelbrot; mit Efeuschmuck.

Tellerchen.

*388. Tellerchen. Riegel.

*389. Tellerchen, etwas tiefer. Riegel.

*390. Tellerchen. Riegel.

*391. Tellerchen, nähert sich der Tassenform. Riegel.

*392. 2 Schüsselchen. Riegel.

*393. Schüsselchen. Riegel.

Stempelliste.

African m auf dem kegelförmig emporgetriebenen Bodenstück eines derben, gelbroten, mattglänzenden Gefäßes. Der Name findet sich ebenso in Augst; ähnlich in Poitiers, Graufesenque, Autun u. a.

Albani auf dem kegelförmig emporgetriebenen Bodenstück eines dünnwandigen, gelben Gefäßes. In dieser Form nur in Riegel (vgl. CIL); ähnlich in Montans, Bordeaux, Poitiers, Trion, Autun, Paris; in Windisch, Baden-Baden, Worms, Mainz, Heddernheim, Grimmlinghausen, Asberg, Xanten, Neuß, Vechten u. a. — Knorr vermutet Graufesenque als Wohnort des Töpfers, in der Frühzeit Vespasians.

of Apri auf einer kleinen, gelbroten, mattglänzenden Tasse Drag. 27 (Dm. 8, Höhe 3,5 cm). Die vom CIL für Riegel angeführte Variante *Apri of* (Mus. Freiburg) war nicht aufzufinden. Der Name findet sich in Graufesenque, Trion, Clermont; in Windisch, Baden-Baden, Rottweil, Worms, Groß-Gerau, Mainz, Bonn, Cöln, Neuß, Xanten, Njimwegen, Vechten. — *Aper fe* in den Kastellen Heddernheim, Friedberg, in den Limeskastellen Saalburg u. a.

Ardac auf der Bodenmitte einer kirschroten, mattglänzenden Tasse. Ebenso in Graufesenque, Trion, Nuits, Rennes; in Mainz, Vechten. Ähnlich in Graufesenque, Lezoux, Paris, Reims, Besançon, Langres, Tongern; in Avenches, Windisch, Augst, Worms, Mainz, Hofheim, Wiesbaden, Neuß, Xanten, Vechten. Nach Déch. 1 in Graufesenque auf Drag. 29. Ritterling (Nass. Annal. 1904 S. 71) weist dem Ardacus die Zeit von Tiberius bis Claudius zu, während unter Nero schon der Export zurückgehe; dazu paßt das von Déch. 1, S. 94 und von Koenen, Bonn. J. B. 1888 S. 174 Erwähnte. (Das Gefäß aus einem Brandgrab von Andernach gehört offenbar dem Übergangsstil an.) Riegel.

Attius f auf dem kegelförmigen Bodenstück eines gelbroten, mattglänzenden Tellers Drag. 18/31. So nur in Riegel (vgl. CIL). Ähnlich in Graufesenque, Trion, Clermont, Paris, Tongern, Trier; in Rottenburg, Heidelberg, Kesselstadt, Friedberg, Bonn, Vechten.

Biliccdo f auf dem Boden eines feinen, gelbroten, mattglänzenden Tellers. Anscheinend nur in Riegel; nach CIL »fuit ap. Schreiber«. Die zweite Hälfte des Namens ist verstempelt, daher D undeutlich und O doppelt.

Biracil in großen, vertieften Buchstaben auf der Außenseite eines Bruchstücks der Schüssel Drag. 37; das Stück wie die beiden dazu gehörigen Scherben sind durch Brand teilweise schwarz geworden. Genau diese Form fehlt im CIL, Riegel wird nicht erwähnt. Ähnlich in Banassac, Clermont, Orléans, Langres; in Cannstatt, Cöln, Xanten. Bei Knorr, Cannstatt 9 wird eine Scherbe einer ornamentierten Schüssel mit dem ebenfalls vertieften Stempelnamen abgebildet; Knorr (S. 23) hält Banassac für den wahrscheinlichen Fabrikationsort und setzt den Töpfer zwischen 75 und 110 an.

. *Cadca* . . . . auf der Bodenmitte einer gelbroten Tasse Drag. 27. Die Buchstaben stehen zum Teil verkehrt. Der Name des *Cadcatus* findet sich in Clermont, Trion, Augst; im Kastell Pfünz (um 100) u. a. Riegel.

of Calvi auf dem kegelförmigen Bodenstück eines gelbroten, mattglänzenden Tellers Drag. 31, dessen Bauch völlig gerundet ist (Dm. 17 cm, Höhe 4 cm). Genau in dieser Form nicht im CIL, dort fehlt auch der Name für Riegel; in Baden-Baden erscheint A ohne Verbindungsstrich. Ähnlich in Trion, Autun, Reims, Paris u. a.; in Windisch mehrfach (Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde 1907 S. 110), in Rottweil, Mainz, Vechten, in Neuß auf Drag. 18 und 27; in Wiesbaden (Frühzeit), in Alteburg bei Cöln auf Drag. 27. — Nach Knorr, Rottweil war Calvus ein südgallischer Töpfer zur Zeit Vespasians.

of Calvi auf dem Boden eines kleinen, dünnwandigen, kirschroten Gefäßes. Ebenso in Autun, Reims u. a.; in Windisch, Heddernheim, Friedberg, Bonn, Cöln u. a.; in Neuß mit Münzen des Augustus bis Domitian.

Calvin . m auf dem Boden eines kleinen, kirschroten Gefäßes. Ebenso in Augst; ähnlich in Graufesenque, Trion, Rottweil, Bonn, Aachen, Nijmwegen, Vechten.

*Capitolinu*s auf dem Boden eines derbwandigen, roten Gefäßes. Im CIL wird für Riegel nur 1 Exemplar erwähnt. Der Stempel findet sich so in Rottweil, Sindelfingen, Arentsburg (Mus. Leyden); ähnlich in Worms, Saalburg, Vechten; in Baden-Baden, Walldürn; mit viel weniger sorgfältig ausgeführten Buchstaben in Rheinzabern (Ludowici 1, 3). Riegel.

Capitolinus auf dem Boden eines gelbroten, mattglänzenden Tellers, wohl Drag. 32.

Capitolinus auf dem Boden eines derbwandigen Gefäßes. Riegel.

Cibisus fec in vertieften Buchstaben auf der Außenseite einer ornamentierten Schüssel Drag. 37. Genau so nicht im CIL, für Riegel fehlt eine Angabe. Ähnlich in Rottweil, Luxeuil, Augst; im Kastell Zugmantel, Badenweiler (Karlsruhe). Nach Knorr, Rottweil S. 59 war Cibisus »sehr wahrscheinlich Töpfer in Offemont und in Heiligenberg«. Die von Dragendorff (Bonn. J. B. 1896) als in Riegel befindlich erwähnte Variante (C)IBISVIS FAC war nicht auffindbar. Riegel.

Cibisu . . . in vertieften Buchstaben auf der Außenseite einer ornamentierten, dünnwandigen, gelbroten Schüssel.

of Cocli auf dem Bodenstück eines gelbroten, mattglänzenden Tellers, wohl Drag. 31; merkwürdigerweise steht der Stempel auf der Unterseite! Der Name kommt vor in Graufesenque, Clermont, Trion, Reims, Tongern u. a.; in Luxeuil, Rottweil, Ladenburg,

Mainz, Koblenz, Butzbach, Bonn, Cöln, Xanten, Vechten u. a.; in Neuß auf Drag. 27. Nach Knorr, Rottweil S. 59 sehr wahrscheinlich aus Graufesenque, Frühzeit Vespasians.

Craniani auf dem Boden eines 3 cm hohen, kirschroten, mattglänzenden Täßchens oder Tellerchens. Ebenso in Vichy, Rouen. Ähnlich (mit G) in Vichy. Nach CIL in der Lesart Graanian vormals in Riegel (»fuit ap. Schreiber«).

Cranian .... auf dem schwach erhöhten Bodenstück eines dünnwandigen, gelbroten, mattglänzenden Gefäßes.

of Crestio auf dem Boden eines sehr feinen, kirschroten, mattglänzenden Tellers. Ebenso in Autun, Mainz, Vechten. Ähnlich in Graufesenque, Bordeaux, Poitiers, Vichy, Clermont, Trion, Paris, Tongern u. a.; in Besançon, Worms, Mainz, Hofheim, Bonn, Grimmlinghausen, Neuß, Vechten. In Wiesbaden *M. Crestio(nis)*. *of Crest* in Baden-Baden. Davon ist wohl zu scheiden *of Cresti*. Dieser Töpfer, auch von Graufesenque, lieferte nach Sulz (50 bis Domitian), Cannstatt, Wiesbaden u. a. Crestio arbeitete von Claudius bis in die Zeit der Flavier. (Ritterling, Hofheim, Nass. Annal. 1904) vgl. auch Déch. 1, S. 94 und Bonn. J. B. 1888 S. 175.

Doccus f auf dem Bodenstück eines nicht näher bestimmbaren, kleinen, kirschroten, mattglänzenden Gefäßes. Der Name ist bisher nirgends nachweisbar (vgl. CIL 796).

o Frontini auf dem Boden eines großen Tellers mit schwach emporgetriebener Mitte, mit feinem Kerbenkranz. Nach CIL »fiut Riegel-Freiburg«. O FRON... in Lyon. Ähnlich in Graufesenque, Montans, Trion u. a.; in Baden in der Schweiz; in Rottweil, Cannstatt, Worms, Mainz, den Taunuskastellen, in Bonn, Cöln, Grimmlinghausen, Nijmwegen; in Baden-Baden, Windisch (Anzeiger .... 1907 S. 110). In Neuß auf Drag. 18/31. Nach Knorr, Rottweil ist der Graufesenquer Töpfer in die Zeit des Vespasian und des Domitian anzusetzen. Riegel.

Germani auf einem Napf Drag. 30, in schönen, großen Buchstaben. Ebenfalls zwischen den Ornamenten bei Knorr, Rottweil 6; 8; die Riegeler Scherbe ist abgebildet 11, 4. Riegel.

German auf dem kegelförmig emporgetriebenen Boden eines gelbroten Tellers Drag. 31.

Germani of auf der Bodenmitte eines gelbroten Gefäßes, wohl einer Schüssel Drag. 29. Die eigenartigen Buchstaben auch bei Knorr, Rottweil 30, 207. Der Töpfername findet sich in Graufesenque, Trion, Clermont, Paris, Reims, Tongern u. a.; in Besançon, Langres, Windisch, Augst, Schleitheim, Rottweil, Hüfingen; in Baden-Baden; im Kastell Sulz (50 bis Domitian); in Worms, Wiesbaden, Mainz u. a.; in Neuß auf Drag. 27 u. 18, in Xanten, Nijmwegen, Vechten; in Pompeji; im Kastell Hofheim (40—60). Der für Deutschland besonders wichtige Töpfer von Graufesenque muß zwischen 40 und 80 gearbeitet haben, hauptsächlich in der Frühzeit Vespasians. Riegel.

German .... auf dem Boden eines sehr kleinen, kirschroten, mattglänzenden Gefäßes.

A. Giamilus rückläufig in vertieften Buchstaben auf der Außenseite einer ornamentierten Schüssel Drag. 37. Im CIL findet sich der Name des *A. Giamilus* in dieser Form nicht. Ebenso findet sich der Stempel auf mehreren, von Knorr abgebildeten Stücken zu Rottweil (Taf. 10); dort ist auch das Riegeler Bruchstück abgebildet. *Giamilus*, auch in der Form *Ciamilo*, *Giamillus* kommt vor in Banassac, Vichy, Clermont, Trion u. a; in Dijon, Augst, Speier, Mainz, Saalburg, Vechten. Zweifelhaft erscheint, ob diese Varianten zu dem einen Töpfer gehören (vgl. CIL 965).

A. Giam .... auf der Außenseite einer kirschroten, ornamentierten Schüssel Drag. 37 in vertieften Buchstaben und rückläufig. Die Buchstaben sind etwas kleiner als bei dem vorhergehenden Stück. Riegel.

A. Gia .... in vertieften Buchstaben auf der Außenseite einer ornamentierten Schüssel Drag. 37. Riegel.

Janui auf der Außenseite einer derben Schüssel Drag. 37. Der Name findet sich in dieser Form nicht im CIL. *Janu* in denselben Typen im Kastell Kapersburg (zu Januarius ergänzt). *Janu f* in ähnlich großen Buchstaben erscheint als Töpfer von Rheinzabern (Ludowici 2 S. 119, 3 S. 105), etwas 130—150 n. Chr.

Mancrts f auf der kegelförmig erhöhten Bodenmitte eines sehr dünnen und feinen, gelbroten, stark spiegelnden Tellers Drag. 18. Ob A fehlt oder mit N ligiert ist, bleibt unsicher. Ebenso in Feurs, Trion; ähnlich in Poitiers, Vichy, Tours, Trion, Basel. Riegel.

Marcelus auf dem Bodenstück eines gelbroten, im Bruch mehligen, wohl flachen Tellers, wahrscheinlich Drag. 32, in schwach vertieften Buchstaben. Genau ebenso in Rheinzabern (Ludowici 3, S. 40). Von diesem Rheinzaberner Töpfer sind der oder die gallischen Namensvettern zweifellos zu scheiden.

Martial auf dem Bodenstück eines gelbroten Gefäßes, wohl einer Tasse Drag. 27. Genau in dieser Form erscheint der Name sonst nirgends, er fehlt im CIL. Riegel.

Martia fc auf der Bodenmitte einer gelbroten, mattglänzenden Tasse Drag. 27 (Dm. 13 cm, Höhe 6 cm). Ebenso in Mainz, Heddernheim, Frankfurt, Friedberg, Vechten, Besel (Leyden). Ähnlich in Graufesenque, Clermont, Trion, Reims, Gent, Tongern u. a.; in Langres, Windisch, Baden-Baden, Worms, Heidelberg, Ladenburg, Darmstadt, Mainz, Kesselstadt, Heddernheim, Friedberg, Marköbel, Butzbach, Kapersburg, Saalburg, Wiesbaden, im Kastell Hofheim (40—60 n. Chr.), in Lützelbach, Echzell, Zugmantel, in Bonn, Cöln, Grimmlinghausen, Xanten, Nijmwegen, Vechten; im Steinkastell Alteburg bei Cöln. — *Martial fc* im Kastell Niederberg (um 100 n. Chr.). Karlsruhe.

Mart auf einem kegelförmig erhöhten Bodenstück. Im CIL fehlt diese Form. Riegel.

Međillus auf der Bodenmitte einer gelbroten, mattglänzenden Schüssel Drag. 29. Ebenso in Enge (Bern), Trion, Mandeure, Vechten. Ähnlich in Graufesenque, Vichy, Clermont, Trion, Paris, Baden (Schweiz), Grimmlinghausen, Neuß, Xanten, Vechten. — Nach Knorr in Rottweil auf Drag. 29; aus der Frühzeit Vespasians.

Mon auf dem Bodenstück einer gelbroten Tasse Drag. 27. Ebenso nirgends nach CIL. *Montanus* findet sich in den Kastellen Wiesbaden, Obernburg, Pfünz (um 100), hier mit den gleichen Typen wie der abgekürzte Riegeler Stempel; in Windisch. — *of Monto* in Avenches. Riegel.

Passieni auf dem Boden eines ganz erhaltenen, gelbroten, 3 cm hohen Tellers mit erhöhter Mitte und dem Durchmesser 14,5 cm. Die Wandung ist innen und außen völlig ungegliedert. Ebenso in Trion, Vieux-Virton. Ähnlich in Graufesenque, Trion, Autun, Paris, Reims, Trier u. a.; in Langres, Luxeuil, Basel, Mainz, Saalburg, Bonn, Grimmlinghausen, Nijmwegen, Vechten. Riegel.

Patru ..... *f* auf der kegelförmigen Bodenmitte eines gelbroten Gefäßes. Sehr wahrscheinlich *Patruitus f.*, so in Trier, ähnlich in Autun, Mainz, Koblenz, Vechten. Mit fast übereinstimmenden Typen als *Patruitus fecit* im Kastell Marienfels (ORL S. 11). Riegel.

(P)eculia fc auf dem Boden eines dickwandigen, gelbroten Gefäßes feinsten Tones. *Peculia fc* in Raversbeuren (Bonn), Cannstatt, Mainz, Heddernheim, Vechten. *Peculiaris* in Straßburg, Metz, Stockstadt, Heddernheim, Saalburg, Wiesbaden, Oberflorstadt, Bonn, Alteburg, Cöln, Nijmwegen, Vechten.

of Pont auf dem Boden eines Napfes, der an Drag. 33 anklingt, aber ein fein geschweiftes Profil hat. Ebenso in Graufesenque, Trion, Friedberg. Ähnlich in Reims,

Mainz, Friedberg. Saalburg. Bonn, Cöln, Grimmlinghausen, Xanten Nijmwegen, Vechten. In Neuß auf Drag. 31. Nach CIL: of Ponti fuit Riegel. Riegel.

of Primi auf dem Boden eines ganz erhaltenen, gelbroten, innen ungegliederten Schüsselchens mit 5,5 cm Höhe und 13 cm Dm. Ebenso in Graufesenque, Limoges, Vichy, Clermont u. a.; in Aeugst (Solothurn), Luxeuil, Langres, Grand (Epinal), Worms, Mainz, Okarben, Heddernheim, Nijmwegen, Vechten. Ähnlich in Lezoux, Montans u. a., in Langres, Luxeuil, Windisch, Augst; in Mainz, Bonn, Xanten, in Neuß auf Drag. 27, 29, 32. Riegel.

Quintio auf dem Boden eines gelbroten, matten Gefäßes, wohl einer Tasse Drag. 27. Ebenso in Reims (Douai); ähnlich in Vichy, Reims, Vechten.

Regin f in vertieften Buchstaben auf der Außenseite einer gelbroten, derben, ornamentierten Schüssel Drag. 37. Ebenso in Rheinzabern, Cannstatt. Ähnlich in Lezoux, Vichy, Tours, Reims u. a., in Baden (Schweiz), Grenchen, Luxeuil, Windisch, Rheinzabern, Baden-Baden, Worms, Rottenburg, Ladenburg, Großgerau, Cannstatt, Osterburken, in Mainz, Heddernheim, Friedberg, Marköbel, Saalburg, Zugmantel, Feldberg, Arnsberg, Weißenburg, Wimpfen, Köngen, Pfünz (um 100 n. Chr.), Zugmantel, Butzbach, Unterböbingen, Gnotzheim; in Ems, Niederbiber, Bonn, Cöln, Nijmwegen, Vechten. Knorr (Rottweil S. 9, 53, 54) kommt zu dem Ergebnis, daß er in Heiligenberg (und Offemont?) seinen Ursprung hatte, hauptsächlich in Rheinzabern arbeitete und dann im Kräherwald bei Stuttgart eine »Filiale« hatte. Knorr versetzt ihn in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts (S. 16), (vgl. auch Knorr, Cannstatt S. 41). Zu der im Kräherwald gefundenen Formschüssel des Reginus vgl. ORL Heft Cannstatt (Barthel). Barthel setzt ihn nach 150 n. Chr. an. Riegel.

. of S. auf dem Boden eines kleinen, kirschroten, mattglänzenden Gefäßes, vielleicht einer Tasse Drag. 27. Ebenso in Heidelberg, Heddernheim, Wiesbaden, Cöln, Grimmlinghausen. Ähnlich in Mainz, Okarben (auf Drag. 27), Marköbel.

(Sa)turn fecit in vertieften Buchstaben auf der Außenseite einer ornamentierten, gelbroten, niederen Schüssel Drag. 37, mehrfach eingestempelt. So in Mainz (Geißner 2 S. 49 Nr. 59). *Saturnini* im Kastell Arensburg auf Drag. 37, mit Satto zusammen (90—130 n. Chr.); ebenso nach Knorr, Cannstatt S. 14, mit Satto zusammen auf einem Bruchstück von Waibelskirchen (Mus. Metz). Varianten finden sich in Clermont, Trion u. a.; in Konstanz (Westdeutsche Zeitschrift 1897 S. 321 ... *urnini*, in Siblingen (Schaffhausen), Wilferdingen (Mannheim fuit), Saalburg, Xanten, Neuß, Nijmwegen, Vechten u. a.; nach Knorr, Cannstatt auch noch in Bonn, Trier, Metz, Heidenheim. Riegel.

of Secu... auf der kegelförmig erhöhten Bodenmitte eines gelbroten Tellers, wohl Drag. 18/31. *Secundus* findet sich in Graufesenque, Trion u. a., Langres, Dijon, in Windisch, Baden (Schweiz), Augst; in Speier, Mainz, Heddernheim u. a., in Pfünz (um 100 n. Chr.), in Wiesbaden, Cöln, Neuß, Vechten; in Rottweil mehrfach, vgl. Knorr, Rottweil. — Töpfer von Graufesenque, dann wohl von Lezoux aus der Frühzeit Vespasians. Secundinus gehört Lezoux an und ist jünger. Riegel.

o Cn. Sen.... auf einer kirschroten, glanzlosen Tasse Drag. 27, mit 12 cm Dm. und 5,5 cm Höhe. In Baden-Baden findet sich C. CN. SENO auf Drag. 33. In Cannstatt (ORL) *of. Cn. Sen* auf Drag. 31 (dort wird *Cantoseno*, CIL 137 vermutet).

oif Silv auf einer gelbroten, mattglänzenden Tasse Drag. 27, mit 11 cm Dm. und 5,5 cm Höhe. Fröhner Nr. 1995: OIF SILV (Riegel). Ähnlich in Graufesenque, Clermont, Trion u. a.; in Mainz, Kesselstadt, Friedberg, Nijmwegen; im Kastell Echzell (ORL) ganz ebenso Ↄ statt O auf Drag. 27; in Butzbach, Wiesbaden, Neuß; in Windisch.

(S)ulpic auf einer schwarz gebrannten Bodenmitte.

Sulpic auf dem kegelförmig emporgetriebenen Boden eines Gefäßes. *Sulpicius* findet sich ebenso in Graufesenque, Cöln; ähnlich in Trion, Reims u. a.; in Windisch, Königshofen (Straßburg), Speier, Mannheim, Heidelberg, Worms, Mainz, Heddernheim, Okarben, Friedberg, Wiesbaden, Bonn, Grimmlinghausen, Neuß auf 18 31, 27, Xanten, Nijmwegen, Vechten; in Baden-Baden, Rottweil (vgl. aber Knorr S. 70: der Stempel wurde von ihm dort nicht mehr vorgefunden).

L. Ter. Secu auf einem zu drei Vierteln erhaltenen, gelbroten, mattglänzenden Teller Drag. 31 mit 16,5 cm Dm. und 3,5 cm Höhe. Nach CIL: »Freiburg fuerunt«. Ebenso in Heidelberg, Okarben, Echzell, Cöln, Nijmwegen, Vechten. Ähnlich in Trion, Reims, Mainz, Heddernheim, Wiesbaden, Saalburg, Wiesbaden, Xanten u. a.

Ven .... mit vertieften Buchstaben auf der Außenseite eines halbkugligen, ornamentierten Gefäßes, wohl einer Schüssel Drag. 37, mit mehligem Bruch und fast ganz abgescheuerter Glasur. Nach allem ist das Stück dem Rheinzaberner Töpfer Venicarus zuzuweisen (vgl. Ludowici 1).

Verecundus in vertieften Buchstaben als Außenstempel einer gelbroten, mattglänzenden, mit hohem Rand versehenen Schüssel. Ebenso in Heddernheim, Saalburg, Kapersburg, Zugmantel, Bonn, Cöln. Ähnlich in Graufesenque, Montans, Tongern, Neuß u. a.; in Luxeuil, Heiligenberg, Rheinzabern, Speier, Worms, Rottweil, Cannstatt, in Köngen, Wimpfen, in Arnsburg auf Drag. 18/31, (vgl. Knorr, Rottweil 24 und S. 49; Knorr, Cannstatt 43).

Verecundu .... rückläufig, vertieft, als Außenstempel einer gelbroten, mattglänzenden Schüssel (vgl. auch Knorr, Württemberg. Vierteljahrshefte 1908 S. 459 ff.).

L C Virili auf dem Bodenstück eines sehr kleinen Gefäßes. OF LC VIRIL mit den für Virilis bezeichnenden Punktreihen zu beiden Seiten in Baden-Baden. In dieser Form auch im Steinkastell der Alteburg bei Cöln (Bonn. J. B. 1906 S. 315) auf Drag. 27. *Virilis* in Graufesenque, Trion u. a., in Rottenburg, Köngen, Mannheim, Mainz, Heddernheim, Friedberg, Marköbel, Wiesbaden, Bonn, Cöln, Xanten, Nijmwegen, Vechten. In Neuß auf Drag. 27 und 18; in Oberflorstadt, Arnsburg; in Echzell; in Zugmantel (vgl. ORL. S. 150), doch ist dies dort ein von dem unsrigen zweifellos zu trennender Töpfer gleichen Namens von Rheinzabern (vgl. Ludowici 2 S. 287; 3, 77), in Windisch. Riegel.

of Virtutis auf dem Bodenstück eines gelbroten Gefäßes. Ebenso in Moulins, Trion, Worms, Vechten. Ähnlich in Graufesenque, Vichy, Tours, Tongern; in Besançon, Windisch, Rottweil, Worms, Mainz, Heddernheim, Saalburg, Kapersburg, Okarben; *Virtus f* im Kastell Niederburg (um 100 n. Chr.); *Virtus* im Kastell Langenhain; *Virtutis* im Kastell Echzell; *Virtus fe* im Kastell Wimpfen. Im Kastell Zugmantel (ORL S. 150). Virtus war ein gallischer Töpfer in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts. Riegel.

of Vita auf einem sehr kleinen, gelbroten Bodenstück vielleicht einer Tasse Drag. 27. Ebenso in Néris, Clermont, Trion, Rouen u. a. Ähnlich in Mannheim, Mainz, Bingen, Saalburg, Bonn, Vechten; im Kastell Arnsburg auf Drag. 18/31; mit Varianten in Graufesenque, Clermont, Trion, Mainz, Saalburg, Wiesbaden, Baden-Baden, in Neuß, auf Drag. 18/31; in Rottweil, Cannstatt, Weißenburg, Marköbel, Echzell, im Steinkastell Alteburg, im Kastell Zugmantel (ORL S. 151), der dort behandelte Vitalis scheint gallisch zu sein und später in Rheinzabern gearbeitet zu haben (Ludowici 3 S. 77 h), keinesfalls viel älter als Hadrian«, während Knorr (Rottweil S. 67) den in Rottweil mehrfach auf Drag. 27, 29, 18 vertretenen Vitalis wohl mit Recht Graufesenque zuweist und in die Zeit des Vespasians verweist. Riegel.

Vital auf einer kleinen, kirschroten, mattglänzenden Tasse Drag. 27.

(Vi)talis f auf dem Boden eines niederen, gelbroten Tellerchens. Riegel.

Vital f auf dem Boden eines kleinen, dünnwandigen, schwarz verbrannten Gefäßes.

Doppelkreisförmiger Stempel mit 7 Punkten auf kleinem Bodenstück. Riegel.

Rosettenstempel auf dem Boden eines gelbroten, mattglänzenden Schälchens.

Unsichere Namen.

Ammian? auf dem Bodenstück eines gelbroten Tellers Drag. 18/31 (vgl. Ludowici 3 S. 3. Riegel.

Ave(t) .... auf dem Boden eines derbwandigen, gelbroten Tellers, wohl Drag. 32 (vgl. Ludowici 1 S. 9, 2 S. 12). Vielleicht Avetedo von Rheinzabern nach 150 n. Chr.: dieses in den Kastellen Kapersburg, Niedernburg, Köngen, Cannstatt, Saalburg.

Boli ....? in vertieften Buchstaben auf der Außenseite einer ornamentierten Schüssel Drag. 37. Riegel.

...illi of auf dem Boden eines sehr feintonigen, gelbroten, mattglänzenden Gefäßes. Nach CIL wäre möglich: *Carilli of* aus Graufesenque; *Casilli of*; *Cabilli of.*, beide südgallisch.

M. Ju ....? auf dem kegelförmigen Boden eines gelbroten, sehr feinen Tellers Drag. 18/31; vielleicht *M. Julius* zu lesen (vgl. CIL). Riegel.

...rni auf dem Boden eines gelbroten, mattglänzenden Gefäßes. Vielleicht *Logirni* zu lesen. Gallischer Töpfer (vgl. CIL). *Logirni m* in Baden-Baden.

Nach Déch. 1, 284 wurde ein Model des Logirnus in Montans gefunden.

Mi..ciu? auf dem Boden eines gelbroten, stark glänzenden Tellers mit eingelegtem Viertelrundstab. Vielleicht nach CIL 1361: *Mincius* (Reims). Riegel.

...nmo auf dem Boden einer mittelgroßen Tasse Drag. 27. Riegel.

of. Pe .... auf dem Boden eines feintonigen, gelbroten Tellers Drag. 18/31. Riegel.

of .... auf dem Boden eines gelbroten Tellers, wohl Drag. 31, mit feinem Strichelkranz.

C. C .... auf dem Boden eines kleinen Gefäßes, wohl der Tasse Drag. 27; vielleicht *C. Celsi* (vgl. CIL 376, dort aber *L. C. Celsi*). Riegel.

Stempel unleserlich auf dem Boden einer kleinen, gelbroten, mattglänzenden Tasse Drag. 27.

Stempel unleserlich auf dem Boden eines dünnwandigen, verbrannten, kleinen Gefäßes.

Stempel unleserlich auf dem Boden eines derbwandigen Gefäßes.

Stempel unleserlich auf dem Boden eines kleinen, kirschroten, mattglänzenden Gefäßes, vielleicht Drag. 27.

Stempel unleserlich auf dem Boden eines dünnwandigen Gefäßes.

Stempel unleserlich auf dem Boden eines niederen, kirschroten, mattglänzenden Napfes.

H. Schreiber führt 1867 noch folgende, heute nicht mehr auffindbare Stempel an:

Officina Aemiliani, Aquitani, Aviti, Bassi, Carionis, Celsi, Coelii, Cresti, Curialis, Cai. Julii, Iciniani, Juviniani, Livii, Masonii, Morrani, Murrani, Nabii, Noveni, Patercli, Quinti, Rufini, Senilis, Severi, Silvini; ferner die Namen: *Agilis, Albus, Alexius,*

Amius, Apronius, Avienus, Bovius, Cabillus, Ciamisus, Critinus, Giracius, Ingens, Jucundus, Julianus, Junius, Loscius, Marcellus, Marcellinus, Paternus, Perrus, Potitus, C. Jul. Resbius, Roipus, Sabinus, Securus, Semius, Senecio, Silvanus, Vector, Venantius, Vespo, Victorinus. Da heute natürlich nicht mehr zu entscheiden ist, welche das S. 31 von Schreiber ausgesprochene Prädikat »zuverlässige Namen« verdienen, habe ich sie bei meiner Untersuchung nicht berücksichtigt.

Ergebnis.

Die vorausgegangenen Einzeluntersuchungen haben ergeben, daß gerade von der älteren Form von Reliefschüsseln, Drag. 29, auch heute noch, nach so vielfacher, bedauerlicher Verschleuderung des Fundmaterials, eine stattliche Scherbenmenge vorhanden ist. Wir finden die feine Riefelung der ältesten südgallischen Fabrikate; deren Profil, wobei der obere Rand in einer Ebene mit der Bildzone liegt; ungemein feine, sorgfältig modellierte und geschmackvoll verwendete reine Pflanzenmotive (Nr. 1—38), z. B. auch (Nr. 11) ein Ornament, das eine unmittelbare Fortsetzung eines Vorbildes im augusteischen Haltern darstellt. Nach allem ist man wohl berechtigt, diese Gruppe von Gefäßen in die Frühzeit der von 17—40 n. Chr. mächtig aufblühenden, die augusteischen, italischen Formen verdrängenden Fabriken in Südgallien anzusetzen. Offenbar sind die erwähnten Stücke erheblich älter als die ältesten von Baden-Baden und von Rottweil, dieser vespasianischen Ansiedlung. Interessant ist, daß Germanus, dieser für unser Land besonders wichtige Meister, schon solche Gefäße der Frühzeit geschaffen hat (Nr. 20, 24).

Die Gefäße der gleichen Form Drag. 29, doch mit verändertem Profil, die in bescheidener Weise kleine Tierfiguren einführen (Nr. 39—56), sind charakteristisch für die Frühzeit des Kaisers Vespasian (69—79 n. Chr.); von dieser Gruppe besitzt Rottweil viele Beispiele, darunter auch von Germanus.

Für die steilwandigen Näpfe Drag. 30 bietet Riegel eine lückenlose Stilentwicklung. Wir finden äußerst zierliche Formen mit den feinsten Ornamenten, wie im alten Vindonissa. Zunächst ohne Eierstab, machen sie den Wandel des Geschmackes mit, der um 50 n. Chr. neben und endlich statt der alten Reliefschüsseln Drag. 29 die halbkuglige Schüssel Drag. 37 entstehen ließ. Der Eierstab wird nun obligatorisch, die Formen größer. Die neuere Form gehört der Zeit des Nero (54—68 n. Chr.) bis zum Ausgang der flavischen Dynastie (96 n. Chr.) an. Dem Namen des Germanus begegnen wir auch bei diesen Stücken, hervorragend gelungene Beispiele sind Nr. 90, 92, 93, 94. Der Töpfer Ardacus gehört der Zeit des Tiberius und des Claudius an; sein Export geht zu Neros Zeit zurück. *of Crestio* von Graufesenque findet sich in Hofheim (40—60 n. Chr.), er ist also in die Zeit des Claudius und Nero anzusetzen.

Die bald allein herrschende Schüsselform Drag. 37 wird von der etwa 40 n. Chr. begründeten Fabrik Lezoux ausschließlich verwendet. Außer dem Germanus, der von 40—80 n. Chr. gearbeitet haben muß, sind unter den Riegeler Fundstücken namentlich stark vertreten: Cibisus von Offemont, der zwischen Lezoux und Heiligenberg und endlich Rheinzabern vermittelt; ferner A. Giamilus, der wohl aus Banassac stammte, zur Zeit des Domitian (81—96 n. Chr.) wirkte und in Lehen bei Freiburg sich ansiedelte (vgl. Nr. 204—207). Der Töpferort Heiligenberg bei Straßburg scheint für Riegel weniger wichtig gewesen zu sein als für Baden-Baden, dort sind zahlreiche interessante Stücke jener Zentrale erhalten.

Auch bei dem glatten Geschirr deuten genug Anzeichen auf recht frühen Import hin. Die feinen Gefäße der Form Drag. 14, 15, mit übergeschlagenem, fein gekerbtem Rande finden sich schon im augusteischen Haltern; sie sind besonders häufig im Kastell Hofheim (40—60 n. Chr.), in der Wiesbadener Moorschicht (bis 50 n. Chr.), endlich in Neuß (vor 69 n. Chr.).

Der Teller Drag. 18 gehört der Wiesbadener Moorschicht und dem Kastell Hofheim an, er fehlt schon im Kastell Wiesbaden.

Auch der in einer Scherbe erhaltene Teller mit reich profiliertem Rand und innen eingelegtem Viertelrundstab findet sich an beiden frühen Stellen.

Die Täßchen Drag. 27 kommen schon in Haltern vor, dann in der Wiesbadener Moorschicht. Die zierlichsten Gefäße sind wohl noch in die Zeit des Claudius zu setzen.

Die Teller mit verdicktem Rande sind eine mißverstandene Kopie eines Motivs von Haltern; in Baden-Baden kommen sie nicht mehr vor.

Die kleinen, stark spiegelnden Gefäße in Barbotinetechnik sind in Riegel wie in der Wiesbadener Moorschicht; nach 100 n. Chr. sind sie verschwunden. (Über die gewöhnliche Keramik von Riegel, sowie über einige marmorierte Teller und »Opfergefäße« vgl. K. Schumacher im »Schauinsland« 1901.)

Die bei den Stempelnamen angeführten Fundorte sollen nicht eine leere Aufzählung bedeuten, sondern wir erkennen daraus im allgemeinen den Weg, den diese Waren genommen haben. Durch die burgundische Pforte kamen sie bei Basel in unser Heimatland, folgten dem Rheintal bis Mainz, Cöln und weiter. Zugleich wird ersichtlich, welche Landschaften außerhalb Deutschlands von diesen Händlern aufgesucht wurden.

Von besonderer Bedeutung ist die Beantwortung der Frage, ob die feine Ware aus Terra Sigillata sämtlich nach Riegel von den oft genannten Zentralen La Graufesenque, Lezoux, Offemont, Heiligenberg und endlich Rheinzabern eingeführt wurde, oder ob es unternehmende Töpfer verstanden, die Vorbilder nachahmend und die Technik fortsetzend diese in Riegel selbst bodenständig zu machen. Das Haupterfordernis zu einer solchen Industrie, plastischer Ton, findet sich durchaus nicht in unmittelbarer Nähe des Marktfleckens, da der Boden von dem in beträchtliche Tiefe hinabgehenden Alluvialgeröll des nahen Rheines überdeckt ist. Wohl aber finden sich mächtige Lager solchen Tones — außer im Innern des Kaiserstuhlgebirges am Nordabhang des Berges Eichelspitze östlich von Schelingen — am südöstlichen Gebirgsrand in den Tertiärgebilden bei dem Dorfe Wasenweiler, etwa 12 Kilometer von Riegel entfernt, desgleichen auch bei dem noch näher gelegenen Dorf Oberschaffhausen an der gleichen Randseite. Dieser vom hellen Gelb bis zu braun und schwarz wechselnde Ton besitzt eine außerordentliche Plastizität und Gleichförmigkeit der Masse (vgl. Knop a. a. O.). Es wäre also verwunderlich, wenn nicht zur Römerzeit in der Gegend die Töpferei geblüht hätte. Nach H. Schreiber befanden sich römische Töpferöfen in den »Holzmatten« (Plan, Nr. 6), sowie »auf dem Brühl« (Plan, Nr. 7), am rechten Ufer der Elz. Er sagt: »Auf dem Brühl zeigte sich außer zahllosen Scherben von Gefäßen ein Gemäuer, welches in drei gewölbartig aufsteigenden Reihen von Backsteinen aufgeführt war; es zieht sich rechts und links bedeutend in die Wiesen hinein . . . . Die Holzmatte soll früher mit Gestrüpp überwachsen und mit Steinen und Mauerwerk überworfen gewesen sein. Man war daher schon lange genötigt, sie auszusteinen und zu ebnen. In neuerer Zeit fing man endlich an, sie an einigen Stellen 2—3 Fuß tief abzunehmen. Nun kamen auch hier Scherben ohne Zahl zum Vorschein, welche, nach Versicherung der Eigentümer, anfänglich nicht beachtet und auf die Straßen verführt wurden. Auch

ganze Gefäße wurden gefunden und Kindern zum Spielzeug gegeben; Münzen und Metallgeräte wanderten in die Hände der Juden. Erst als Schreiber 1824 hiervon Kenntnis erhielt, wurde diesen Verwüstungen ein Ziel gesetzt. Der verdiente Forscher hebt dem gewöhnlichen Geschirr gegenüber besonders die Erzeugnisse aus Terra Sigillata hervor. Leider aber wurde von all den römischen Anlagen weder eine Beschreibung noch ein Plan angefertigt. Man kann es Schreiber natürlich heute nicht verübeln, daß er von der sicher gallischen Herkunft jedenfalls recht vieler der damaligen und fast aller noch erhaltenen Scherben noch keine klare Vorstellung hatte. Eine Ahnung des richtigen Sachverhaltes findet sich bei ihm. Da der Name des Verecundus und anderer auch auf Scherben in Zürich, Rottweil, Bonn, Neuß, Nijmwegen usw. vorkommt, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: sollte nicht dieser vielgenannte Verecundus eine und dieselbe Person und etwa ein wandernder Geselle des Kollegiums der Töpferinnung gewesen sein, der seine Namensstempel bei sich trug, Germanien kennen lernen wollte und da und dort, wo er mit seinesgleichen zusammentraf, Arbeit nahm? Von großer Bedeutung ist aber die Bemerkung Schreibers, daß sich auch in Riegel Bruchstücke von Formschüsseln erhalten hätten; die Anwesenheit solcher Model ist heutzutage das beste Mittel zur Lokalisierung der Töpferindustrie. Leider ist aber auch nicht das kleinste Stück einer Formschüssel von der Riegeler Fundstätte mehr erhalten. Wenn aber in dem früher erwähnten Lehen bei Freiburg eine Formschüssel mit Bildelementen des Giamilus gefunden wurde, so darf man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch die Riegeler Töpfer die Herstellung der feineren Ware versucht haben. Mit dem noch vorliegenden Material kann nur Folgendes gesagt werden: die Scherbe Nr. 161 (Mann mit Exomis) gehört einem importierten Gefäß an, während Nr. 171 eine schlechte, unverstandene Kopie ist; ebenso verhält sich Nr. 172 (Venus) zu 218; Nr. 93 (nackter Mann) zu 233; ebenso Nr. 203 (Pfeiler des Giamilus) zu 270. Ob aber die Kopisten gerade in Riegel oder in Lehen oder sonstwo wirkten, ist nicht zu entscheiden.

Die gleiche Unsicherheit herrscht in der Beantwortung der Frage nach den ältesten Abnehmern dieser feinen römischen Tonware. Es mögen von der ursprünglichen, keltischen (helvetischen) Bevölkerung nach dem Abzug der Hauptmasse des Stammes da und dort Teile zurückgeblieben und unter dem Einfluß der überrheinischen, römischen Bevölkerung gestanden sein; vielleicht waren es aber Germanen, die hier sich festgesetzt hatten. Mit voller Sicherheit kann aber behauptet werden, daß schon in der Zeit des Tiberius und des Claudius hier in Riegel eine Einwohnerschaft lebte, die zur guten Kundschaft der südgallischen keramischen Fabriken gehörte. In dem nahen Elsaß blühte unter dem Schutz der römischen Herrschaft eine neue, eigenartige Kultur; konnte schon unter Claudius die in Straßburg stehende 2. Legion nach Britannien abberufen werden, so ist dies ein Beweis dafür, welcher Sicherheit sich das Leben am linken Rheinufer erfreute. Daß das Kaiserstuhlgebiet und namentlich Riegel viel mehr zu der großen, römisch gewordenen, linksrheinischen Ebene gehörte als zu dem geographisch und kulturell völlig anders gearteten, noch in römischer Zeit ein zusammenhängendes Waldgebiet bildenden, verödeten Schwarzwald, ist offenkundig. Riegel muß ein vorgeschobener Posten der römischen Kultur gewesen sein, dessen Mittelpunkte Vindonissa-Windisch, Augusta Raurica und endlich Konstanz am Bodensee waren, weiter nördlich natürlich Straßburg.

Ist nach meinen Badener Ergebnissen zweifellos, daß Baden-Baden schon um das Jahr 40 n. Chr. sehr reichlich die südgallische Tonware bezog, so dürfen wir für Riegel mit seiner noch älteren Keramik eine gute Spanne Zeit weiter hinaufrücken.

Die Besiedelung durch Römer hängt mit dem Vorrücken der Reichsgrenze vom Oberrhein nach dem oberen Neckar zusammen, die durch den Germanenkrieg des Pinarius Cornelius Clemens 74 n. Chr. und durch strategische Straßenbauten, sowie durch Verstärkung des obergermanischen Heeres eingeleitet wurde. Das neue Gebiet wurde für Auswanderer geöffnet; es ist begreiflich, daß gerade die uralte Siedelung von Riegel neue Bewohner anlockte. Schon unter Vespasian war Riegel ein bedeutender Platz, entfaltete seine Blüte unter Trajan; es bot in der Folge das Bild eines wohlhabenden Provinzialortes, bis die Stürme der Völkerwanderung auch über diese Stätte einherbrausten.

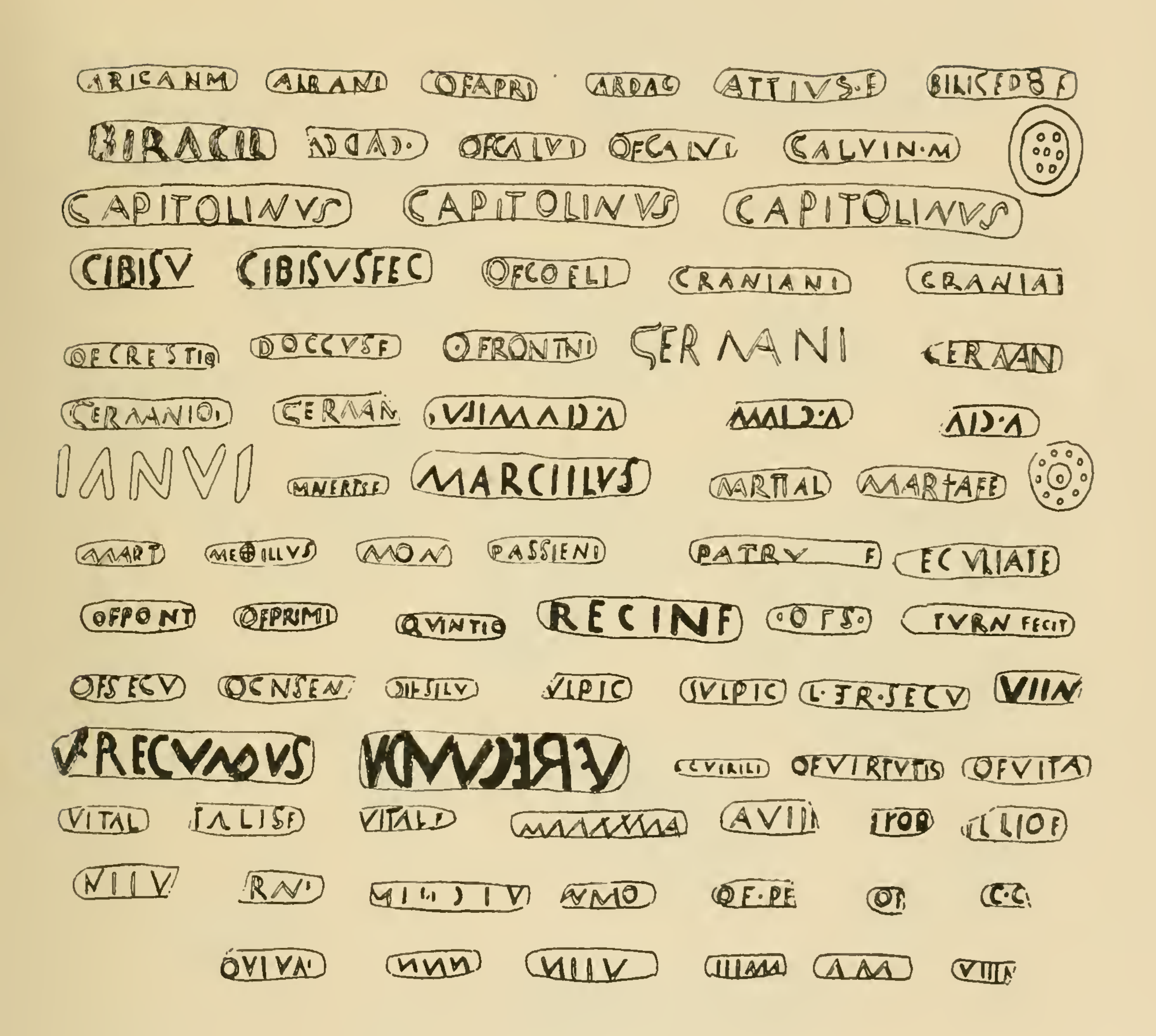
Druckfehler-Berichtigung.

Seite 41 Zeile 6 von unten: am Schluß der Zeile muß es statt »dessen« heißen »de**r**en«.

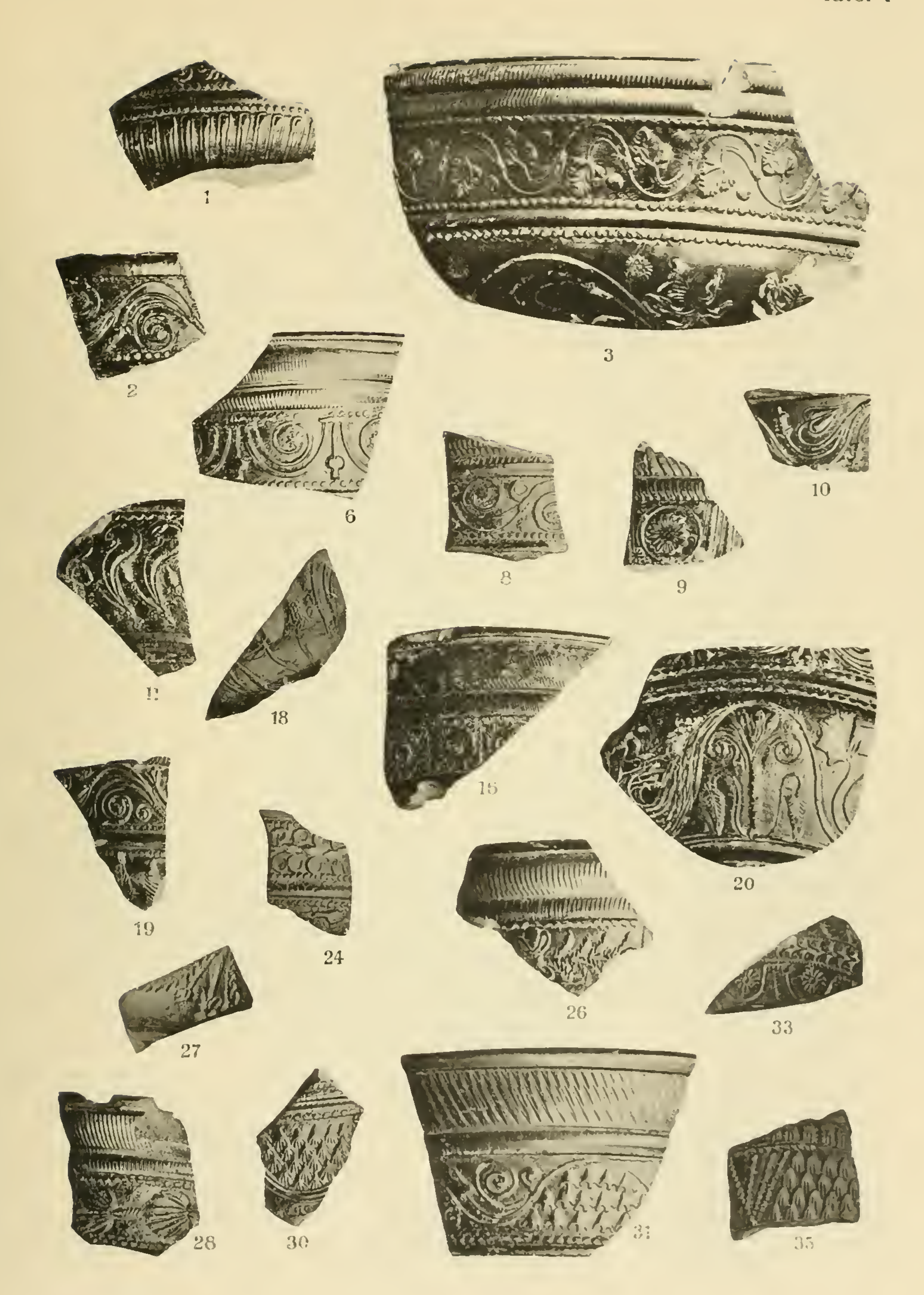
Seite 42 Zeile 2 von oben: in der Mitte der Zeile muß statt »die« stehen »***das***«.

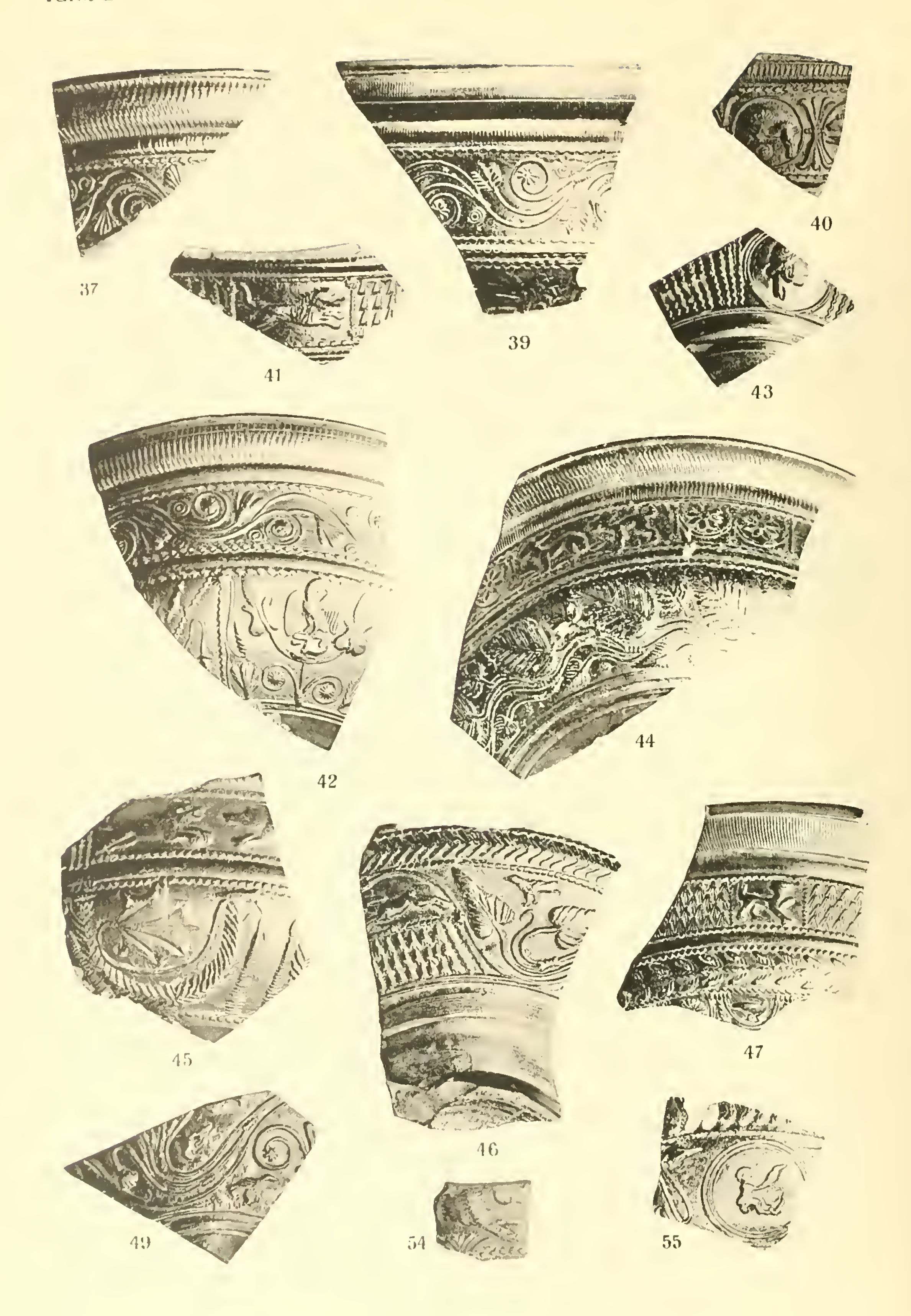
Tafel

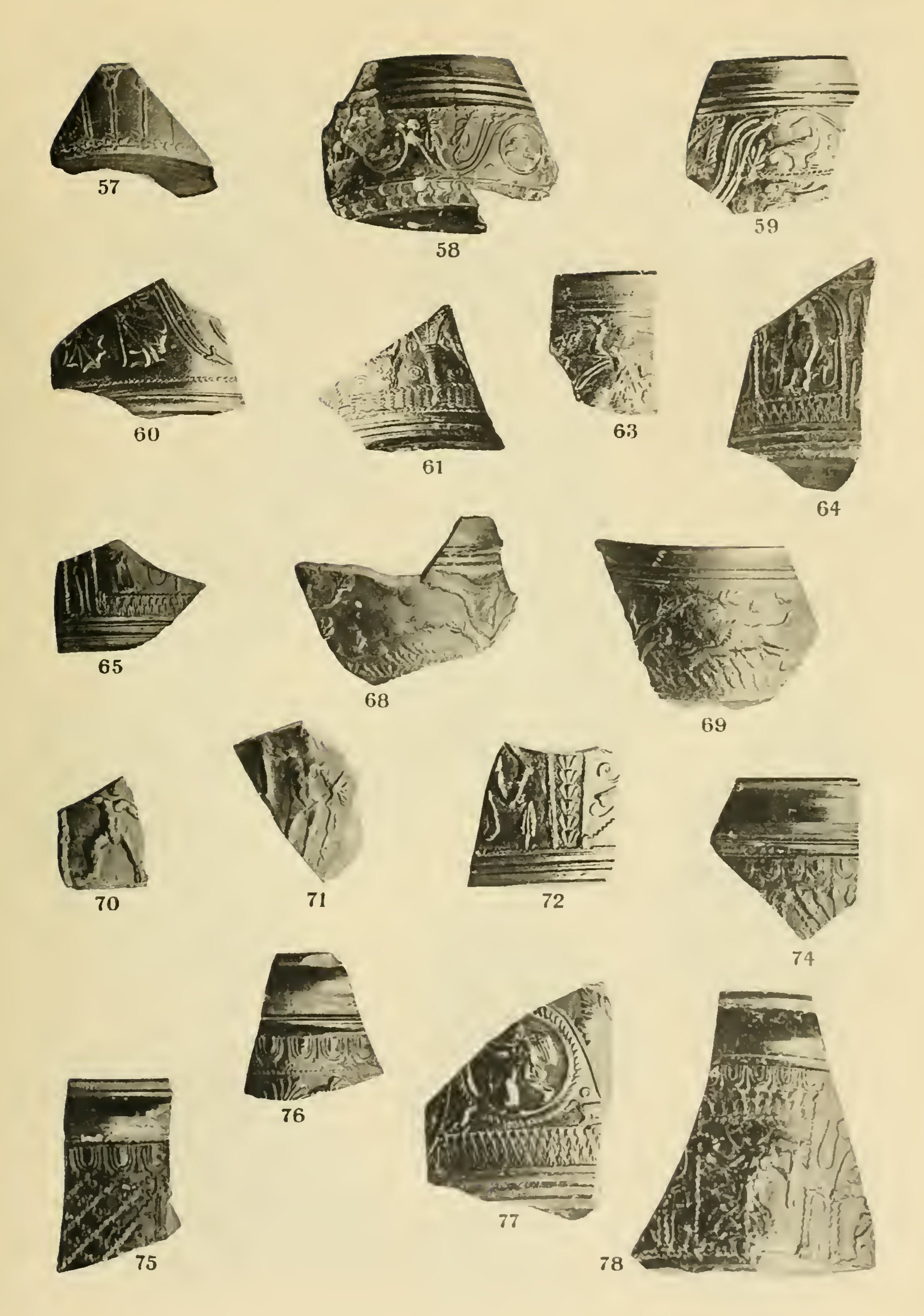
der faksimilierten Stempelnamen.

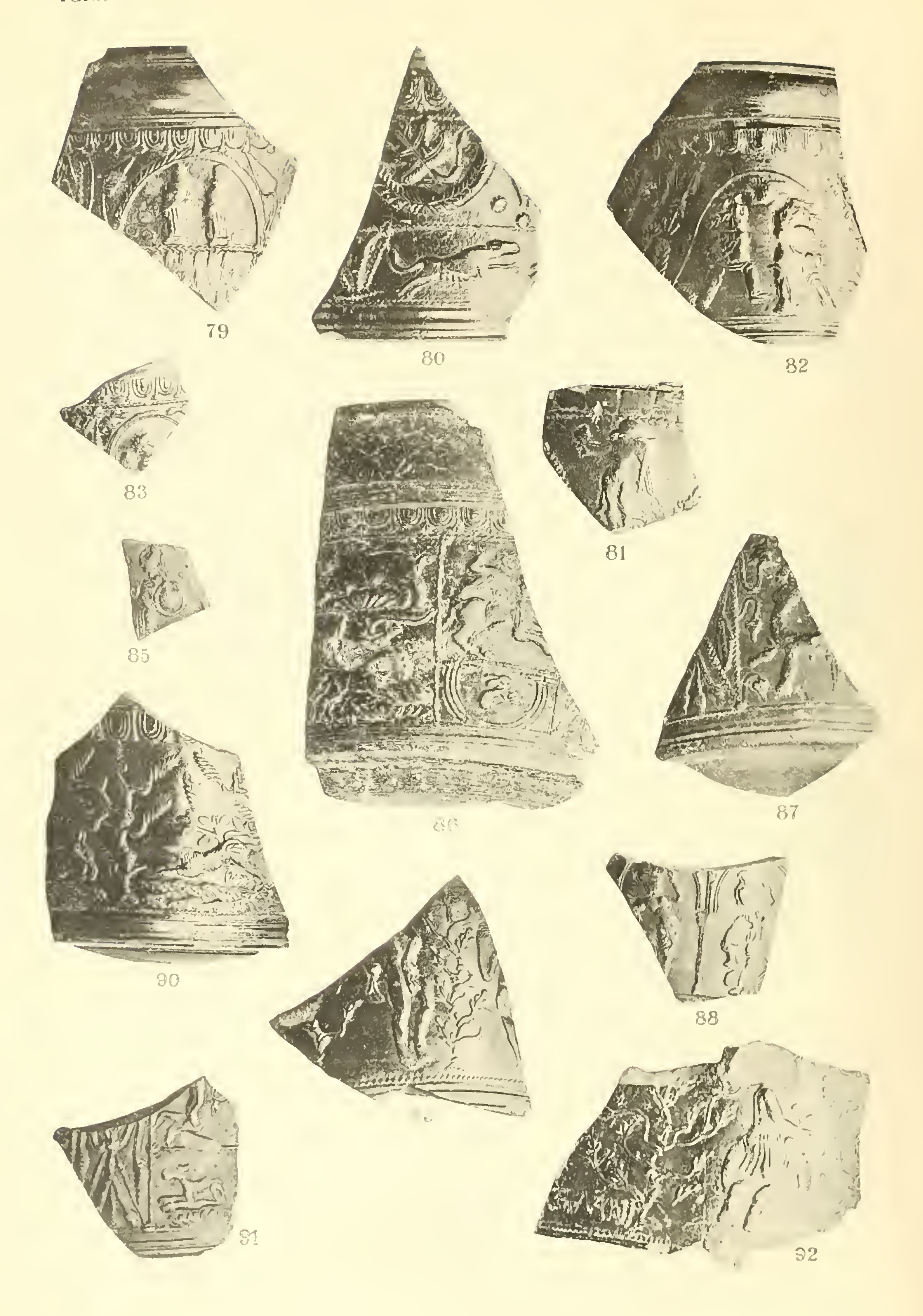


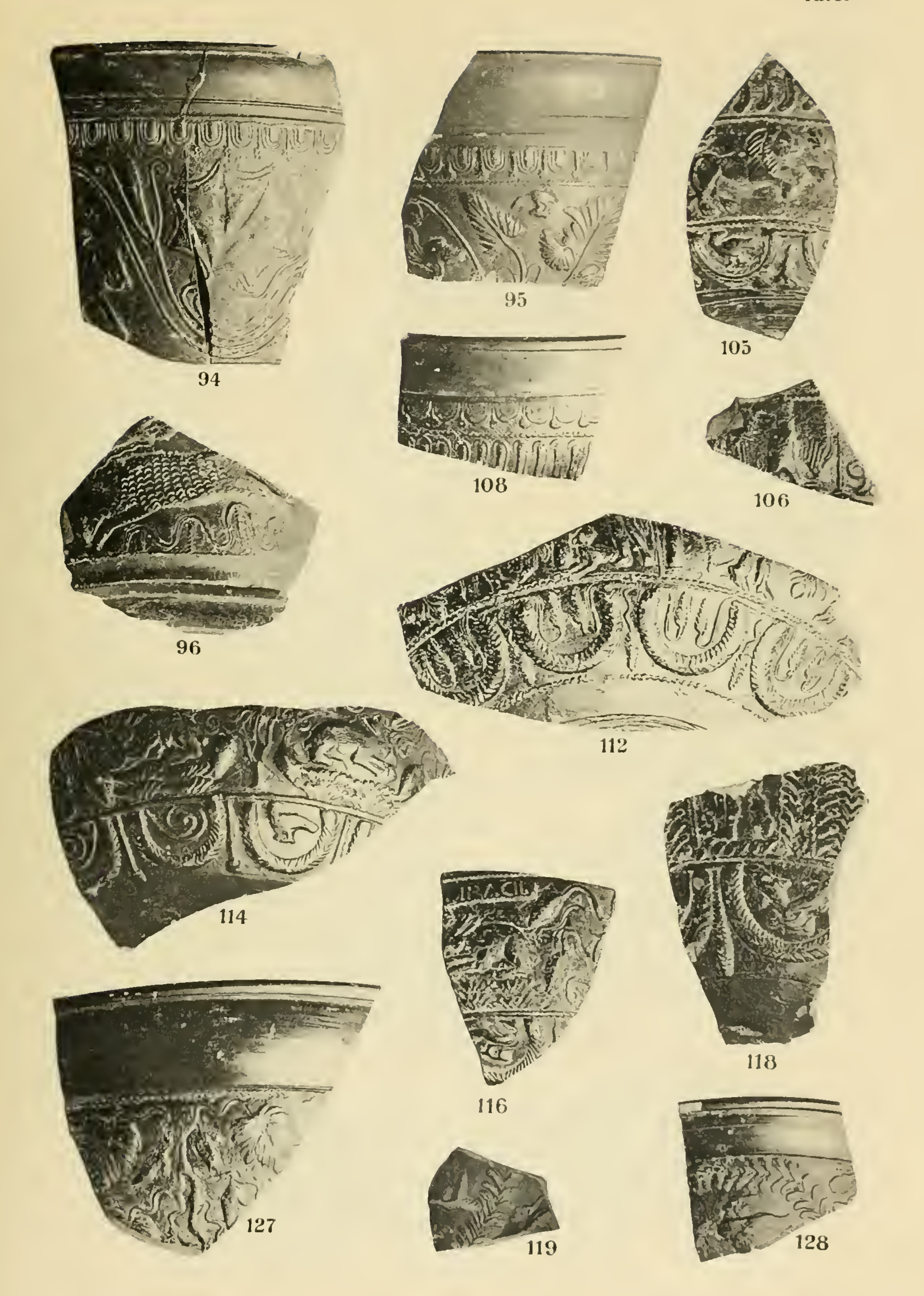
Tafel 1

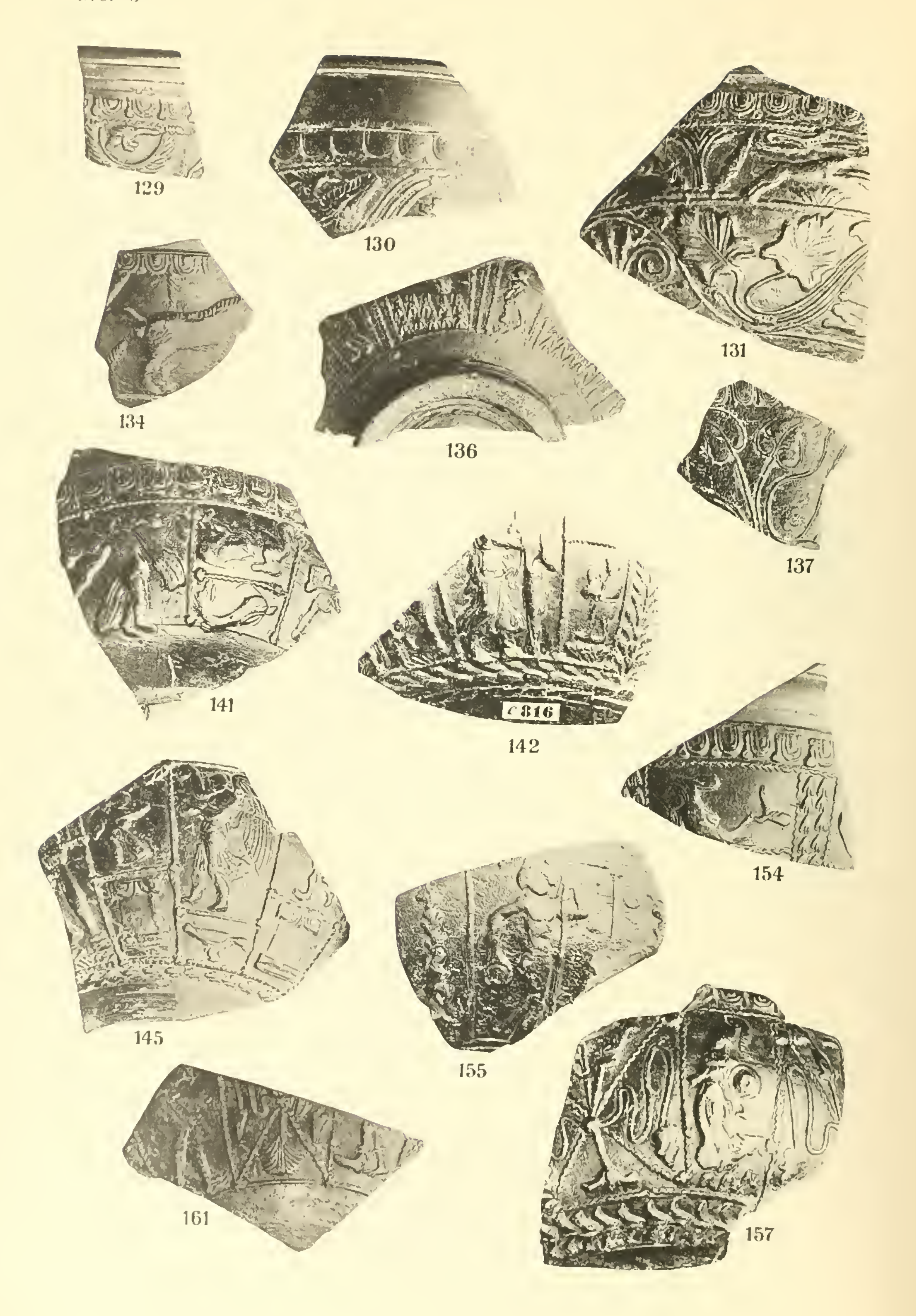



37
39
40
41
43
42
44
45
46
47
49
54
55


57
58
59
60
61
63
64
65
68
69
70
71
72
74
76
75
77
78


79
80
82
83
81
85
87
90
88
91
92

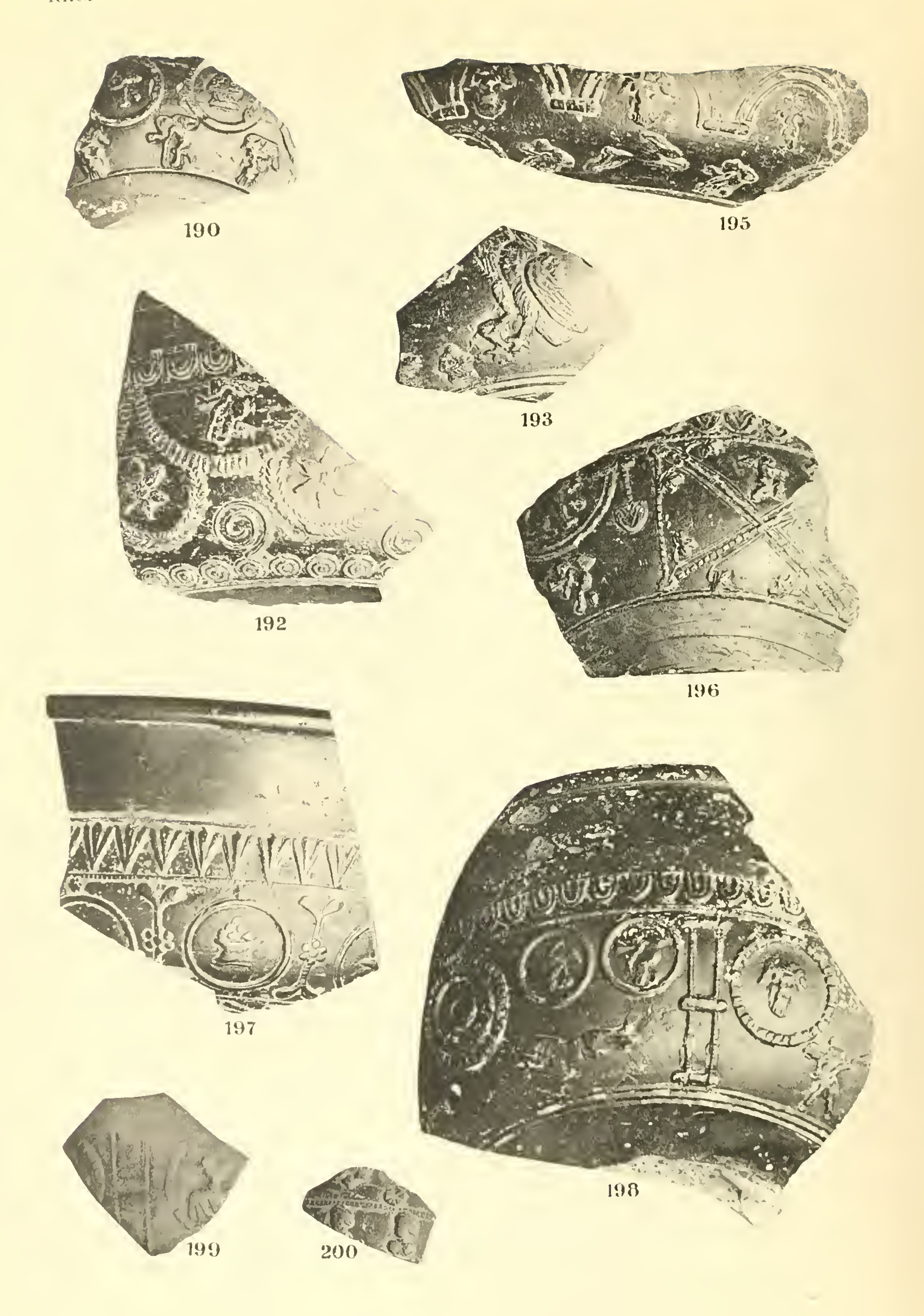

94
95
105
108
106
96
112
114
118
116
127
119
128



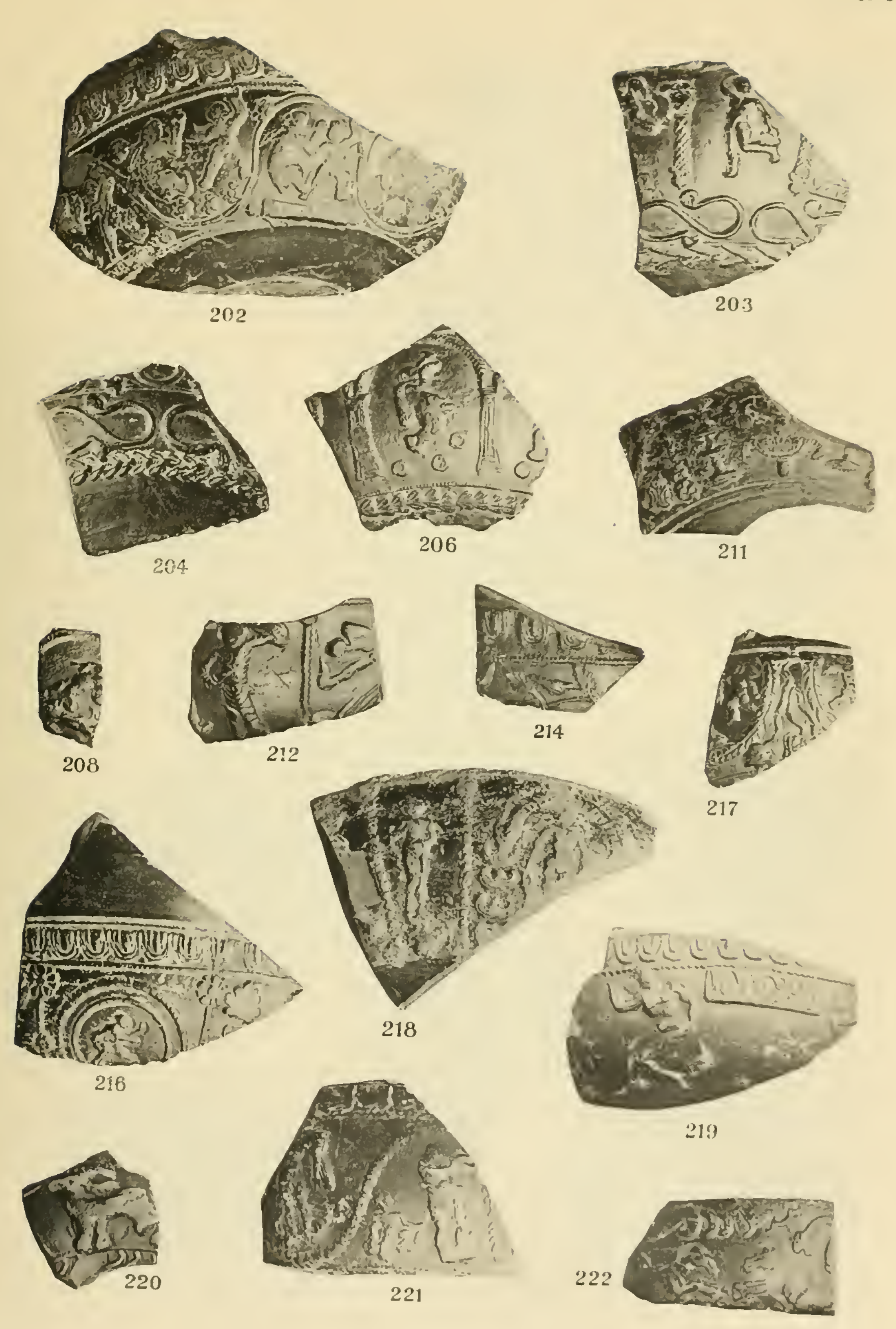
129 130 131 134 136 137 141 142 154 145 155 161 157

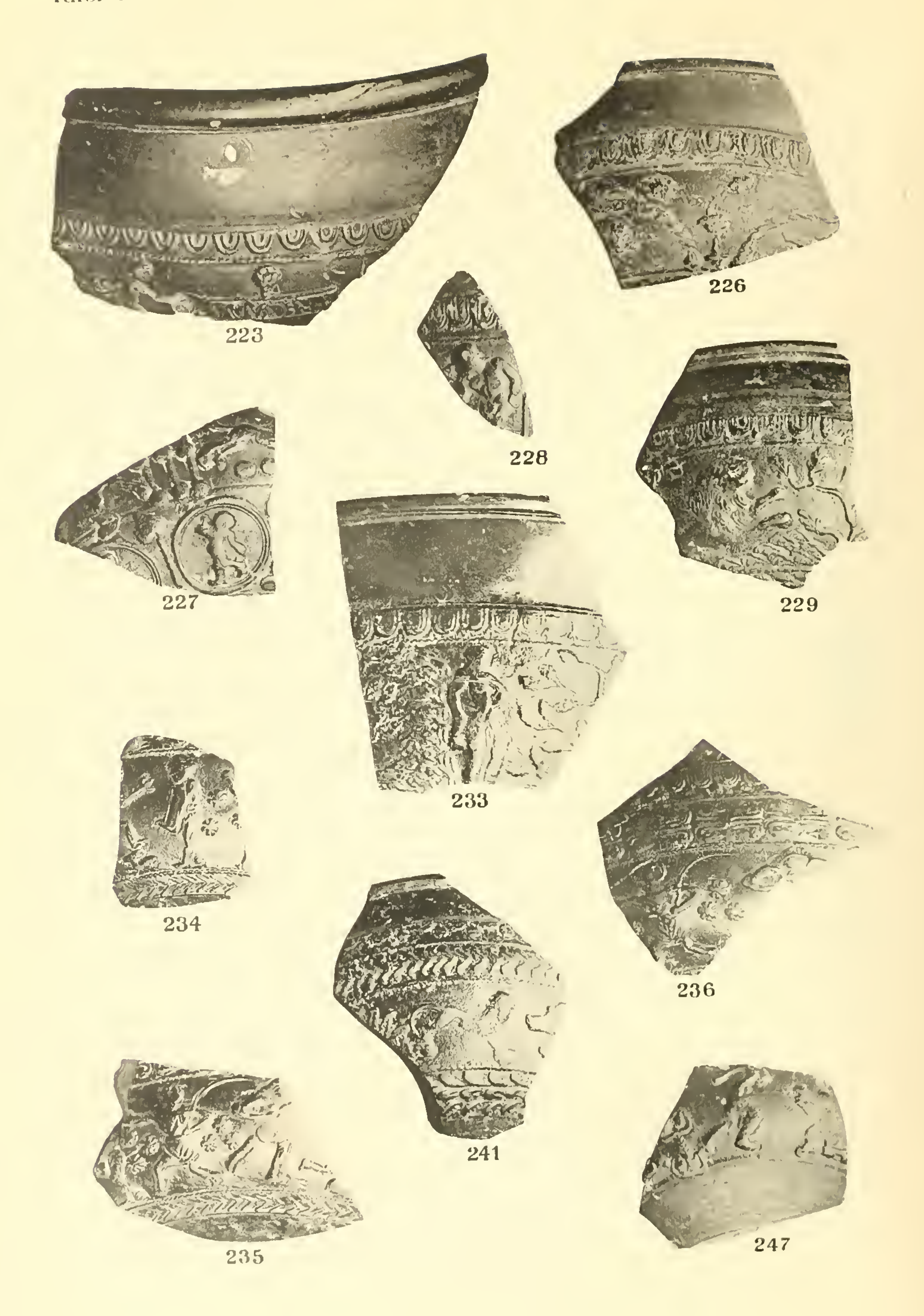

162
168
171
165
172
174
176
178
177
179
182
183
185
186
187
188

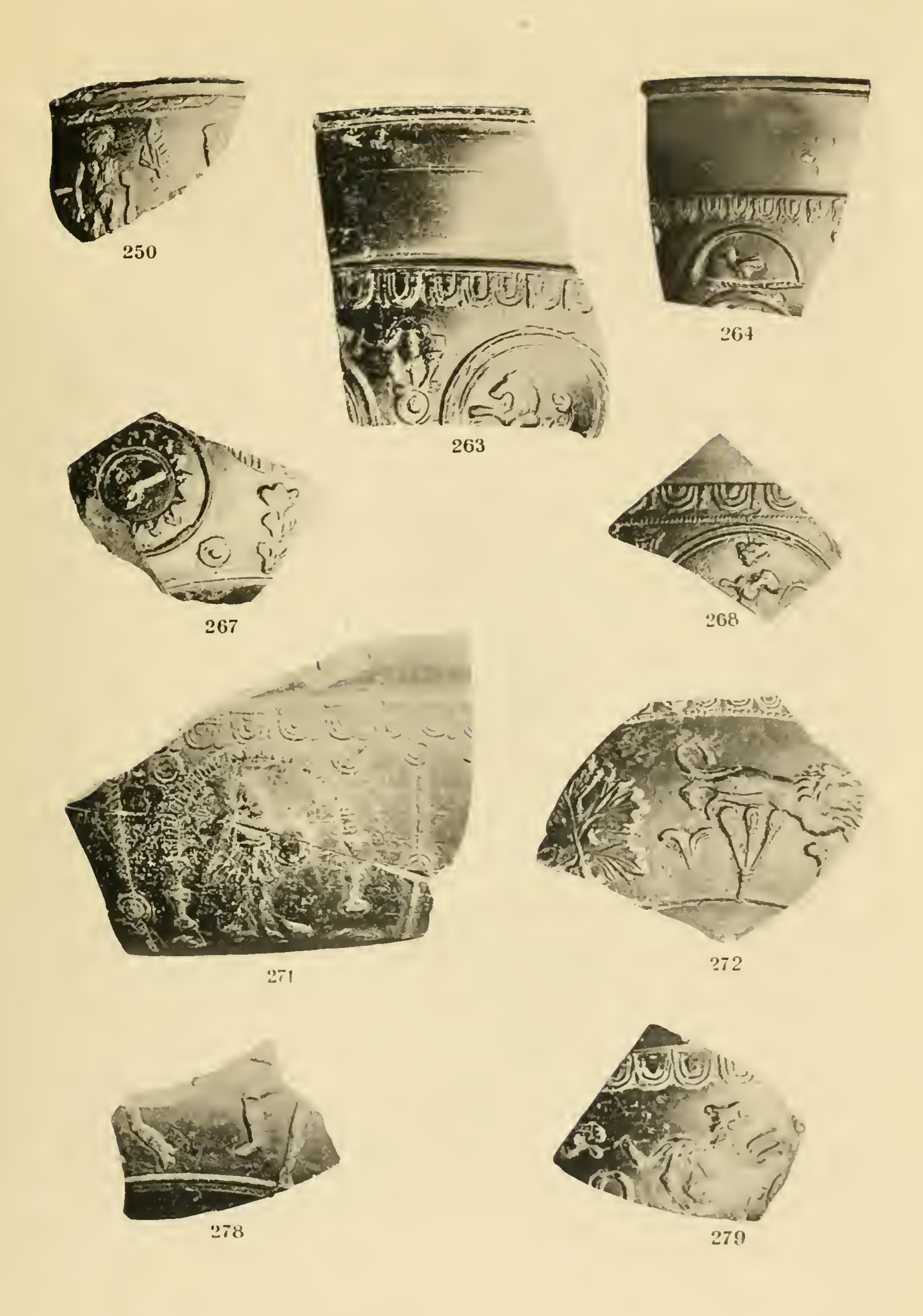
Tafel 8



190 195 193 192 196 197 198 199 200


202
203
204
206
211
208
212
214
217
218
216
219
220
221
222


223
226
228
227
229
233
234
236
241
235
247



250 263 264 267 268 271 272 278 279



